

# Studia Linguistica Germanica

Herausgegeben  
von  
Stefan Sonderegger

31

Walter de Gruyter · Berlin · New York  
1992

Elisabeth Leiss

# Die Verbalkategorien des Deutschen

Ein Beitrag zur Theorie  
der sprachlichen Kategorisierung

Walter de Gruyter · Berlin · New York

1992



Als Habilitationsschrift auf Empfehlung der Philosophischen Fakultät II der Universität  
Erlangen-Nürnberg gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

*Die Deutsche Bibliothek — CIP-Einheitsaufnahme*

**Leiss, Elisabeth:**

Die Verbalkategorien des Deutschen : ein Beitrag zur Theorie der  
sprachlichen Kategorisierung / Elisabeth Leiss. — Berlin ; New  
York : de Gruyter, 1992

(Studia linguistica Germanica ; 31)

Zugl.: Erlangen, Nürnberg, Univ., Habil.-Schr., 1990

ISBN 3-11-012746-6

NE: GT

© Copyright 1992 by Walter de Gruyter & Co., 1000 Berlin 30. —

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung  
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages  
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Satz und Druck: Arthur Collignon GmbH, Berlin

Buchbinderische Verarbeitung: Lüderitz & Bauer-GmbH, Berlin

K92/2494

# Inhalt

## 1. Kapitel: Einleitung

1.1	Grammatische Kategorien und Komplexität . . . . .	1 ✓
1.2	Ikonische Syntax und deiktische grammatische Kategorien . . . . .	5 ✓
1.3	Aufbau der Arbeit . . . . .	12 ✓

## 2. Kapitel: Aspekt

2.1	Aspekt als Basiskategorie . . . . .	15
2.2	Aspekt: eine universale oder eine einzelsprachliche Kategorie? . . . . .	23
2.3	Interne temporale Struktur: weitere Differenzierungsmöglichkeiten . . . . .	30
2.4	Aspektualität, Polarisierung von Verbklassen und Teil-Ganzes-Relationen . . . . .	45
2.5	Aspekt im Gotischen? . . . . .	54

## 3. Kapitel: Passiv

3.1	Definitionsprobleme mit dem Passiv . . . . .	72 ✓
3.2	Funktionsbestimmung des Passivs oder: das Subjektproblem . . . . .	75 ✓
3.3	Passiv und Definitheit . . . . .	84 ✓
3.4	Passiv und Antipassiv . . . . .	88 ✓
3.5	Verbsemantik und Subjekte . . . . .	97 ✓
3.6	Definites und indefinites Passiv . . . . .	106 ✓
3.7	Passiv und Topikalisierung . . . . .	111 ✓
3.8	Weitere Präzisierung der Funktion des Passivs . . . . .	117 ✓
3.9	Das definite Passiv . . . . .	121 ✓
3.10	Referentialität, Wortarten und grammatische Kategorien . . . . .	127 ✓
3.11	Abgeleitetheit versus Unabgeleitetheit des Passivs . . . . .	132 ✓
3.12	Passiv und Markiertheit . . . . .	144 ✓
3.13	Das Passiv und die anderen Kategorien . . . . .	149 ✓

## 4. Kapitel: Zwischen Aspekt und Passiv: das Resultativum

4.1	Das Resultativum <i>sein</i> + Partizip II: Entstehung und Entwicklung . . . . .	156
4.2	Definition des Resultativums . . . . .	164

4.3	Zwischenbetrachtung: „Zustands- und Vorgangspassiv“ . .	174
4.4	Rechtfertigung der unfizierenden Klassifikation von <i>sein</i> + Partizip II . . . . .	182
4.5	Anaphorik und Kataphorik bei den Auxiliärverben <i>haben</i> und <i>sein</i> . . . . .	186
5.	Kapitel: Tempus: zwischen Aspekt und Modus	
5.1	Ein Tempus im Werden: <i>werden</i> + Infinitiv . . . . .	191
5.2	Die Aspektualität des Verbs und die Distribution von Futur und futurischem Präsens . . . . .	198
5.3	Aspektualität, Temporalität, Modalität und <i>werden</i> + Infinitiv . . . . .	208
5.4	Zwischenbetrachtung: Anaphorik, Kataphorik und Modalisierung . . . . .	220
5.5	Die zwei Tempussysteme des Deutschen und die Ambivalenz des Präsens . . . . .	225
5.6	Das Präsens als Schnittpunkt von Tempus und Aspekt . .	231
5.7	Das Präsens im Gegenwartsdeutschen . . . . .	245
5.8	Die Funktionsverbgefüge im Deutschen . . . . .	255
5.9	Das Perfekt im Deutschen . . . . .	271
6.	Kapitel: Zusammenfassung und Ausblick	
6.1	Ergebnisse . . . . .	284
6.2	Ausblick . . . . .	289
	Literaturverzeichnis . . . . .	293
	Autorenregister . . . . .	321
	Stichwortregister . . . . .	325

# 1. Kapitel: Einleitung

## 1.1 Grammaticische Kategorien und Komplexität

Die grammatischen Kategorien werden immer noch so beschrieben, wie einst die sprachlichen Laute, bevor durch JAKOBSON und TRUBETZKOJ die Begriffe der distinktiven Merkmale und der Markiertheitsrelationen eingeführt worden sind; das heißt, als voneinander isolierte Entitäten, die nicht mehr weiter zerlegbar sind. Zwar sind Feststellungen der Art, daß eine grammatische Erscheinung, etwa eine spezifische Tempusform, markierter sei als eine andere, häufig und üblich. Solche Feststellungen bleiben jedoch meist auf eine einzige grammatische Kategorie beschränkt. Wenn Merkmalsmatrizen aufgestellt werden, dann z. B. um die Tempora voneinander zu differenzieren oder um das Zustandspassiv vom Vorgangspassiv abzugrenzen. Solche auf eine Kategorie begrenzten Analysen sollen hier nicht angegriffen werden. Sie sind schon deshalb notwendig und berechtigt, weil die Analyse mehrerer grammatischer Kategorien ungleich mehr an Aufwand erfordert und auf solche Einzelanalysen angewiesen ist. Auf diese Weise lassen sich jedoch nur streng begrenzte Einsichten gewinnen. Man stelle sich vor, man würde sich bei der Analyse des Phonemsystems einer Sprache auf die Beschreibung eines Subsystems beschränken. Dazu kommt, daß die Anzahl der Merkmale, die zur Differenzierung der Kategorien verwendet werden, die Anzahl der beschriebenen Kategorien übertrifft. Ein Phonologe wird sicher immer mit weniger distinktiven Merkmalen arbeiten wollen als das Phonemsystem Phoneme enthält.

Was fehlt, ist eine die Einzelkategorien überschreitende Merkmalsanalyse der grammatischen Kategorien. Dabei hat bereits JAKOBSON 1957 am Beispiel des russischen Verbs skizziert, wie eine solche Analyse aussehen könnte. Er übertrug dabei konsequent die Merkmalsanalyse vom Gebiet der Phonologie auf das der Morphologie. Doch JAKOBSONS Ansatz hat keine systematische Anwendung bei der Beschreibung und Erklärung der Verbalkategorien des Deutschen oder anderer mir bekannter Sprachen gefunden. Wenn ich hier JAKOBSONS Skizze aufgreife, dann weil in ihr eine Analyse vorgeschlagen wird, die grundlegend mit der Intuition, durch die diese Arbeit motiviert worden ist, übereinstimmt. Der Grundgedanke ist, daß die verschiedenen grammatischen Kategorien einer Sprache einen jeweils unterschiedlichen Status haben, was ihre Komplexität betrifft. Die einfacheren Kategorien stellen die elementaren Bausteine der komplexeren

Kategorien dar und bilden so das Fundament für die kategoriale Architektur einer Sprache.

Ziel dieser Arbeit ist es, am Beispiel des Deutschen die Verbalkategorien Aspekt, Genus verbi, Tempus und ansatzweise Modus in einem die Einzelkategorien überschreitenden Zusammenhang zu beschreiben. Ein weiteres Ziel ist es, die Relationen zwischen den Kategorien zu bestimmen. Überschneidungen zwischen den einzelnen Kategorien oder Affinitäten von Kategorien zueinander wurden immer wieder festgestellt. Die Reaktionen auf solche Befunde sind unterschiedlich. Manchmal begnügt man sich mit der resignativen Bemerkung, daß die Sprache als ein ständig sich in Fluß befindlicher Untersuchungsgegenstand nicht mit starren Rastern erfaßt werden könne. Extremere Temperamente setzen solcherlei affine Kategorien einander gleich; so behauptet etwa BEEDHAM 1982, das Passiv sei ein Aspekt. Die Behauptung, das Futur im Deutschen sei ein Modus, entspringt dem gleichen Lösungsverhalten, das naturgemäß regelmäßig Kontroversen auslöst, da es die sprachliche Intuition von Kollegen aufs Empfindlichste beleidigt. Ein schon sehr differenziertes Vorgehen ist der Versuch, affine oder 'ähnliche' Kategorien auseinander abzuleiten (ein Vorschlag, der sich beim perfektiven Aspekt im Zusammenhang mit Vergangenheitsstempora aufdrängt). Doch dieser naheliegende Schluß scheint nicht der Logik, die der Sprache inhärent ist, zu entsprechen. Der graue Bereich zwischen den Kategorien wird manchmal auch im Sinne der Prototypentheorie (ROSCH) erklärt. Danach bestehen alle kognitiven Kategorien aus zentralen und peripheren Elementen. Die kategorialen Zentren werden von den Elementen gebildet, die die meisten gemeinsamen Merkmale mit den übrigen Elementen teilen. Sie wirken wie Magneten und ziehen ähnliche Elemente an sich. Zwischen den so gebildeten kategorialen Klassen bestehen Übergangszonen mit untypischen Repräsentanten der jeweiligen Klassen. Die kategorialen Ränder sind also unscharf. Grammatische Phänomene, die schwer einzuordnen sind, werden inzwischen nicht selten mit dem Hinweis auf ROSCH als periphere kategoriale Elemente bestimmt. In dieser Arbeit soll gezeigt werden, daß gerade der sogenannte unscharfe Bereich zwischen den Kategorien ein hohes Maß an Ordnung aufweist. Die Relationen zwischen den Kategorien sind regelgeleitet und notwendig. Sie können, um ein Ergebnis der Arbeit anzudeuten, als hierarchische Beziehungen oder expliziter als Implikationsrelationen bezeichnet werden. Die Markiertheitswerte der Kategorien lassen sich als Anziehungskräfte beschreiben, die die Einzelkategorien überschreiten und somit binden.

Der Bezug auf JAKOBSON und die Zielsetzung der Arbeit verweisen auf die Nähe zur Markiertheitstheorie, wie sie im Rahmen der Natürlichen Morphologie von DRESSLER, MAYERTHALER, PANAGL, WÜRZEL u. a. vertreten wird (vgl. DRESSLER et al. 1987). Das Paradigma der Natürlichen

Morphologie erwies sich als am geeignetsten, um den zentralen Gedanken auszuarbeiten, durch den diese Arbeit motiviert ist. Es geht darum zu zeigen, daß die grammatischen Kategorien nicht als Inventar von Kategorien, das für jede Sprache bestimmt werden kann, verstanden werden dürfen. Es gibt keine einzelnen gleichrangigen Kategorien, wie allgemein angenommen wird. Vielmehr lassen sich alle Kategorien aus einer Kategorie bzw. einer Grunddifferenzierung ableiten. Die Basiskategorie läßt sich vom ‚natürlichen‘ egozentrischen Standpunkt des Sprechers ableiten. Die Entfaltung der Differenzierung, die zum schrittweisen Aufbau der unterschiedlichen Kategorien führt, besteht in der Zunahme der Markiertheitsrelationen.

Der ungewöhnliche Gedanke, daß alle grammatischen Kategorien nur Phasen eines einzigen kategorialen Entfaltungsprozesses sind, wurde von GUILLAUME an einer zentralen Stelle in *Temps et verbe* geäußert. Er bezieht sich zwar nur auf die Verbalkategorien Aspekt, Tempus und Modus. Das Beispiel verrät aber gleichzeitig eine völlig neue Theorie der sprachlichen Kategorisierung (GUILLAUME 1929/1965: 11)<sup>1</sup>:

Aspekt, Modus und Tempus beziehen sich nicht, wie es die traditionelle Grammatik lehrt, auf Phänomene unterschiedlicher Natur, sondern auf interne Phasen eines einzigen Phänomens: der Chronogenese; kurz, Aspekt, Modus und Tempus repräsentieren ein und dieselbe Sache als unterschiedliche Momente ihrer selbst betrachtet.

Mit dem Terminus der Chronogenese bezeichnet GUILLAUME den mentalen Prozeß der Bildung von „Zeitbildern“, der nur durch „Spatialisierung“ möglich ist. Diese sprachliche Verräumlichung von temporalen Bildern kann auf unterschiedlich komplexe Art erfolgen, was sich jeweils in der Realisierung von unterschiedlichen, ganz spezifischen grammatischen Kategorien ausdrückt. Der Begriff der Chronogenese besagt bei GUILLAUME außerdem, daß diese Prozesse jeweils verschieden lange Dauer haben, was ihre Erzeugung betrifft. Der Begriff der Dauer ist hier nicht metaphorisch gemeint, sondern bezieht sich auf reale psychische Prozesse. Die Kategorie des Aspekts ist nach dieser Auffassung ein einfacheres Zeitbild als die Tempuskategorie. Wird der Erzeugungsprozeß einer Kategorie früh abgebrochen, so wird auf der Ebene der linearen sprachlichen Äußerungen die Aspektkategorie sichtbar. Die Tempuskategorie ist das Ergebnis eines erst später gestoppten Prozesses der Chronogenese. GUILLAUMES Ansatz zu einer Theorie der sprachlichen Kategorisierung wird durch die Ergebnisse aus den Bereichen der Psycholinguistik, der Historiolinguistik und der Deixisforschung zunehmend bestätigt. Beim Kinderspracherwerb werden die grammatischen Kategorien in einer spezifischen,

---

<sup>1</sup> Übersetzung von mir.

unumkehrbaren Reihenfolge erworben (STUTTERHEIM 1986). Auch bei Sprachwandelprozessen wird zunehmend eine Gerichtetheit beim Aufbau und Abbau von grammatischen Kategorien festgestellt (ERHART 1985). Die Untersuchung deiktischer Kategorien im Bereich der Grammatik fördert schließlich immer mehr die Einsicht, daß die verschiedenen Kategorien voneinander abgeleitet sind (RAUH 1988).

Auch wenn JAKOBSONS Interesse nicht primär dem Prozeß der sprachlichen Genese oder Generierung von Kategorien galt, so zeigt sich doch eine wesentliche Übereinstimmung seiner Grundkonzeption mit der von GUILLAUME. JAKOBSON definiert mit Hilfe von zwei Basisdifferenzierungen und den daraus resultierenden Merkmalen die grammatischen Kategorien so, daß die Inklusion ganzer Einzelkategorien in anderen Kategorien deutlich wird.

JAKOBSON bezieht sich auf eine größere Anzahl von Kategorien als GUILLAUME. Er geht zunächst nur von zwei kategorialen Grundeinheiten aus, indem er zwischen dem erzählten Ereignis (E; event) und dem Partizipanten am Ereignis (P) unterscheidet. Als nächstes differenziert er zwischen Ereignissen und Partizipanten, die in einem Bezug zum Sprechakt stehen und solchen, die als vom Sprechakt unabhängig definiert werden können. Mit anderen Worten, es gibt deiktische und nichtdeiktische Es und Ps. Nichtdeiktisch sind alle sprachlichen Elemente, bei denen sich die Bedeutung unabhängig von der Sprechsituation konstituiert. Deiktisch sind dagegen *ich*, *hier*, *morgen*. Ihre Bedeutung wird jeweils durch den Bezug auf die Sprechsituation vervollständigt.

Mit den durch zwei Basisoppositionen erzeugten vier Grundelementen gelingt es JAKOBSON, die Verbalkategorien des Russischen so zu beschreiben, daß die gemeinsamen Merkmale sichtbar bleiben. Den Aspekt definiert er als Ereignis, das in keinem Bezug zum Sprechakt steht. Es handelt sich also um eine nichtdeiktische Kategorie. Es gibt bei JAKOBSON einfache Kategorien wie die des Aspekts oder des Numerus (P; nichtdeiktisch) und komplexe Kategorien, die sich aus zwei oder mehreren deiktischen und oder nichtdeiktischen Ps und Es zusammensetzen. Dazu gehören Tempus, Modus und Genus verbi. An Stelle von Details gebe ich hier das Konzentrat der für diese Arbeit wichtigsten Punkte von JAKOBSONS Theorie wieder:

Die einfachen Kategorien sind alle nichtdeiktisch. JAKOBSON weist nicht explizit darauf hin. Es ist nur auffällig, daß er die einfachen Kategorien wie Numerus und Aspekt in keinem Bezug zum Sprechakt sieht. Alle deiktischen Es und Ps treten bei ihm nur in Kombination mit nichtdeiktischen Kategorien auf. Die Tempuskategorie besteht aus einem nichtdeiktischen E und einem deiktischen P. Sie enthält also den als nichtdeiktisches E definierten Aspekt als konstitutives Element. Die Moduskategorie wird durch ein kategoriales Element reicher dargestellt als die Tempuskategorie.

Deiktische Kategorien sind bei JAKOBSON immer komplexe Kategorien. Das Umgekehrte gilt nicht. Es gibt auch komplexe Kategorien, die nur aus nichtdeiktischen Elementen bestehen. Die deiktischen Kategorien bezeichnet JAKOBSON als Shifter, alle anderen Kategorien als Nonshifter. Auf ein Beispiel für eine komplexe nichtdeiktische Kategorie soll hier verzichtet werden. JAKOBSON bezieht sich auf den Ausdruck der Genusdifferenzierung beim Verb, die so im Deutschen nicht vorkommt.

Im Unterschied zu JAKOBSON wird in dieser Arbeit die Auffassung vertreten, daß alle morphologisch sichtbaren grammatischen Kategorien Shifter sind. Auch der Aspekt ist ein Shifter. Der Aspekt wurde bereits von HEGER 1963 und jüngst von FUCHS 1988 so definiert. Diese Auffassung widerspricht zwar den etablierten Definitionen des Aspekts (COMRIE 1976, LYONS 1977); sie scheint sich jedoch zunehmend durchzusetzen. Vor allem im Rahmen der Natürlichen Morphologie werden alle grammatischen Morpheme als deiktische bzw. indexikalische Zeichen betrachtet: „All proper names, pronouns, and all grammatical morphemes (inflectional and derivational [...]) are indexical and, of course, symbolic at the same time“ (DRESSLER/MAYERTHALER 1987: 17).

## 1.2 Ikonische Syntax und deiktische grammatische Kategorien

Die Unterscheidung von Shiftern und Nonshiftern bzw. von deiktischen und nichtdeiktischen sprachlichen Zeichen hat entscheidende Folgen für das Verständnis der grammatischen Kategorien.

Als Kennzeichen menschlicher Sprache gilt allgemein, daß sie symbolischer (Zeichen-)Natur ist. Dieses symbolische Zeichensystem funktioniert unabhängig von Ort und Zeit. Symbolische Zeichen sind unabhängig

- a) von konkreten Verweisungsrelationen und
- b) von Ähnlichkeitsrelationen.

Zeichen, die auf einen Gegenstand deuten, werden als indexikalische oder deiktische Zeichen bezeichnet. Zeichen, die mit den von ihnen repräsentierten Gegenständen Ähnlichkeit aufweisen, sind ikonische Zeichen. Die Unterscheidung von Index, Ikon und Symbol geht auf PEIRCE zurück und wurde von JAKOBSON (1965/1971: 347) übernommen. Symbolische Zeichen sind kontextunabhängig. Die Beziehung zwischen signifié und signifiant, zwischen Inhalt und Ausdruck wird allgemein als arbiträr bestimmt.

Die Arbitrarität des sprachlichen Zeichens wird allgemein überschätzt. Vor allem im Bereich der grammatischen sprachlichen Zeichen bestehen nichtarbiträre Relationen. Mit den Shiftern werden Indexfunktionen, die



außerhalb der Symbolfunktion der Sprache an Ort und Zeit gebunden sind, wieder in die Sprache eingeführt. Durch diese Reintegration entsteht eine Kombination von symbolischen und indexikalischen Zeichenfunktionen, allerdings auf einer höheren Ebene. Die Kombination von symbolischer und indexikalischer bzw. deiktischer Zeichenfunktion stellt eine weit komplexere Klasse von Zeichen dar als die Klasse rein symbolischer Zeichen. Für eine solche Annahme spricht, daß diese sekundären sprachlichen Zeichen zu den schwierigsten Lernprozessen beim Kindspracherwerb gehören. So wird die richtige Verwendung der Personalpronomen erst spät beherrscht. Ebenso stellt das Tempus, wie inzwischen mehrfach gezeigt werden konnte (Überblick in STEPHANY 1985), eine weit schwierigere Kategorie dar als die nichtdeiktische (eigentlich schwach deiktische) Kategorie des Aspekts. So kommt es, daß beim Spracherwerb die Tempusflexive zuerst aspektuell gedeutet und verwendet werden. Diese Beobachtungen gelten für den Zweitspracherwerb in gleichem Maß wie für den Kindspracherwerb.

Durch die Shifter wird die Arbitrarität der Sprache erheblich reduziert. JAKOBSON hat nicht nur auf die deiktischen Elemente in der Sprache aufmerksam gemacht, sondern auch auf die ikonischen (JAKOBSON 1965/1971). Dieser Ansatz findet zunehmend Beachtung (z. B. MAYERTHALER 1981; SHAPIRO 1983; DRESSLER 1987).

Auch die ikonischen Funktionen werden durch die grammatischen Kategorien in die Sprache integriert. Das bekannteste Beispiel ist die Numeruskategorie. Der Plural wird im übereinzelsprachlichen Maßstab durch ‚mehr‘ Zeichen markiert als der Singular. Gäbe es nicht einige Ausnahmen, die regelmäßig Erstaunen hervorrufen (Genitiv Plural im Russischen), so würde diese Erwartungshaltung nicht einmal ins Bewußtsein dringen. Beispiele für ikonische Zeichen lassen sich weniger leicht finden, weil sie durch ihre Ikonizität so ‚natürlich‘ sind, daß sie der Wahrnehmung entgehen. Sie sind in einem Maß unsichtbar, daß man sie besser nicht bei den morphologisch sichtbaren grammatischen Kategorien sucht. In diesem Sinn gibt die Numeruskategorie nicht das beste Beispiel für ein ikonisches Zeichen ab. Es ist für den Anfang nur als Verständnishilfe gedacht.

Die grammatischen Kategorien haben die Funktion, so fasse ich meine These zusammen, primär indexikalische und ikonische Zeichenfunktionen in das arbiträre Symbolsystem der Sprache einzugliedern. Die wesentliche Funktion aller grammatischen Zeichen besteht in der Entarbitrarisierung von Sprache. Die grammatischen Zeichen, die im Spracherwerb erst sekundär erworben werden, remotivieren die symbolischen Zeichen. Ohne dieses Ökonomieprinzip, welches diese motivierenden, ‚natürlichen‘ Zeichenfunktionen darstellen, wäre die menschliche Sprache nicht möglich, jedenfalls nicht mit gleicher Effizienz. Ein gleichermaßen effektives, rein arbitä-

res Zeichensystem wäre kognitiv nicht zu bewältigen. Die grammatischen Kategorien sind somit mehr als nur der Ausdruck sprachlicher Musterbildung. Die Rekurrenz der grammatischen Markierungen ist auch mehr als nur der Reflex ökonomischer Abstraktionen von häufig zu versprachlichenden Inhalten und Relationen der artspezifischen Umwelt des Menschen. Die grammatischen Kategorien sind in ihrer Qualität als indexikalisch-symbolische und ikonisch-symbolische Zeichen eine Zeichenklasse von grundsätzlich anderer Beschaffenheit.

Auch zwischen den primären indexikalischen Zeichen und den sprachlichen indexikalischen Zeichen besteht ein entscheidender Unterschied. Kennzeichnend für das rein indexikalische Zeichen ist es, daß der Standort, von dem aus verwiesen wird, bekannt ist. Mit der grammatischen Deixis verhält es sich umgekehrt. Ihre Funktion besteht darin, den Standpunkt des Betrachters erst zu orten. Der Ausgangspunkt der Deixis muß festgelegt werden. Die grammatischen Kategorien müssen den Standpunkt, von dem aus verwiesen werden soll, erst signalisieren. Bei nichtsprachlicher Deixis ist dieser Standpunkt bekannt. Der Gegenstand, auf den verwiesen werden soll, ist dagegen unbekannt. Bei sprachlicher Deixis sind umgekehrt die möglichen Gegenstände mit Hilfe der symbolischen lexikalischen Zeichen bereits teilidentifiziert. Nicht das Ziel der Referenz, sondern der Ort, von dem die Referenz ihren Ausgang nimmt, muß festgelegt werden. Das ist deshalb notwendig, weil der Referenzausgangspunkt nicht mit dem Standort des Sprechers übereinstimmen muß. Die Funktion der grammatischen Kategorien besteht darin, den Ort zu rekonstruieren, von dem aus auf die Welt verwiesen wird. Die morphologischen Markierungen der grammatischen Kategorien ermöglichen es damit, unabhängig vom Hier und Jetzt auf den außersprachlichen Kontext zu verweisen. Übereinstimmungen mit dem Hier und Jetzt müssen nicht signalisiert werden. Sie stimmen mit den Präsuppositionen des Hörers überein. Das Präsens ist aus diesem Grund notwendig unmarkiert. Die Abweichungen von den Präsuppositionen des Hörers können mehr oder weniger groß sein. Der Umfang der Abweichungen bestimmt das Ausmaß der notwendigen grammatischen Markierungen.

Die Rekonstruktion des Referenzausgangspunkts hat eine entscheidende Funktion: sie ermöglicht durch ihre Orientierungshinweise die Einschränkung der möglichen Kontexte und erleichtert so die Einführung von ‚Weltwissen‘ zusätzlich zum vorgegebenen sprachlichen Wissen, das durch die semantischen Merkmale der Lexeme repräsentiert ist. Diese Aktualisierung des Weltwissens ist unabdingbar notwendig, weil die spezifischen sprachlichen semantischen Merkmale zu abstrakt sind, als daß eine Konkretisierung von Inhalten möglich sein könnte. Jedes Lexem hat einen äußerst abstrakten Inhalt, der metasprachlich durch eine Merkmalsmatrix annähernd übersetzt werden kann. Es gibt keinen *Vogel* und keinen *Stein*. Durch

die Lexeme werden nur Abstrakta wiedergegeben, die die unendlichen Variationen der außersprachlichen Wirklichkeit auf einen Nenner bringen. Die Hauptfunktion der grammatischen Kategorien besteht darin, eine Referenzbasis zu schaffen, von der aus die abstrakten sprachlichen Inhalte rekonkretisiert werden können. Diese Rekonkretisierung und Rekontextualisierung wird in eingeschränktem Maß bereits durch die Kookkurrenz der einzelnen Lexeme eingeleitet. Die Kookkurrenz von Lexemen ermöglicht eine Monosemierung dieser Lexeme: Man vergleiche *er lebt auf dem Land* vs. *er möchte in ein anderes Land ziehen*. Diese Monosemierungsfunktion ist anderer Art als die der grammatischen Konkretisierung. Durch die lexikalische Monosemierung wird auf ein semantisches Subsystem verwiesen. Durch die grammatische Deixis, welche das Zentrum des jeweiligen Redeuniversums rekonstruiert, wird der rein sprachliche Kontext aufgebrochen. Der Hörer bzw. Rezipient der sprachlichen Äußerung kann den Bezugspunkt des Autors (gesprochener oder geschriebener Sprache) lokalisieren. Das Zentrum des Redeuniversums wird mittels der grammatischen Kategorien fokussiert. Das dazugehörige und bekannte Weltwissen wird aktualisiert. Die sprachlichen Einheiten nehmen auf diese Weise auf ein konkretes Universum Bezug. Durch diese Konkretisierung wird der notwendige Übergang von der Bedeutung zur Referenz gewährleistet, was mit rein symbolischen Zeichen ohne die Leistung der grammatischen Kategorien nicht möglich wäre.

Diese Konkretisierung erfolgt im Subjekt. Es ist die Einheit, auf die die grammatischen Kategorien deuten. Der Sonderstatus des Subjekts, der intuitiv immer einsehbar, sonst aber schwer nachzuweisen war, bekommt so seine Erklärung. Bisher waren Begriffe wie Thema oder Agens die Stützen von Subjektsdefinitionen. Die Korrelationen von Subjekt mit Thema und/oder Agens sind so stark, daß das Fehlen einer eigenständigen Definition des Subjekts selten spürbar wird. Dieser Mangel wird erst dann manifest, wenn komplexe grammatische Erscheinungen zu erklären sind, die sich durch eine Zunahme an Markiertheit ausweisen, wobei die gewohnten Korrelationen Agens = Thema = Subjekt aufgesprengt werden. Das ist z. B. beim Passiv der Fall.

Wenn es die Funktion der grammatischen Kategorien ist, mittels inner-sprachlicher Deixis einen festen Bezugspunkt zur Ortung des Subjekts zu konstruieren, so hat das weitreichende Folgen für das Verständnis der grammatischen Kategorien ganz allgemein. Grammatische Kategorien sind dann notwendig immer prädikative Kategorien.

Diese These findet sich in Übereinstimmung mit der innerhalb der sowjetischen Sprachwissenschaft vertretenen Theorie der Prädikation (vgl. MOSKALSKAJA 1984: 98), wonach die „Kategorie der Prädikativität“, die sich aus der Summe der grammatischen Kategorien zusammensetzt, die Funktion hat, die Beziehung des Sprechers zur Wirklichkeit auszudrücken.

Die Lokalisation des Subjekts in Raum und Zeit ist das Ziel grammatischer Deixis. Neben den deiktischen Funktionen verfügt das System der grammatischen Kategorien einer Sprache über ikonische Kapazitäten. Die Ikonizität sprachlicher Elemente ist eng mit Wortstellungsregularitäten verbunden. Die notwendige Linearität der materiell realisierten sprachlichen Sequenzen hat einen eigenen Informationswert. Die vorgegebene Linearität kann potentiell zur Abbildung von Inhalten genutzt werden, die von Menschen auch kognitiv als räumliches oder zeitliches Nacheinander erfahren werden. Die Relationen *Vor(her)* und *Nach(her)* korrelieren z. B. mit den Inhalten bekannt und unbekannt. Auch andere grammatische Inhalte haben Affinitäten zu jeweils einer der beiden Relationen. Da *vor(her)* und *nach(her)* deiktische Zeichen sind, und die grammatischen Kategorien als sekundär-deiktische Zeichen fungieren, liegt es nahe anzunehmen, daß ausdrucksseitig eine spezifische Form der Serialisierung besser zum Inhalt einer bestimmten grammatischen Funktion paßt. Entspricht die sprachliche Sequentialität der natürlichen kognitiven Sequentialität, so haben wir Formen der ‚natürlichen‘, nichtarbiträren Kodierung vor uns. Die Funktion der grammatischen Kategorien besteht darin, Verstöße gegen die mit sprachlicher Linearität verbundenen Präsuppositionen zu kodieren. Sind keine Verstöße vorhanden, so sind auch keine grammatischen Markierungen notwendig.

Kategorien, die sich über Wortstellungsregularitäten realisieren lassen, sind ikonische Kategorien. Man denke an das Englische mit seinem minimalen Kasusystem und seiner gleichzeitig strengen Serialisierung, was die Realisierung von Aktanten (Subjekt, Objekt) und die durch sie ausgedrückten semantischen Rollen (Agens, Patiens) betrifft. Kasusmarkierungen gehören zu den deiktischen Kategorien. Die strengere Serialisierung von SVO ist dagegen der Ausdruck einer ikonischen Strategie. Ein grammatischer Inhalt kann entweder ikonisch oder deiktisch zum Ausdruck gebracht werden. Auch eine Kombination beider Strategien ist denkbar, wie z. B. die unterschiedlich stark entwickelten Kasusysteme zeigen. Man sollte deshalb beim ‚Fehlen‘ einer grammatischen Kategorie in einer Sprache nicht gleich auf das Fehlen der entsprechenden grammatischen Funktion schließen. Wortstellungsregularitäten lassen sich nicht nur zum Ausdruck von semantischen Rollen nutzen. Es ist anzunehmen, daß keine Sprache die natürlich vorgegebene Linearität ungenutzt läßt. Bei Sprachen mit sogenannter ‚freier Wortstellung‘ werden nur andere Inhalte als die der semantischen Rollen durch die Wortstellung transportiert. Sicher lassen sich nicht alle grammatischen Inhalte ikonisch über natürliche Serialisierung enkodieren. Die Inhalte, die sich dafür eignen, sind solche, die mit bestimmten Diskursstrategien übereinstimmen. Dazu gehört das Fortschreiten vom Bekannten zum Unbekannten, vom Definiten zum Indefiniten, vom Thema zum Rhema. Dieser Inhalt weist eine nahe Ver-

wandschaft zum nichtsprachlichen deiktischen Zeichen auf. Auch hier wird von einem bekannten Standort aus auf einen noch unbekannten oder unbestimmten Gegenstand verwiesen. Diese durch unseren egozentrischen Standpunkt vorgegebene Verweisungsrichtung wird durch die Wortstellung ikonisch abgebildet.

Die Serialisierung läßt sich also auch nutzen, um die Opposition von Definitheit vs. Indefinitheit zum Ausdruck zu bringen. In den sogenannten Topic-Sprachen (‘topic-prominent languages’) wird diese Strategie besonders deutlich sichtbar. Dort ist der Aktant, auf den sich die Prädikation bezieht, immer definit und befindet sich immer in Erststellung. LI/THOMPSON 1976 nennen diesen Aktanten Topic. Sie vermeiden so den Begriff des Subjekts, den sie für Agenssubjekte reservieren. Definiert man das Subjekt als den Aktanten, auf den sich die Prädikation bezieht, kann man auch das Topic als Subjekt bezeichnen. Verstöße gegen die natürliche Enkodierung von Definitheit und Indefinitheit müssen markiert werden. In Sprachen, die die Serialisierung zum Ausdruck von semantischen Rollen nutzen, sind solche Markierungen vorhanden. Der definite und indefinite Artikel erfüllen diese Funktion.

Nach den vorgetragenen Überlegungen lassen sich zwei Ebenen voneinander unterscheiden:

1. Die Ebene, auf der das Prinzip der ikonischen Realisierung von Kategorien wirksam wird. Diese Ebene der natürlichen Serialisierung ist insofern primär, als hier die kognitiven Diskursstrategien genutzt werden, über die Kinder schon vor dem Erwerb der einzelsprachlichen Syntax verfügen. Diese Diskursstrategien bleiben auch bei erfolgreichem Spracherwerb latent in Form von Erwartungshaltungen erhalten. Verstöße gegen diese Präsuppositionen müssen markiert werden.
2. Die Ebene der morphologischen Markierungen. Sie zeigen Verstöße gegen den natürlichen Ikonismus an. Die grammatischen Kategorien reparieren jedoch nicht diese Verstöße. Sie ermöglichen sie erst und erzeugen so zusätzliche Information. Nicht alle grammatischen Inhalte können auf der primären Ebene der ikonischen Syntax zum Ausdruck gebracht werden. Durch die grammatischen Kategorien werden neue Ebenen aufgebaut, auf denen weitere Inhalte transportiert werden können. Jede Kategorie stellt eine eigene neue Ebene dar, auf der weitere Inhalte ikonisch zum Ausdruck gebracht werden. Wenn dieser Gedanke stimmt, dann müßte jede morphologisch zum Ausdruck gebrachte Kategorie eine entscheidende Ähnlichkeit mit der natürlichen syntaktischen Ebene aufweisen: Sie müßte die Inhalte Vor(her) und Nach(her) zum Ausdruck bringen können. Dies zu zeigen, ist eines der Hauptanliegen dieser Arbeit.

Die natürliche Syntax stellt die Basis für den Aufbau der Kategorien bereit. DRESSLER und MAYERTHALER (1987: 16) stellen hierzu fest: „Note

that early stages of child languages and of pidgin and creole languages [...] have syntax and words, but no morphology.“ Wenn jede grammatische Kategorie eine eigene Ebene zum Ausdruck eines grammatischen Inhalts nutzt, dann bildet auch jede kategoriale Ebene die Basis für die nächste.

Durch die morphologischen Markierungen werden meta-ikonische Zeichen geschaffen. Sie sind immer noch ikonisch, weil sie Verstöße gegen Präsuppositionen signalisieren und somit ‚legalisieren‘. Zusätzlich bauen sie neue Ebenen auf, die von weiteren Inhalten ikonisch genützt werden. Die morphologischen Markierungen weisen sämtlich Verweisungskapazitäten auf. WEINRICH (1971/1980) hat bereits auf die anaphorischen und kataphorischen Kapazitäten des Artikels hingewiesen. Der bestimmte Artikel hat nach WEINRICH anaphorische Funktion. Er verweist auf vorher geäußerte Textabschnitte und signalisiert so die Bekanntheit des geäußerten Inhalts. Der unbestimmte Artikel hat dagegen kataphorische Funktion. Er verweist auf spätere Textabschnitte und signalisiert, daß der Inhalt erst später näher bestimmt wird. Da WEINRICH in Anlehnung an BÜHLER nicht nur den Artikel, sondern den gesamten Bereich der Syntax als deiktisch charakterisiert, könnte man seine Arbeit zur Definitheits/Indefinitheitskategorie für sich so weiterlesen, daß alle grammatischen Kategorien über anaphorische und kataphorische Kapazitäten verfügen.

Keine der grammatischen Kategorien stellt ein arbiträres Zeichen dar. Sie sind deiktisch und ikonisch zugleich. Sie erhalten durch ihre Markierungen die natürliche ikonische Syntax und nutzen sie gleichzeitig, indem sie sie mit eigenen kategorienspezifischen Inhalten besetzen. Der Inhalt der ikonischen Syntax bzw. der jeweils vorausgegangenen kategorialen Ebene bleibt dabei erhalten. Er wird jedoch einer neuen Lesart unterworfen. Man kann diesen Prozeß als kontinuierlichen Reinterpretationsprozeß bezeichnen. Grammatische Prozesse sind im wesentlichen metaphorische Prozesse. Dieser metaphorische Prozeß ist potentiell unabgeschlossen. Auch markierte Kategorien können wiederum in Widerspruch zu den mit ihnen verbundenen Präsuppositionen verwendet werden. Wie wollte man also eine Grenze zwischen Grammatik und Stilistik ziehen? Und wann käme dieser Prozeß überhaupt definitiv zum Stillstand?

Jeder Reinterpretationsprozeß erzeugt neue Bedeutungen. Der kreative Aspekt menschlicher Sprache liegt offenbar nicht allein in der Erzeugung potentiell unendlich langer und damit unendlich vieler Sätze. Menschliche Sprache ermöglicht über Prozesse, die bereits in der Grammatik angelegt sind, die potentiell unabgeschlossene Hervorbringung von grammatischen und die Grammatik überschreitenden Bedeutungen (von ‚Sinn‘). Alle lassen sich vom anthropozentrischen und egozentrischen Standpunkt des Sprechers ableiten. Dieser ist tatsächlich ‚unhintergehbär‘, und dies gilt für alle Sprecher, gleich welcher Sprache.

### 1.3 Aufbau der Arbeit

Im Aspektkapitel wird als Basisopposition des Aspekts die Differenzierung von Innen- vs. Außenperspektive herausgearbeitet. Diese Perspektiven lassen sich vom ‚unhintergehbaren‘ Standpunkt des Sprechers ableiten und finden sich auch in der Tempus- und Moduskategorie wieder. Es wird versucht, die Aspektkategorie gegen die Aktionsarten und die Verbalcharaktere (unmarkierte Verben) abzugrenzen, um die terminologische Vielfalt, die sich bei der Beschreibung dieser verwandten Kategorien herausgebildet hat, überschaubar zu machen. Es soll gezeigt werden, daß jedes Verb über mindestens eine Perspektive verfügt. Von einer Kategorie des Aspekts kann man immer dann sprechen, wenn beide Perspektiven realisiert werden können. Die Aspektkategorie stellt also sprachlich zwei Perspektiven bereit, obwohl der Sprecher aufgrund seines tatsächlichen Standorts immer nur über eine Perspektive verfügen kann. Die Aspektkategorie ermöglicht es, fiktiv den Standort zu wechseln und stellt damit eine Loslösung von der Wahrnehmungskategorie Innen/Außen dar. Da die Loslösung von Wahrnehmungskategorien nicht das Privileg von wenigen Sprachen darstellen dürfte, der Aspekt aber noch nicht in allen Sprachen nachgewiesen ist (z. B. im Gegenwartsdeutschen nicht), wird davon ausgegangen, daß die grammatischen Muster, mit denen sprachliche Kategorien ausdrucksseitig realisiert werden, so kompliziert sein können, daß die Regularitäten sich nur schwer wahrnehmen lassen. Die Wahrnehmung des Aspekts läßt sich gut am Gotischen einüben, wo der Aspekt in den vertrauten Mustern (in Form von Verbpaaren) realisiert ist. Dazu kommt, daß sich im Gotischen Tendenzen der Aspektauflösung bemerkbar machen, die im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen in weit ausgeprägterem Maß ebenfalls vorhanden sind.

Die Abgrenzung des Aspekts von den Aktionsarten und der aspektuellen Verbsemantik (Verbalcharakter) nimmt breiten Raum ein. Die Vielfalt der in der Grammatik- und Aspektliteratur verwendeten Termini erschwert die Beschreibung dieser verwandten Phänomene. Es wurde eine Darstellung gewählt, die es erlauben soll, bloße terminologische Unschärfen von Terminologien zu unterscheiden, die theorieinternen Vorgaben folgen. Die Entflechtung der Terminologie und die gleichzeitig versuchte Erarbeitung der durch die sprachliche Realität selbst vorgegebenen Differenzierungen machen das Lesen dieses Kapitels teilweise anstrengend. All jenen, die mit der Aspektproblematik nicht vertraut sind, dürfte es trotzdem den Zugang zur Aspektliteratur erleichtern. Mit anderen Worten, anstelle eines Forschungsberichts wurde das Ordnungsmuster vorgestellt, das sich bei der Bearbeitung der Aspektliteratur herausgebildet hat. In Kapitel 2 wird vor allem auf die ‚verschwundene‘ Aspektkategorie hingewiesen. Bei der Beschreibung der

weiteren Verbalkategorien wird weiterhin nach den möglichen Mustern der im Deutschen nicht erkennbaren Aspektkategorie gesucht.

Im Zentrum des Passivkapitels steht die Bestimmung der Funktion des Passivs. Keine andere grammatische Kategorie hat sich einer Funktionsbestimmung so hartnäckig entgegengestellt wie das Passiv. Es ist deshalb immer wieder vorgeschlagen worden, daß das Passiv über keine grammatische, sondern bestenfalls über eine stilistische Funktion verfüge. In älterer Literatur ist im Zusammenhang mit dem Passiv oft vom ‚Luxus der Sprache‘ die Rede. Die moderne Variante dieser Ansicht ist die Synonymiethese. Passivkonstruktionen werden als synonym zu den entsprechenden Aktivsätzen betrachtet, weshalb man sich auf formale Definitionen des Passivs beschränkt. Während im Aspektkapitel von der Funktion des Aspekts ausgegangen wird, und die Entdeckung der formalen Realisierung dieser Funktion die Schwierigkeit darstellt, verhält es sich beim Passiv umgekehrt: Die Form des Passivs ist vorgegeben und die Funktion stellt das Rätsel dar. Es wurde versucht, die vorgenommenen Suchbewegungen nachvollziehbar zu machen. Das Passiv erweist sich schließlich als weitere perspektivische Kategorie (Handlungs- und Geschehensperspektive). Auch sie läßt sich vom Standpunkt des Sprechers ableiten und auch sie erlaubt eine Loslösung vom tatsächlich eingenommenen Standpunkt. Neben dieser passivspezifischen Funktion werden Funktionen herausgearbeitet, die sich als Eigenschaften aller Kategorien herausstellen sollten: Gemeint sind die anaphorischen und kataphorischen Verweiskapazitäten der Kategorien.

Die Funktionsbestimmung des Passivs wird unter Berücksichtigung der Erkenntnisse der Sprachtypologie und der empirischen Universalienforschung erarbeitet. Nur der Blick auf andere Sprachen und damit auf andere Realisierungsmöglichkeiten von grammatischen Funktionen verhindert es, daß auf der Basis von einzelsprachlichen Daten unzulässig übergeneralisierte Aussagen über die Eigenschaften von Kategorien gemacht werden. Eine solche Übergeneralisierung stellt die Einordnung des sog. Zustandspassivs als Passiv dar.

Zusammen mit dem formal identischen sog. *sein*-Perfekt, das ebenfalls mit *sein* + Partizip II gebildet wird, wird das Zustandspassiv im nachfolgenden 4. Kapitel als Resultativum eingeordnet. Das Resultativum ist eine Kategorie, die starke ‚Familienähnlichkeiten‘ mit dem perfektiven Aspekt und dem Passiv aufweist. Daher müßte es eigentlich vor dem Passiv behandelt werden. Da das formal einheitliche Resultativum innerhalb der deutschen Grammatikschreibung zwei unterschiedlichen Kategorien — dem Tempus und dem Passiv — zugeordnet wird, und der Terminus Resultativum nicht gut eingeführt ist, wurde zunächst die Funktion des Passivs bestimmt, um anschließend das Resultativum davon abgrenzen zu können. Das Resultativum wird als Übergangskategorie beschrieben und



damit von Vollkategorien wie Aspekt, Passiv bzw. Genus verbi, Tempus und Modus unterschieden. Übergangskategorien verfügen über keine doppelte Perspektivierung. Sie sind vielmehr beim Aufbau von doppelperspektivierenden Kategorien beteiligt. Das Resultativum bereitet die Kategorien Passiv und Tempus vor.

Das Tempus wird als innenperspektivierende Kategorie mit anaphorischem (Vergangenheitstempora) und kataphorischem Pol (Futur) beschrieben. Auch die Tempuskategorie realisiert eine eigene Perspektive, indem sie die fiktive Loslösung vom Jetzt ermöglicht. Es soll gezeigt werden, daß das Tempus eine äußerst aspektsensible Kategorie darstellt. Tempora entstehen immer in der Verbindung mit innenperspektivierenden Aspektverben. Solange sie auf diese beschränkt bleiben, liegt eine Übergangskategorie Tempus vor. So läßt sich das Präteritum auf ein Imperfekt zurückführen, das ursprünglich das Präteritum der imperfektiven (innenperspektivierenden) Verben war. Es soll gezeigt werden, daß das Futur I im Deutschen immer noch das Tempus der innenperspektivierenden Verben darstellt. Sobald *werden* + Infinitiv mit außenperspektivierenden Verben konstruiert wird, entsteht eine modale Lesart. Die Kapitelabschnitte 5.1 bis 5.3 stellen eine Antwort auf die kontroverse Diskussion dar, ob das Futur im Deutschen als Tempus oder als Modus eingeordnet werden muß. Gleichzeitig werden die Relationen zwischen Aspekt, Tempus und Modus herausgearbeitet. Die beobachteten kategorialen Prozesse werden in einer Zwischenbetrachtung (5.4) auf ihre Übertragbarkeit auf andere Kategorien hin überprüft. Besonders wird dabei die Moduskategorie berücksichtigt.

Da die Tempuskategorie aus einem anaphorischen und einem kataphorischen Pol besteht, ist das Präsens eigentlich kein Tempus, sondern ein Prätempus. Das Präsens erweist sich dabei als Schnittpunkt von Tempus und Aspekt. Der Inhalt des morphologischen Präsens ist sehr aspektsensibel. Da dies im Deutschen auch für das Futur zutrifft, wird vorgeschlagen, für das Deutsche zwei Tempussysteme zu erstellen, die die Aspektualität des Verbs berücksichtigen. Das ist umso notwendiger, als im Deutschen derzeit ein neues Aspektsystem aufgebaut wird. Diese These wird im Kapitelabschnitt über die Funktionsverbgefüge des Deutschen vorgetragen. Den Abschluß des Tempuskapitels bildet die Betrachtung des Perfekts, dessen Form auf ein Resultativum und damit auf außenperspektivierende Aspektverben zurückgeht. Die Form des Perfekts wurde von imperfektiven (innenperspektivierenden) Verben ‚besetzt‘ und in ein Tempus verwandelt. Das Tempussystem des Deutschen wurde dadurch in einem Maß destabilisiert, daß man bei der Betrachtung dieses Systems gegenwärtig ‚mehr Diachronie als Synchronie‘ zu sehen bekommt.

Im letzten Kapitel werden die in den Einzelkapiteln erarbeiteten Ergebnisse und Vorschläge zu einer Theorie der sprachlichen Kategorisierung nochmals zusammengefaßt.

## 2. Kapitel: Aspekt

### 2.1 Aspekt als Basiskategorie

Der Gedanke, daß grammatische Kategorien von unterschiedlicher Komplexität sind, wobei die komplexeren die einfacheren enthalten und in einem doppelten Sinn ‚aufheben‘ (d. h. gleichzeitig beibehalten und negieren) können, wurde von JAKOBSON 1957 und von GUILLAUME (1929/1965) jeweils selbständig entwickelt. Es fällt auf, daß beide die gleiche Kategorie als den elementaren Baustein der Kategorienarchitektonik des Verbs betrachten: die Kategorie des Aspekts.

Dem russischsprachigen JAKOBSON war diese Kategorie geläufig, ist doch im Russischen der Aspekt gut ausgebildet: es gibt im Russischen ‚Aspektpaare‘; vereinfacht gesagt heißt das: fast jedes Verb verfügt über einen perfektiven Aspektpartner. Es handelt sich um ein Verb, das die lexikalisch gleiche Verbhandlung denotiert, diesmal aber als Ganzes, in ihrer Totalität betrachtet. Dieser erste, in jeder Hinsicht unvollständige Hinweis auf die Aspektbedeutung im Russischen soll nur eine vorläufige Verständnishilfe darstellen. Eine weitere Präzisierung käme bereits der Entscheidung für eine bestimmte Position innerhalb der Aspektforschung gleich. Nicht weniger problematisch ist es auch, Beispiele von Aspektpaaren anzuführen, weil bereits die Auswahl der Beispiele zumindest die Tendenz für eine spezifische Position verrät. Ich gebe trotzdem zwei Beispiele, die dem Nichtslavisten eine erste Vorstellung von Aspektpaaren geben können, die aber Aspektologen bereits als Präferenz für eine bestimmte Theorie lesen könnten. Letztere sollen mit diesen Beispielen an dieser Stelle noch nicht zu kritischen Stellungnahmen provoziert werden. Aspektpaare sind:

- |              |                |             |
|--------------|----------------|-------------|
| (1 a) delat’ | (1 b) sdelat’  | ‚machen‘    |
| (2 a) zabyt’ | (2 b) zabyvat’ | ‚vergessen‘ |

An der Bildung von Aspektpaaren sind meist Präfixe oder Suffixe beteiligt. Im ersten Beispiel ist (1 a) ein imperfektives Verb; der perfektive Aspektpartner ist durch das semantisch relativ leere Perfektivierungspräfix *s-* gekennzeichnet. Es gibt noch eine Reihe anderer Perfektivierungspräfixe. Im zweiten Beispiel ist das formal einfachere Verb (2 a) bereits perfektiv. Durch das Imperfektivierungssuffix *-va-* wird wiederum ein Aspektpartner gebildet. Ob es sich hierbei um ein flexivisches Element oder um einen Wortbildungsprozeß handelt, ist umstritten.

Aspektuell differenzierte Verbpaare gibt es im Französischen nicht, ebensowenig wie im Deutschen und vielen anderen bekannteren Sprachen. Es gibt im Französischen nur spezifische, traditionell als Tempusmarkierungen klassifizierte Verbformen, die als Vergangenheitsformen perfektiven Aspekts klassifiziert werden können: es sind die Formen des ‚passé simple‘, die in Opposition zum imperfektiven ‚imparfait‘, das ebenfalls ein Vergangenheitsstempus ist, gesehen werden (z. B. von MARCHAND 1955, STOBITZER 1968, POLLAK 1970, KLEIN 1969, PULGRAM 1987)<sup>1</sup>. Auch wenn man diese Klassifikation akzeptiert, so ist die Aspektkategorie im Französischen nur innerhalb des Subsystems der Vergangenheitsstempora morphologisch ausgeprägt und überdies nur im geschriebenen Französisch, da im ‚français parlé‘ das ‚passé simple‘ heute keine Verwendung mehr findet. Es muß daher überraschen, daß GUILLAUME zur gleichen Einschätzung des Stellenwerts des Aspekts als einer Basiskategorie kommt wie JAKOBSON. Die Übereinstimmung läßt sich so erklären: beide waren mit einer Vielzahl von Sprachen vertraut (GUILLAUME berücksichtigt auch das russische Verbalsystem) und beide hatten ihre Entwürfe vom Ansatz her universalistisch angelegt. Zwar bezieht sich JAKOBSON 1957 nur auf die Struktur des russischen Verbums, und GUILLAUME (1929/1965) illustriert seine Ideen durch das Aufstellen von ‚Kategorienarchitektoniken‘ unterschiedlicher Einzelsprachen<sup>2</sup>, doch hat das Heranziehen von Einzelsprachen bei ihnen in erster Linie einen illustrativen Zweck. Beide zielen auf die Herausarbeitung von übereinzelsprachlichen Gesetzmäßigkeiten. JAKOBSON hatte bei seiner Betrachtung der Phonemsysteme verschiedener Sprachen eine wichtige Einsicht gewonnen, die die Übereinstimmung von beiden Entwürfen bei der Ansetzung der Basiskategorie zu erklären vermag:

In seinem kühnen Buch „Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze“ (1944/1969) kommt JAKOBSON zu einem Ergebnis, das bis heute die Sprachwissenschaft (vor allem die Markiertheitstheorie) entscheidend beeinflußt, und das sich so zusammenfassen läßt: so verschieden die Phoneminventare und Phonemsysteme der einzelnen Sprachen auch sein mögen, für sie alle gilt, daß die Phoneme in Abhängigkeit von ihrer Komplexität (Markiertheit) nur in einer spezifischen, unumkehrbaren Reihenfolge von Kindern erworben werden. So werden Nasalvokale, sollten sie in der entsprechenden Sprache vorhanden sein, immer erst nach den oralen Vokalen erworben. Diese Reihenfolge ist irreversibel. Die später erworbenen Phoneme sind jeweils markierter; sie zeichnen sich durch ein

<sup>1</sup> KLEIN 1972 unternimmt einen französisch-russischen Übersetzungsvergleich („Petit Prince“ in der Übersetzung von Nora Gal’). 86,2% der Formen des passé simple wurden mit Verben perfektiven Aspekts übersetzt.

<sup>2</sup> Die Sprachen, auf die GUILLAUME verweist, sind: Deutsch, Englisch, Französisch, Latein, Griechisch und Russisch.

zusätzliches, positiv markiertes distinktives Merkmal aus (z. B. [+ nasal]). Das Vorhandensein markierterer Phoneme läßt daher notwendig auf das Vorhandensein der nichtmarkierten Einheit (in unserem Beispiel [- nasal]) schließen. Nasalvokale implizieren orale Vokale, die später erworbenen hinteren Konsonanten implizieren die vorderen, usw. Es gibt keine Sprache, in der Nasalvokale vor oralen Vokalen erworben werden. Damit gibt es keine Sprache, die nur über Nasalvokale verfügt, ohne gleichzeitig Oralvokale aufzuweisen. Die grundlegenden Basisoppositionen müssen nach diesem Konzept in allen Sprachen realisiert sein. Erst beim Aufbau der markierteren Strukturen werden unterschiedliche Lösungen gewählt, was zu unterschiedlichen Phonemsystemen führt, die allerdings in ihrer Vielfalt nicht beliebig sind. Daß die Konzeption von JAKOBSON in bezug auf das Phonemsystem einen starken Plausibilitätsgrad hat, zeigt die Arbeit von MADDIESON 1984, der die Phoneminventare von 317 Sprachen untersucht hat. Die Phonemsysteme der Sprachen 'halten sich an JAKOBSONS Gesetze'. Im Detail mag es Korrekturen geben, z. B. was die exakte Reihenfolge der Merkmale betrifft. Daß die einzelnen Phoneme aber unterschiedlich komplex sind, und daß Implikationsbeziehungen zwischen ihnen bestehen, ist eine Einsicht, die zunehmend bestätigt wird (vor allem wieder seit STAMPE (1973/1979)).

Es liegt nahe, dieses Konzept an weiteren sprachlichen Einheiten zu überprüfen. JAKOBSON hat das in seiner Skizze von 1957 getan. Wenn er bei der Betrachtung des Kategoriensystems des russischen Verbs den Aspekt als Basiskategorie ansetzt, so kommt das der Aussage gleich, daß dem Aspekt ein universaler Status zukommt. Das Vorhandensein von Aspekt innerhalb des Verbsystems einer Sprache ist nach dieser Konzeption ebenso wahrscheinlich wie das Vorhandensein von Verschlußlauten (den 'ersten Konsonanten') im Phonemsystem der Sprachen. Beim Vergleich mehrerer Sprachen kam auch GUILLAUME zu der Auffassung, daß der Aspekt eine Basiskategorie darstellt. Selbst wenn das Kategoriensystem einer Einzelsprache nicht transparent genug ist, um den Aspekt vollständig sichtbar zu machen, darf ihm der als elementar erkannte Baustein nicht abgesprochen werden, vorausgesetzt natürlich, daß tatsächlich die Aspektkategorie und nicht eine andere Kategorie die Basis des Kategoriensystems des Verbs darstellt.

Nun kann man nicht einfach 'nachschaun', ob in einer Sprache eine bestimmte Kategorie vorhanden ist oder nicht, da unser sprachliches Wissen zum größten Teil unterbewußt ist, und da unsere metasprachlichen Kenntnisse unvollständig sind. Die Kategorie des Aspekts ist bis heute keine 'gut eingeführte' Kategorie bei der Beschreibung der sprachlichen Strukturen des Deutschen. In den Grammatiken des Gegenwartsdeutschen wird der Aspekt entweder nicht erwähnt (DUDEN 1984; ENGEL 1988; HELBIG/BUSCHA <sup>12</sup>1989) oder nur am Rande miterwähnt (EISENBERG <sup>2</sup>1989:

122 ff. und 145; ERBEN 1972: 268) und auch dann oft nur, um anzumerken, daß es keinen Aspekt im Deutschen gibt (ADMONT 1982: 5, 36).

In der älteren Grammatikschreibung des Deutschen ist der Terminus des Aspekts noch nicht eingeführt. In JELLINEKS „Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung“ (1913; 1914) findet sich kein Hinweis auf den Terminus des Aspekts. Auch die Aktionsarten werden nicht erwähnt. NAUMANN 1986, der die Arbeit von JELLINEK fortsetzt und die Arbeiten im Anschluß an ADELUNG untersucht, stellt fest: „Auch Heyse macht keinen Unterschied zwischen Aspekt und Aktionsart, beide Bezeichnungen fehlen bei ihm wie bei allen seinen Kollegen“ (NAUMANN 1986: 291). Bei NAUMANN (1986: 289) findet sich ein wichtiger Hinweis: „Becker geht den Weg weiter, der sich bei Vater angedeutet hatte, er weist auf das enge Verhältnis von Aspekt bzw. Aktionsart und Tempus hin.“ Auch wenn BECKER 1836 noch andere Termini verwendet, wird er in keiner Weise überinterpretiert, was NAUMANN durch ein Zitat belegen kann:

Die Sprache bezeichnet durch die Zeitformen des Verbs nicht nur die absoluten Zeitverhältnisse des Prädikats – Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft – und das relative Zeit-Verhältniß der Thätigkeit zu einer anderen Thätigkeit – sondern unterscheidet auch die Vollen- dung der Thätigkeit, ihre Dauer und ihre Wiederholung (BECKER 1836, I: 186).

Die Berücksichtigung von Aspekt ist umso bemerkenswerter, als um die gleiche Zeit die russische Grammatikschreibung an der deutschen Grammatikschreibung orientiert ist und bis dahin den Aspekt nicht kennt. Das Rätsel löst sich, wenn man weiß, daß VATER den Aspekt nicht nur in die deutsche Grammatikschreibung eingeführt hat, sondern auch in die russische (vgl. Kap. 2.2). J. S. VATER war ein Allgemeiner Grammatiker, und es ist zu vermuten, daß mit der Abwendung von Allgemeinen Grammatiken im 19. Jahrhundert solche Ansätze in Vergessenheit gerieten.

Anders verhält es sich mit historischen Grammatiken des Deutschen. Die Grammatik des Mittelhochdeutschen von H. PAUL (1982: 359–364) enthält einen Abschnitt zum Aspekt. Bei BEHAGHEL (1924: 93–113) erfährt man mehr zu den ‚Aktionsarten‘ (perfektive und imperfektive Verben) als in den Grammatiken des Gegenwartsdeutschen. Im „Handbuch des Gotischen“ besteht KRAUSE (1968: VII) darauf, daß es „über allen Zweifel erhaben“ sei, daß es im Gotischen Aspekt gegeben haben muß. Die Formulierung verrät, daß hierzu Zweifel geäußert worden sind. KRAUSE steht hier in der Tradition von STREITBERG (z. B. „Gotisches Elementarbuch“ 1910: 181 ff.), der allerdings von Aktionsarten und nicht von Aspekt spricht.

Handelt es sich hier um eine Kategorie, die in älteren Sprachstufen des Deutschen und im Gotischen vorhanden war, die aber später verschwun-

den ist? Können Kategorien einfach verschwinden? Wenn ja, so drängt sich eine weitere Frage auf: können Sprachen auch deren Funktionen verlieren? Falls Sprachen solche Funktionen nicht verlieren sollten, wie wären die neuen Ausdrucksformen dieser Funktionen auffindbar? Die Schwierigkeiten, die sich dabei ergeben, sind doppelter Art. Einmal ist denkbar, daß Funktionen, die vorher durch morphologische Markierungen sichtbar gemacht worden waren, jetzt ikonisch übermittelt werden durch Nutzung des Informationsgehalts der linearen sprachlichen Kette. Während vorher die indexikalischen morphologischen Zeichen sichtbar waren, bleiben ikonische ‚Zeichen‘ unsichtbar, da sie mit den Präsuppositionen des Sprechers übereinstimmen. Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, daß neue Ausdrucksformen einer Funktion schwer entdeckbar sind, vor allem dann, wenn keine unmittelbare Entsprechung zwischen Form und Funktion vorliegt. Das ist immer dann der Fall, wenn eine Funktion nicht über ein eindeutiges Flexiv oder Morphem realisiert wird, sondern über das Zusammenspiel mehrerer anderer grammatischer Funktionen regelhaft zum Ausdruck gebracht wird. Damit sind nicht semantische Umschreibungen grammatischer Funktionen gemeint, sondern all die komplexen grammatischen Regelsysteme, die nicht sofort als regelmäßige Muster erkannt werden können.

Die Schwierigkeiten beim Erkennen von grammatischen Regeln dürfen nicht unterschätzt werden. Daß wir im Grunde blind für die Wahrnehmung selbst gut sichtbarer grammatischer Paradigmen sind, sobald wir uns nicht auf tradiertes metasprachliches Wissen stützen können, zeigt folgender Versuch mit Germanistikstudenten der Universität Erlangen (Grundstudium):

Die Frage an die Studenten lautete: „Stellen Sie sich vor, ein ausländischer Kommilitone äußert folgenden Satz: ‚Das ist aber ein teure Buch, das uns letztes Semester empfohlen worden ist‘. Wie würden Sie ihn verbessern?“ Alle korrigieren *teure* zu *teures*. Die nächste Frage ist: „Stellen Sie sich vor, Ihr Kommilitone setzt das Gespräch fort und sagt: ‚Das teures Buch hat mir aber schon viel genützt.‘ Wie würden Sie jetzt reagieren?“ Die Studenten ersetzen spontan *teures* durch *teure*. Ich setze meine Fragen fort: „An dieser Stelle nun ruft Ihr Kommilitone aus: ‚Aber warum soll ich einmal *teure* und dann wieder *teures* verwenden? Das kann doch nicht stimmen!‘ Welche Erklärung würden Sie als kompetente Sprecher des Deutschen geben?“

An dieser Stelle sind die Studenten zunächst sprachlos. Dann beginnen sie zu raten. Häufig ist die Antwort, es sei ein anderer Kasus beteiligt, bis ihnen auffällt, daß die Wortgruppe beidmal im Nominativ steht.

Bei der abschließenden Frage, ob ihnen bisher aufgefallen sei bzw. ob sie gewußt hätten, daß es im Deutschen zwei Adjektivdeklinationen gibt, antworten sie regelmäßig mit ‚nein‘.

Es handelt sich um grammatisches Wissen, das von den Lehrplänen der Schulen nicht berücksichtigt und deshalb von den Lehrern auch nicht vermittelt wird. Die bewußte Wahrnehmung selbst von morphologisch gut sichtbaren Kategorien ist offensichtlich von der Tradierung metasprachlichen Wissens abhängig. Ohne dieses Wissen können die Sprecher ihre grammatischen Paradigmen zwar, aber sie kennen sie nicht. Es wäre überheblich anzunehmen, daß sich Sprachwissenschaftler nicht in einer prinzipiell vergleichbaren Situation befänden. Auch ihr metasprachliches Wissen ist begrenzt. Nicht selten verhindert das tradierte Wissen sogar die Wahrnehmung von grammatischen Mustern, vor allem dann, wenn diese die tradierten Paradigmen relativieren würde. Die Seltenheit der Entdeckung grammatischer Regularitäten ist nicht zu unterschätzen. Die Abhängigkeit des Grammatikschritftums voneinander ist bekannt und sicher nicht immer auf die Endgültigkeit älterer Erkenntnisse zurückzuführen. Die Tradition ist hier zudem so stark, daß selbst das Sehen von nichtkanonisierten Regularitäten als Spekulation disqualifiziert wird. Paradox ist, daß die mittels tradierter Theorie interpretierten Daten mit Deskription gleichgesetzt werden, während neue Schweisen, die mit einer Loslösung von tradierten Wahrnehmungsrichtlinien verbunden sind, als zu theoretisch und nichtempirisch abgelehnt und mit Plausibilitätsforderungen überfrachtet werden.

Um latente Muster entdecken zu können, ist die Loslösung von bekanntem sprachlichem Wissen kurzfristig manchmal notwendig. Gleichzeitig müssen wir aber auch wissen, wonach wir suchen. In unserem konkreten Fall heißt das, wir müssen wissen, was Aspekt und was die Funktion von Aspekt ist. Weist das Deutsche diese Kategorie offensichtlich nicht oder nur nicht offen sichtbar auf? Wie sollen wir etwas entdecken, wovon wir keinen Begriff haben?

Weitere Schwierigkeiten kommen hinzu, wenn wir bei ADMONI (1982: 172) lesen: „Das deutsche Verb kennt also die Kategorie der Aktionsart oder des Aspekts nicht“. Die Verfasser der erwähnten Grammatiken des Gegenwartsdeutschen schließen sich dieser Ansicht durchaus nicht an. Danach verfügt das Deutsche über Aktionsarten. Als Beispiel sei der DUDEN (1984: 93) zitiert: „Mit Aktionsart bezeichnet man die Art und Weise, wie das durch ein Verb bezeichnete Geschehen abläuft (Geschehensweise, Verlaufsweise, Handlungsart). Eindeutige Abgrenzungen sind manchmal nur schwer durchzuführen; am sichersten sind die Aktionsarten auszumachen, soweit sie an bestimmte Wortbildungsmittel, vor allem Präfixe und Suffixe [...] gebunden sind“. Im Anschluß daran werden u. a. Aktionsartverben, die eine ‚zeitliche Verlaufsweise‘ ausdrücken, genannt und in zwei großen Gruppen zusammengefaßt: die eine umfaßt die sog. perfektiven Verben, die auch terminativ genannt werden, die andere die imperfektiven Verben. Die Termini perfektiv/imperfektiv werden aber

auch oder gerade in bezug auf die russischen Aspektpaare verwendet. Der bereits erfolgte Hinweis, daß STREITBERG die grammatischen Phänomene, die bei KRAUSE unter Aspekt abgehandelt werden, als Aktionsarten bezeichnet hat, verweist auf eine weitere Schwierigkeit terminologischer, aber nicht nur terminologischer Art. Das Problem ist, daß zwei verwandte Kategorien, die einmal weniger bekannt sind als andere Kategorien und deren Abgrenzbarkeit zum anderen in der Forschung kontrovers diskutiert wird, nicht einheitlich bezeichnet werden. Diese terminologische Varianz spiegelt teils die unterschiedlichen Standpunkte wider, die in der Aspektforschung vertreten werden, teils geht sie auf die fahrlässige Verwendung der Termini zurück, die sich immer dort einstellt, wo keine Vertrautheit mit der Abgrenzungsproblematik zwischen Aktionsart und Aspekt besteht. Dazu kommen zusätzlich noch die terminologischen Unschärfen älterer Forschungsliteratur, die durchaus noch relevant ist, die man sich aber in eine schärfere und aufgefächertere Terminologie übersetzen muß.

All das muß berücksichtigt werden, bevor die Kategorie des Aspekts inhaltlich bestimmt werden kann. Die Darstellung der Kategorie des Aspekts in bezug auf das Deutsche hat zwei Schwierigkeiten zugleich zu bewältigen: sie muß einmal einführender Natur sein, zum anderen sollte sie die kontroversen Positionen innerhalb der Aspektforschung kenntlich machen, ohne den Raum eines Forschungsberichts einnehmen zu können<sup>3</sup>.

Trotz des umstrittenen Status, den Aktionsart und Aspekt in der Literatur einnehmen, verzichtet doch keine deutsche Grammatik auf den Terminus der Aktionsart. Eine Ausnahme bildet auf den ersten Blick ENGEL 1988. Im Register fehlen die Termini Aktionsart und Aspekt. Innerhalb der Kapitel, z. B. beim Perfekt, muß er dann Bezug auf diese Bereiche nehmen: „Mit *sein* bilden ihr Perfekt vor allem die nicht passivfähigen Verben, soweit sie perfektiv sind“ (ENGEL 1988: 449). Auch beim Partizip II geht ENGEL auf dessen aspektuelle Bedeutung ein, aber unter Umgehung dieser Terminologie. Diese Entscheidung ist verständlich, wenn man bedenkt, daß die Ausführungen zu Aktionsart (und evtl. Aspekt) in den anderen Grammatiken in ihrer Knappheit verwirrend sein können. ENGELS Weg ist jedoch auf lange Sicht kein Ausweg. Bei ihm wird, nicht weniger als bei den anderen Grammatiken, deutlich, daß sich offenbar vertrautere Bereiche der Grammatik ohne Rekurs auf die weniger vertrauten sprachlichen Bereiche, die mit Aktionsart oder Aspekt etikettiert werden, nicht bearbeiten lassen. So ist die Distribution der *sein*- und *haben*-Konstruktionen beim Perfekt und der *sein*- und *werden*-Konstruktionen beim Passiv ohne Hinweis auf die Aktionsarten, auch wenn diese in den

<sup>3</sup> Einen Forschungsüberblick geben ANDERSSON 1972, SCHLACHTER (1961/1968), POLLAK 1962, in Ausschnitten auch SCHWALL 1991; zu formalen Analysen: FRANÇOIS 1981.



Grammatiken unterbestimmt bleiben, nicht zu erklären. Diese Erklärungen aber bleiben solange schwer verständlich, solange keine klare Vorstellung dessen, was Aktionsarten und Aspekt darstellen, vermittelt wird. EISENBERG (<sup>2</sup>1989: 117) übertreibt nicht mit seiner Feststellung: „Das Aktionsartensystem ist für das Deutsche bisher ziemlich uneinheitlich und unterschiedlich beschrieben worden“. Bei PAUL (<sup>22</sup>1982: 363) heißt das: „Die Erforschung der Aspekte in den Einzelsprachen und die Theorie der Aspekte ist nicht abgeschlossen. Die Frage der Grenzen zwischen Aspekt und Aktionsart ist weiter zu klären“; und NAUMANN (1986: 276) stellt fest: „Das Verhältnis zwischen Aspekt und Aktionsart muß jedoch als prekär und bisher als ungeklärt bezeichnet werden.“

Solange nicht klar ist, wo die Grenze zwischen Aktionsarten und Aspekt gesetzt werden muß, ist es auch nicht möglich, dem deutschen Verbsystem die Kategorie des Aspekts abzusprechen, es sei denn, man behauptet mit ADMONI, keine dieser beiden Kategorien im Deutschen auffinden zu können. Diese Position wird nur von jenen vertreten, die den Terminus Aktionsart sehr eng definieren (z. B. auch STEINITZ 1981). Doch auch sie würden zugeben müssen, daß es im Deutschen eine Verbalkategorie gibt, oder zumindest ein ‚Verbalphänomen‘, das die anderen Verbalkategorien einfärbt, und zwar alle Verbalkategorien im engeren Sinn (d. h. ohne die Kategorien Numerus und Person, die in erster Linie die Kongruenz mit dem Subjekt anzeigen): Tempus, Genus verbi und Modus. Dieses Verbalphänomen beeinflußt nicht nur die Selektion spezifischer Passiv- oder Perfektkonstruktionen; es determiniert die Tempusbedeutungen des Imperfekts und ist dafür verantwortlich, ob das Futur temporale oder modale Bedeutung hat. Nimmt man die Funktionsverbgefüge dazu, auf deren aspektuellen Bedeutungsanteile VON POLENZ 1963 aufmerksam gemacht hat, so wird deutlich, daß nicht nur alle Verbalkategorien, sondern der gesamte Verbalbereich von diesem Phänomen durchsetzt ist. Solange die Abgrenzung zwischen Aktionsart und Aspekt nicht klar ist, verwende ich den Überbegriff Aspektualität, der beide Kategorien (auch die Aktionsarten im weitesten Sinn) umfaßt, um dieses Phänomen zu etikettieren.

Aspektualität ist im Verbsystem des Deutschen ubiquitär vorhanden. Dafür finden sich in allen Grammatiken des Gegenwartsdeutschen genügend Hinweise. Bringt man diesen Befund mit JAKOBSONS und GUILLAUMES Thesen in Zusammenhang, kommt man zu einer neuen Einschätzung des Stellenwerts von Aspektualität. Aspektualität ist keine Nebenerscheinung, die auf die anderen Kategorien abfärbt oder gar ihren kategorialen Bau stört. Wir haben es hier vielmehr mit einem unentbehrlichen Baustein innerhalb der Kategorienarchitektur des Verbs zu tun. Diese These gilt es zu überprüfen. Sollte sie sich als richtig herausstellen, dann müßte Aspektualität mehr als nur marginale Berücksichtigung durch die Grammatikschreibung finden.

Dadurch würden im Gegenzug andere Kategorien, was ihre systematische Beschreibung betrifft, entlastet werden. Einige chronische Probleme der Grammatikbeschreibung, z. B. die Frage, ob das Deutsche über ein Futurtempus verfügt, könnten durch die Berücksichtigung von Aspektualität einer Lösung nähergebracht werden.

Anzumerken bleibt noch, daß es hier nicht darum geht, unbedingt eine These von JAKOBSON oder GUILLAUME zu beweisen. Beide weichen in vielen Punkten voneinander ab. Es geht hier auch nicht darum, den gemeinsamen Punkt ihrer Thesen, daß Aspekt die Basiskategorie innerhalb des Kategoriensystems darstellt, zu beweisen. Es ist denkbar, daß Aspekt immer noch nicht das Basiselement darstellt und es noch grundlegendere ‚grammatische Merkmale‘ gibt. Im Laufe der Arbeit werden sich solche Merkmale herausfiltern lassen. Es geht darum, grammatische Merkmale, die beim Aufbau von Kategorien beteiligt sind, herauszuarbeiten. Es ist dabei sinnvoll, mit Aspektualität zu beginnen, weil diese einmal ubiquitär im Kategoriensystem des Deutschen vorhanden ist, zum anderen, weil der Aspekt in spezifischen Sprachen als eigenständige morphologisch markierte Kategorie und nicht nur als grammatisches Merkmal anderer Kategorien sichtbar wird, wodurch es uns erleichtert wird, uns einer Definition der Funktion von Aspekt bzw. Aspektualität anzunähern.

## 2.2 Aspekt: eine universale oder eine einzelsprachliche Kategorie?

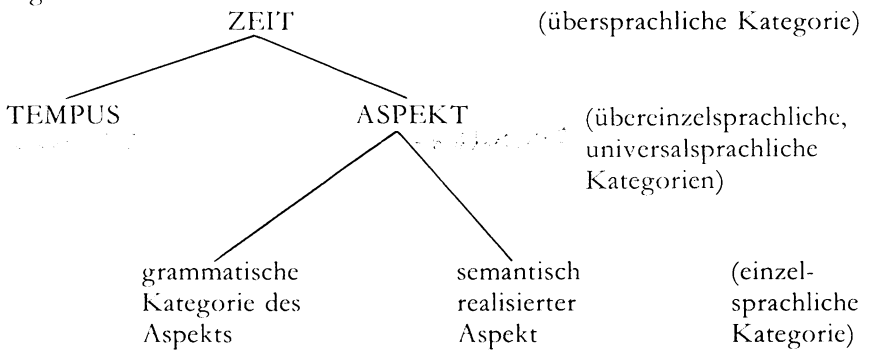
Es gibt grundsätzlich zwei Möglichkeiten, die Kategorie des Aspekts zu betrachten:

- A. als universale Kategorie, die einzelsprachlich unterschiedlich realisiert wird: semantisch, syntaktisch oder morphologisch. Wird diese universale Kategorie morphologisch realisiert, d. h. entspricht ihr ein morphologisches Korrelat, so ist es auch nach der universalistischen Position erst gerechtfertigt, von der grammatischen Kategorie des Aspekts zu sprechen. Diesen Standpunkt vertreten u. a. COMRIE 1976, COSERIU 1980, CHUNG/TIMBERLAKE 1985 und BYBEE 1985; auch LYONS 1977.
- B. als einzelsprachliche Kategorie, die nicht in allen Sprachen realisiert ist. Anhänger dieser Position gehen bevorzugt vom Slavischen aus (meist vom Russischen), wo sie diese Kategorie des Aspekts am ausgeprägtesten, d. h. prototypisch realisiert sehen (u. a. KRISTOPHSON 1980, NESPITAL 1983). Alle von diesem Prototyp abweichenden Realisierungen des Aspekts werden von vornherein verdächtigt, letztendlich doch nicht der grammatischen Kategorie des Aspekts zugerechnet werden zu können. Nach dieser Position ist prinzipiell nur von der grammatischen

Kategorie des Aspekts die Rede (andere Realisierungsmöglichkeiten des Aspekts werden abgelehnt), da der Aspekt im Slavischen morphologisch zum Ausdruck kommt, und da von diesem Vorbild abweichende universalsprachliche Begriffsbestimmungen nicht vorgenommen werden.

Nach der universalistischen Position wird Aspekt definiert als die interne temporale Struktur der Prädikation; dagegen stellt Tempus eine deiktische Verbalkategorie dar, die die Prädikation in der Zeit lokalisiert (vgl. CHUNG/TIMBERLAKE 1985: 202–203), und zwar in bezug auf den Sprechzeitpunkt oder auf einen anderen denkbaren Zeitpunkt. Aspekt dagegen ist eine nichtdeiktische Kategorie (LYONS 1977: 705). Beide Kategorien sind als sprachliche Kategorien Ausdruck der Kategorie Zeit: Tempus als äußere Bestimmung der Situation bzw. der Handlung des Verbs, Aspekt als die innere Bestimmung (COMRIE 1976: 5; LYONS 1977). Übersichtlich kann diese Position so dargestellt werden:

Fig. 1:



Stark unterbestimmt bleibt das Merkmal [temporal], das sowohl zur Charakterisierung von Tempus, als auch von Aspekt verwendet wird. Wenn Tempus deiktisch ist, was hat man sich dann unter einer Kategorie vorzustellen, die gleichzeitig über das Merkmal [+ temporal] und das Merkmal [– deiktisch] bestimmt wird, durch zwei Merkmale also, die einander nach der bisherigen Definition widersprechen. Das könnte ein Hinweis darauf sein, daß es besser ist, Aspekt als die primäre und Tempus als die abgeleitete Kategorie zu definieren. In dem Schema ist zwar keine der beiden Kategorien als voneinander abgeleitet dargestellt, doch ist fraglich, ob es gerechtfertigt ist, die übersprachliche Kategorie **ZEIT** als die übergeordnete anzusetzen. Denkbar wäre auch die Kategorie **RAUM**. Für eine solche Entscheidung sprechen zumindest psycholinguistische Überlegungen, etwa PIAGETS Untersuchung „Die Bildung des Zeitbegriffs beim Kinde“ (1955:

1974). Die universalistische Aspektdefinition bleibt in dieser Form unterdeterminiert. Das Schema verschafft uns aber in einem wesentlichen Punkt Klarheit: auch die Vertreter der universalistischen Position sprechen einer Einzelsprache nur dann die grammatische Kategorie des Aspekts zu, wenn diese mit morphologischen Mitteln (Flexion, Derivation) realisiert wird. Im anderen Fall spricht COMRIE von aspektuellen Unterscheidungen, z. B. semantischer Art. Der Begriff der Aktionsart wird von dieser Seite in der Regel nicht mehr verwendet, da die Aktionsarten mit den semantischen aspektuellen Differenzierungen gleichgesetzt werden. LYONS 1977 verwendet den Terminus *aspectual character* und spricht abgekürzt fast nur noch vom *character* des Verbs.

Der hier vertretene Standpunkt basiert ebenfalls auf einer übereinzelsprachlichen, sich nicht ausschließlich am Vorbild der slavischen Sprachen orientierenden Bestimmung des Aspekts. Danach gilt die grammatische Kategorie des Aspekts in einer Sprache als realisiert, wenn sie obligatorisch ist, d. h. wenn ein grammatischer Zwang herrscht, sie zu verwenden; dazu ein oft genanntes Beispiel: die Kategorie Tempus muß im Deutschen in allen Propositionen realisiert werden, selbst dann, wenn keine tempusbezogene Aussage gemacht werden soll, z. B. wenn ein Satz allgemeingültigen Inhalts geäußert werden soll. Daß solche regelmäßig realisierten Kategorien mit ausdrucksseitigen Mustern korrelieren, ist klar. Daß diese Muster allerdings einzig morphologischer Art zu sein haben, versteht sich keineswegs von selbst, auch wenn sich die Universalisten und ihre Gegner in diesem Punkt einig sind. Neben den morphologischen Mitteln der Derivation und Flexion stehen noch andere Mittel der Musterbildung zur Verfügung, die ebenfalls grammatischer und nicht semantischer Natur sind, die aber leicht übersehen werden können. So besteht z. B. die Möglichkeit, eine grammatische Kategorie durch die Kombination zweier anderer Kategorien zum Ausdruck zu bringen. Ich gebe ein Beispiel aus dem Russischen, weil komplexe Muster erst in der Konfrontation mit anderen Sprachen sichtbar werden. Im Russischen 'fehlt' der Artikel. Trotzdem kann im Russischen die Kategorie der Determiniertheit/Indeterminiertheit, die im Deutschen durch den Artikel zum Ausdruck gebracht wird, durch das Zusammenspiel der Kategorien Kasus und Aspekt realisiert werden. Zusammen mit anderen Regularitäten (z. B. solchen der Wortstellung) kann diese Kategorie über mehrere Parameter vollständig zum Ausdruck gebracht werden. Kategorien, die über die Kombinatorik anderer Kategorien so ökonomisch mitgetragen werden, sind äußerst schwer zu entdecken. Ein Russischsprechender ist sich nicht bewußt, daß er 'so etwas wie Determiniertheit/Indeterminiertheit' überhaupt zum Ausdruck bringt. Auch in einer Standardgrammatik des Russischen wird man das hier erwähnte Beispiel vergeblich nachschlagen, so daß man auf Spezialuntersu-

chungen verwiesen ist<sup>4</sup>. Die Beschreibung der ökonomischen Realisierung von Kategorien über mehrere Parameter ist in der Grammatikschreibung noch Neuland. Es handelt sich hier nicht um die semantische oder lexikalische Kodierung von grammatischen Inhalten, sondern um einen Bereich regelgeleiteter grammatischer Musterbildung, ohne daß eine unmittelbare Entsprechung von Funktion und grammatischen Morphemen vorliegt. Das erwähnte Beispiel kann deutlich machen, daß unsichtbare Kategorien keine Gespenster sind, die in Gehirnen von theoretischen Linguisten zuhause sind. Im Bewußtsein von Russischsprechenden und im metasprachlichen Bereich der russischen Grammatikschreibung ist die Kategorie der Determiniertheit/Indeterminiertheit unterrepräsentiert und wie nicht vorhanden. Die Regularitäten auf diesem Bereich wurden von der ausländischen Russistik entdeckt. Die richtige Verwendung des Artikels beim Erlernen von ‚Artikelsprachen‘ ist für die Sprecher fast aller slavischer Sprachen auffällig mühsam. Ähnlich ergeht es uns, wenn wir die Verwendung des Aspekts in einer slavischen Sprache erlernen wollen. Den Aspekt müsse man ‚mit der Muttermilch eingesogen haben‘, so ein oft wiederholter Ausdruck von MOUREK (1895: 195). Das gleiche könnte man umgekehrt vom Artikel behaupten; es wäre genauso unangemessen. Das Paradoxe ist ja doch, daß Slaven über eine ausgezeichnete (d. h. vollständige) sprachliche Kompetenz bei der Verwendung der komplizierten grammatischen Muster von Determiniertheit/Indeterminiertheit verfügen. Was fehlt, ist das metasprachliche Wissen. So kommt es, daß die weit einfachere Realisierung von Determiniertheit/Indeterminiertheit in Sprachen, die über den Artikel verfügen, so schwierig erworben werden muß. Was also fehlt, ist das metasprachliche Bewußtsein dessen, was der Artikel ist, ein vollständiges Verständnis seiner Funktion. Wir werden sehen, daß es sich mit der Kategorie des Aspekts im Deutschen nicht anders verhält. Die sprachliche Kompetenz bei der Realisierung der komplexesten Muster von Aspektualität ist vollständig; das metasprachliche Wissen um diese Muster und deren Funktion steht erst am Anfang. Eine der aufschlußreichsten Arbeiten dazu ist eben erschienen (I. ICKLER 1990). Das Anliegen, das durch das ausführlich erwähnte Beispiel transportiert werden sollte, ist, man möge bei der Betrachtung der grammatischen Kategorien die „Hypnotisierung durch die morphologischen Formen“<sup>5</sup> vermeiden.

Auch das Kriterium des grammatischen Zwangs ist nicht unbedingt zwingend, zumindest nicht im übereinzelsprachlichen Maßstab. Nicht in allen Sprachen müssen Kategorien obligatorisch realisiert werden (z. B. nicht im Chinesischen). PLANK (1987: 178) bemerkt dazu: „Analytic langua-

<sup>4</sup> BIRKENMAIER 1977 und 1979; GLADROW 1972 und 1979; BRUNHUBER 1983.

<sup>5</sup> So ŠČERBA, L. V., zitiert in KIBARDINA (1982: 23).

ges and languages with agglutinative nominal morphology prefer optional marking, viz. economy of use, whereas languages with cumulative ('inflecting') nominal morphology tend to economize systematically, by means of selective neutralization and methodological assignment of nouns to declension classes." Diese Feststellung hat sicher nicht nur für die nominalen grammatischen Kategorien Gültigkeit. Zusammenfassend könnte man den hier vertretenen Standpunkt so formulieren: Es ist prinzipiell eine Haltung der Vorsicht, die hier eingenommen wird. Man sollte einer Sprache eine grammatische Kategorie nicht vorschnell absprechen, nur weil sie nicht in den gewohnten Mustern transparent wird. Für eine solche Vorsicht spricht schon, daß die Anzahl der bislang entdeckten grammatischen Kategorien durchaus begrenzt und nicht beliebig erweiterbar ist.

Die Art des eingenommenen Standpunkts bei der Untersuchung des Aspekts hat axiomatischen Charakter. Er hat einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf das Ergebnis der Untersuchung und sollte daher ein festes Fundament haben. Die Vertreter der universalsprachlichen Bestimmung des Aspekts (wozu auch die empirischen Universalienforscher zählen) finden diese Kategorie in einer Vielzahl von Sprachen. Nach BYBEE 1985 ist die Kategorie des Aspekts in den von ihr untersuchten Sprachen morphologisch (durch Derivation oder Flexion) weit häufiger realisiert als die Tempuskategorie. Auch nach DAHL 1985 zählt der Aspekt zu den drei am häufigsten morphologisch markierten Kategorien der von ihm untersuchten 64 Sprachen. Dagegen finden Vertreter der entgegengesetzten Position diese Kategorie nur in den wenigsten Sprachen; sie hat danach den Status einer selten anzutreffenden Sonderkategorie. So ist nach NESPI-TAL 1983 die Aspektkategorie nur in wenigen Sprachen eindeutig nachweisbar: er selbst führt die slawischen und die neuindischen Sprachen an.

NESPITAL 1983 hat, was die neuere Literatur betrifft, am nachdrücklichsten Maximalforderungen an die Aspektkategorie gestellt. Er wendet sich gegen eine „Aushöhlung“, gegen die „Verwässerung und Ausuferung“ des Aspektbegriffs (1983: 359). Er fordert, daß dieser Begriff nur dann bei anderen Sprachen verwendet werden solle, „wenn diese in allen entscheidenden Punkten, morphologischen, lexikalischen und semantischen, mit den Fakten der slawischen Sprachen übereinstimmen“ (1983: 373). Er rechtfertigt diese Forderung damit, daß der Aspektbegriff aus der Slavistik komme. Gegen diese Verwendung des slavistischen Aspektbegriffs als Schablone, mit der die Aspektausprägungen anderer Sprachen zu kongruieren haben, spricht allein schon eine strukturalistische Betrachtungsweise. Die einzelnen Kategorien dürfen nicht isoliert voneinander betrachtet werden. Sprachen verfügen im allgemeinen über mehrere Verbalkategorien gleichzeitig (vgl. BYBEE 1985). Diese werden durch die vielfältigen Relationen, die sie zueinander eingehen, definiert. Zwischen den einzelsprach-

lichen Kategorien können einzelsprachlich variierende Dominanz- und Abhängigkeitsbeziehungen bestehen. So ist im Russischen die Aspektkategorie in bezug auf das Tempussystem dominant. Von Verben perfektiven Aspekts kann kein Präsens gebildet werden (bzw. die morphologischen Präsensendungen der perfektiven Verben sind als Futur grammatikalisiert). Die Tempuskategorie ist, verglichen mit anderen Sprachen, etwa dem Französischen oder Deutschen, weit weniger ausgeprägt. Trotzdem würde man dem Russischen diese Kategorie nicht absprechen wollen, nur weil sie einem, an einer anderen Sprache gewonnenen Idealtypus einer Tempuskategorie nicht in allen Eigenschaften weitgehend entspricht. Auf die möglichen unterschiedlichen Dominanzverhältnisse zwischen Aspekt und Tempus, die berücksichtigt werden müssen, hat auch COSERIU 1980 hingewiesen. Gerade diese Relationen, die selber wieder spezifischen Gesetzmäßigkeiten zu folgen scheinen, werden im übrigen immer mehr zum Brennpunkt der gegenwärtigen empirischen Universalienforschung.

Es gilt also, eine Überdeterminierung des Aspektbegriffs aufgrund einer einzelsprachlich eingeschränkten Perspektive zu vermeiden. Notwendig ist es, die charakteristischen Eigenschaften der Aspektkategorie von den unwesentlichen zu unterscheiden. Es geht darum, den Genotyp des Aspekts nicht mit den einzelsprachlichen Phänotypen<sup>6</sup> zu vermengen. Der Aspekt, wie er in den slavischen Sprachen ausgebildet ist, kann darum nicht a priori als Genotyp oder Prototyp einer Kategorie präsentiert werden, auch wenn er als dominante Kategorie leichter entdeckt werden konnte als der Aspekt bei anderen Sprachen.

Trotzdem wurde auch im Russischen der Aspekt relativ spät entdeckt. Bemerkenswert ist, was im übrigen nicht ins Bewußtsein gedrungen ist, daß der Aspekt als eigenständige grammatische Kategorie des Russischen nicht von einem russischen, sondern von einem deutschen Sprachwissenschaftler, von einem Allgemeinen Grammatiker noch dazu, von J. S. VATER (in seiner „Praktische[n] Grammatik der Russischen Sprache“, erschienen 1808 in Leipzig) entdeckt worden war (dazu WISSEMAN 1958, REGNELL 1944: 10).

Vorher wurden die aspektuellen Differenzierungen als Tempusformen eingeordnet, so daß eine große Anzahl an Tempora angesetzt werden mußte: bei LOMONOSOV 1757 sind es zehn Tempora (WISSEMAN 1958: 355), die RODDE in seiner „Russische[n] Sprachlehre“ von 1773, die sich stark an LOMONOSOV anlehnt, ebenfalls übernimmt. Auch in der Akademiegrammatik von 1802, der „Rossijskaja Grammatika“ ist von Aspekt nicht die Rede; vielmehr werden acht Tempora aufgeführt (ROSSIJSKAJA GRAMMATIKA 1802/1983: 152–156; SCHÜTRUPF 1984: 105–110). VATER er-

<sup>6</sup> ŠAUMJAN bevorzugt diese Termini (statt Oberflächen- und Tiefenstruktur).

kennt durch Abstraktion von LOMONOSOVs System der Tempora, daß es eine Einteilung gibt, die nicht in „die Lehre von den Zeiten“ verwiesen werden kann: den *vid'*. VATER verwendet hier den heute geläufigen Terminus für Aspekt im Russischen<sup>7</sup>, und zwar erstmalig in seinem „Lehrbuch der allgemeinen Grammatik“ (1805), wobei er sich, sowohl was die sprachlichen Beispiele als auch was das metasprachliche Wissen betrifft, auf das Polnische bezieht. Daß es ein Allgemeiner Grammatiker wie J. S. VATER und nicht ein ‚native speaker‘ und Empiriker wie LOMONOSOV war, der den Verbalaspekt im Russischen gesehen hat, sollte die Gegner der universalsprachlichen Position besänftigen. Auch folgendes Detail mag für sie interessant sein: VATERs Grammatik wurde in Deutschland gut rezensiert. Gerade von russischer Seite kamen aber noch lange Zeit Vorbehalte. ŠAFRANOV, ein russischer Sprachwissenschaftler, wendet sich noch 1852 gegen die „Aspektemacher“ („vozdeľvateli vidov“), wobei er anführte, das Russische könne nicht so viele Verben ohne ein Präsens haben. ŠAFRANOV meint hier die Verben perfektiven Aspekts, deren Formen vorher als Tempusformen klassifiziert worden sind. Perfektive Verben verfügen über kein Präsens, da das formale Präsens bei ihnen zukünftigen Zeitbezug aufweist und daher als Futur klassifiziert wird. ŠAFRANOV kritisiert daher, die neue Klassifikation habe „geköpfte Verben“ geschaffen (genauer in MAZON 1913: 358).

Auch heute haben es „Aspektemacher“ nicht leicht. Die vorgetragenen historiographischen Überlegungen legen es nahe, mit diesem Vorwurf vorsichtiger umzugehen. Es handelt sich weniger um ein Machen von Aspekt, als vielmehr um eine andere Art der Wahrnehmung. VATER hat, anders als ihm zunächst vorgeworfen wurde, den Aspekt nicht gemacht, sondern sichtbar gemacht. Bezüge zum Deutschen lassen sich leicht herstellen. Gibt es nicht auch im Deutschen genug „geköpfte Verben“? Man denke an die vielen Verben, deren Präsens futurischen Zeitbezug hat (z. B. *kommen*) und deshalb ‚ungern‘ mit dem *werden*-Futur konstruiert werden. Brauchen wir auch für das Deutsche „Aspektemacher“?

Zunächst muß eine Kerndefinition der Kategorie des Aspekts erarbeitet werden. Bis jetzt wurde diese Kategorie nur eingekreist. Der Grund dafür

<sup>7</sup> VATER verwendet diesen Terminus nicht als erster. Zur Begriffs- und Forschungsgeschichte vgl. MAZON 1913 und WISSEMAN 1958. MAZON (1913: 353) nimmt an, daß VATER den Terminus von SMOTRICKIJ übernommen hat. VATER selbst erwähnt den polnischen Grammatiker KOPCZYŃSKI. VATER war sich durchaus bewußt, welche Wege er eingeschlagen hat: „Seit 4 Jahren habe ich meine Ansicht vom Russischen Verbum Kennern dieser Sprache vorgelegt, ohne hinlängliche Belehrung zu erhalten: jetzt mag sie ins große Publikum gehen, und Beyfall oder Berichtigung finden. Tadle mich Niemand blos deshalb, weil ich hier und da einen neuen Weg gieng; ich that es in der redlichsten Absicht, zu nützen“ (VATER 1808: VIII–IX).



war terminologische Vorsicht. Die Aspektkategorie steht in komplexen Beziehungen zu den anderen Kategorien, die schwer genug zu beschreiben sind. Zusätzliche Schwierigkeiten in Form von terminologischen Unschärfen würden die Ausführung weiterer Argumentationsschritte verhindern.

### 2.3 Interne temporale Struktur: weitere Differenzierungsmöglichkeiten

*Dauer, Andauern vs. Abgeschlossenheit, Vollendung einer Verbalhandlung*

Die erste, neuerdings sehr verbreitete Charakterisierung des Aspekts wurde bereits eingeführt als interne temporale Struktur der Prädikation. Sie wurde durch COMRIES stark rezipierte, sprachübergreifende Arbeit zum Aspekt zur Basisdefinition vieler neuerer Arbeiten: „aspects are different ways of viewing the internal temporal constituency of a situation“ (COMRIES 1976: 3). Mit der internen temporalen Struktur werden meist Vorstellungen wie Dauer oder Andauern vs. Abgeschlossenheit oder Vollendung einer Verbalhandlung bzw. Verbalsituation verbunden. Solche Konzepte sind noch vage, aber diese verbreiteten Vorstellungen eignen sich trotzdem als Ausgangspunkt für die weitere begriffliche Präzisierung, denn sie haben den Vorteil, daß sie noch nicht mit einer theoretischen Festlegung verbunden sind. Als Beispiel für eine andauernde oder unabgeschlossene Verbalhandlung eignet sich vorläufig die ‚continuous form‘ im Englischen. Zur Illustration für die Opposition zwischen abgeschlossener und nicht abgeschlossener Handlung bieten sich im Deutschen die beiden Verben jagen vs. erjagen an. Als J. GRIMM (1824/1974) im Deutschen nach Entsprechungen für slavische Aspektpaare suchte, fiel ihm dieses ‚Verbpaar‘ ein. Im zweiten Verb ist die Abgeschlossenheit der Verbalhandlung als Bedeutungskomponente mitvorhanden. Als Ausgangspunkt für unsere Überlegungen können wir dieses Beispiel beibehalten. Es kann uns zeigen, daß COMRIES Definition noch zu allgemein gehalten ist:

J. GRIMMS Beispiel blieb nicht unwidersprochen: Es handle sich hier um kein Aspektpaar, sondern nur um Verben, die sich hinsichtlich ihrer Aktionsarten unterscheiden. Gegen J. GRIMMS Beispiel wird in der Regel eingewandt, daß im Russischen für Verben wie *jagen* und *erjagen* jeweils ein eigener Aspektpartner vorhanden ist. Den beiden Verben im Deutschen entsprechen im Russischen vier Verbformen: ein jeweils perfektives und imperfektives *jagen* bzw. *erjagen*.

Wir müssen uns hier fragen, was die verbinhärente Temporalität der Aktionsarten von der des Aspekts unterscheidet. Die Definition von COMRIES 1976 sollte vor allem die Unterscheidung der Aspektkategorie von der Tempuskategorie ermöglichen. Um Aktionsarten und Aspekt voneinander differenzieren zu können, brauchen wir ein weiteres Krite-

rium. Das Kriterium der verbinhären Temporalität wirft beide Klassen zusammen. COMRIE und LYONS behelfen sich so, daß sie die Aktionsarten als semantische Differenzierungen nichtdeiktischer Temporalität in den Bereich des Lexikons verweisen. Da aber Aspekt und Aktionsarten beide im Zwischenbereich von Lexikon und Grammatik angesiedelt sind, hilft dieses Kriterium vorerst nicht weiter. Es ist zwar richtig formuliert, daß die Aktionsarten dem Lexikon näher stehen als der Aspekt, aber da zwischen Lexikon und Grammatik keine exakte Grenzziehung möglich ist und wir vielmehr mit einem kontinuierlichen Übergang zu rechnen haben, greift dieses Kriterium nicht. In dieser Übergangszone lassen sich die Grenzen zwischen Derivation und Flexion, also zwischen wortbildenden und wortverändernden Prozessen, schwer festmachen. Die dünne Abgrenzungsmembran zwischen beiden scheint auch noch zu oszillieren. Als Beispiel kann man die Infinitivendung *-en* im Deutschen nennen, die einst eine Flexionsendung darstellte und sich heute den Wortbildungstheoretikern eher wie eine Art Chamäleon darstellt, das einmal wie ein flexivisches und dann wieder wie ein derivativisches Element aussieht.

Ähnlich verhält es sich mit den Aspektpaaren im Russischen. Diejenigen, die sich durch ein Perfektivierungssuffix voneinander formal unterscheiden, scheinen über einen Derivationsprozeß verdoppelt worden zu sein, und man müßte die beiden Verben eines Aspektpaars dann konsequenterweise als zwei eigenständige Verben einordnen, auch wenn man sich eigenständigere Verben vorzustellen gewohnt ist. Von einem Perfektivierungsflexiv möchte man allerdings noch weniger sprechen. Andererseits wird ein großer Teil der Aspektpaare durch ein Imperfektivierungssuffix gebildet und so voneinander formal unterscheidbar. Hier fällt es schon schwerer, ein Derivativsuffix ansetzen zu wollen. Das Streben nach einheitlicher Klassifikation stößt hier auf Grenzen. Die Akademiegrammatik schlägt in der letzten Ausgabe trotzdem diese Lösung vor (РУССКАЯ ГРАММАТИКА 1982: § 1388). Das war jedoch nicht immer so. Ein anderer möglicher Weg bestünde darin, nur die letzteren Verbpaare als Aspektpaare zu akzeptieren und sie als durch einen wortverändernden statt durch einen wortbildenden Prozeß voneinander unterschieden zu sehen. Wir hätten es dann mit ‚sauberen‘ grammatischen Prozessen zu tun. Diesen Weg hat MASLOV immer favorisiert. Die Klassifikation ist einheitlich. Ein großer Teil der Aspektpaare wird nach dieser Klassifikation in Aktionsarten aufgelöst. Die Zahl der Aspektpaare im Russischen nimmt aber dann so erheblich ab, daß die Aussage, wonach im Russischen fast jedes Verb über einen Aspektpartner verfügt, eigentlich zurückgenommen werden müßte. Das ist ein unerwünschter Nebeneffekt. Man bedenke, daß das Russische ja gerade als Aspektsprache definiert wird, und zwar von MASLOVS Seite noch nachdrücklicher als von der Gegenseite. Der Wunsch, die Anzahl der Aspektpaare nicht unnötig zu reduzieren, dürfte der Grund sein,

weshalb in der letzten Auflage der Akademiegrammatik ein anderer Weg eingeschlagen worden ist. Die mittels Perfektivierungspräfix gebildeten Verben gelten jetzt wieder als Aspektpartner. Wieder wird aber nicht auf die Einheitlichkeit der Klassifikation verzichtet. Diesmal wird der Aspekt generell dem Bereich der Wortbildung zugewiesen. Wortverändernde Affixe müssen nun als wortbildende Affixe umdefiniert werden.

Das Beispiel des russischen Aspekts lehrt uns, daß eine exakte Trennung zwischen Grammatik und Lexikon der sprachlichen Realität nicht nahekommt. Die Kategorie des Aspekts gehört offenbar diesem Zwischenbereich nicht zufällig an. Dafür spricht auch, daß keine der anderen Verbkategorien so stammnah gebildet wird wie die des Aspekts. BYBEE 1985 hat darauf aufmerksam gemacht, daß es sich hier um eine Gesetzmäßigkeit mit übereinzelsprachlicher Gültigkeit handelt. Daß man sich mit dem Oszillieren des Aspekts zwischen den Bereichen des Lexikons und der Grammatik und den damit verbundenen vielfältigen Ausdrucksmustern abzufinden hat, zeigt auch V. LEHMANNs Fazit in bezug auf die bisherigen Klassifikationsversuche von russischen Aspektpaaren: „Mir scheinen die Möglichkeiten ausgereizt zu sein, zu einer ‚konsensfähigen‘ Bestimmung von Aspektpaaren zu gelangen, sei es im Rahmen einer Formenbildungs-Konzeption des Aspekts, sei es durch ein an der Formenbildung orientiertes Verfahren, nämlich der Benennung nur eines (formalen oder semantischen) Kennzeichens“ (V. LEHMANN 1988: 176).

Die Abgrenzungsproblematik zwischen Aktionsart und Aspekt stellt sich uns somit so dar: zwar lassen sich die Aktionsartverben eindeutig dem Bereich des Lexikons zuordnen, der Aspekt aber nicht eindeutig dem Bereich der Grammatik. Es hilft uns also nicht weiter, den Aspekt als den grammatischen Ausdruck und die Aktionsarten als die lexikalischen oder semantischen Ausdrucksformen von nichtdeiktischer, verbinhärenter Temporalität zu definieren. Gerade der Aspekt ist lexikalisch und grammatisch zugleich. COMRIE 1976 ist mit dieser Problematik vertraut. Er verzichtet daher auf eine ausführliche Behandlung der Aktionsarten und beschränkt sich auf eine Fußnote (1976: 6–7); dies vor allem, um seinen Lesern Verwirrung zu ersparen.

Eine solche Rücksicht auf die Leser ist bei der Beschreibung der Verbalkategorien des Deutschen nicht möglich. Wir können die Aktionsarten nicht ausklammern, weil sie in der Grammatikschreibung des Deutschen weit mehr Berücksichtigung finden als der Aspekt.

Die üblichen Charakterisierungen der Aktionsarten lassen sich so zusammenfassen: es handelt sich um sprecherunabhängige Bestimmungen der Art und Weise des Verlaufs eines verbalen Geschehens (vgl. DUDEN 1984: 93 und 539; GRUNDZÜGE 1981: 501; HELBIG/BUSCHA <sup>12</sup>1989: 72). Ein entscheidendes Merkmal ist das der Sprecherunabhängigkeit. Damit ist gemeint, daß der Sprecher bei der Wahl eines Aktionsartverbs neben dem

lexikalischen Inhalt immer auch eine Form von ‚verbinhärer Temporalität‘ mitgeliefert bekommt. Gäbe es im Deutschen Aspektpaare wie im Russischen, könnte der Sprecher zwischen zwei Perspektiven wählen: er könnte das Geschehen einmal als perfektiv und zum anderen als imperfektiv darstellen. Mit der Wahl einer verbalen lexikalischen Einheit ist im Russischen daher nicht notwendig die Wahl einer bestimmten Perspektive verbunden.

Bei der Aufstellung von Aktionsartklassen werden uneinheitliche Kriterien angewandt, so daß es zu einer jeweils unterschiedlichen Anzahl von Aktionsarten kommt. Soviel aber läßt sich sagen: es sind immer mehr als zwei. Darunter findet man häufig auch eine Klasse von perfektiven und eine Klasse von imperfektiven Aktionsartverben angeführt. Diese Termini dürften in diesem Zusammenhang nicht verwendet werden. Der Grund dafür ist, daß jedes Aktionsartverb neben seiner aktionsartlichen Semantik zusätzlich entweder perfektiv oder imperfektiv ist.

Sind in einer Sprache Aspektpaare vorhanden, dann kann mit der Wahl des Verbs gleichzeitig eine bestimmte Perspektive gewählt werden. Sind solche Paare nicht vorhanden, dann fehlt zwar die Wahlfreiheit (die auch in ‚Aspektsprachen‘ durch andere grammatische Prozesse eingeschränkt sein kann), doch die Perspektive fehlt nicht. Sie wird von jedem Verb mittransportiert. Welcher Art diese Perspektive ist, müssen wir noch bestimmen. Als Ausgangspunkt eignen sich die Aspektpaare. Sobald wir versuchen, die Bedeutungen der zwei Aspektpole einzukreisen (ohne sie noch genauer zu bestimmen), wird klar, warum es nur zwei solcher elementarer Perspektiven geben kann. Wenn wir auf die aspektuellen Bedeutungen noch nicht im Detail eingehen, dann deswegen, weil sie sich auf nur eine, ihnen allen gemeinsame Basisdifferenzierung zurückführen lassen:

Ein Verbalgeschehen kann grundsätzlich auf zwei unterschiedliche Arten betrachtet werden: einmal als unteilbares Ganzes, zum anderen ohne diesen Totalitätsbezug. Im ersten Fall ist impliziert, daß der Sprecher sich außerhalb des Geschehens befindet; nur so kann er ein Geschehen als Ganzes wahrnehmen; im zweiten Fall ist er Teil des Verbalgeschehens. Dieses kann so nicht mehr vollständig wahrgenommen werden. Es ist kein Ganzes mehr; es werden somit keine Konturen mehr sichtbar. Mit einem Wort, das Geschehen wird als nicht begrenzt und damit als potentiell unabgeschlossen erfahren. Es handelt sich um zwei unterschiedliche Perspektiven.

Wichtig ist in jedem Fall der Standpunkt des Sprechers. Damit ist nicht der Standpunkt gemeint, den der Sprecher faktisch einnimmt. Es wurde schon in der Einleitung darauf hingewiesen, daß die grammatischen Kategorien die Loslösung vom Hier und Jetzt erlauben; in bezug auf die Tempuskategorie ist das unmittelbar einsichtig. Es ist uns möglich, auf

Sachverhalte zu verweisen, die nicht mehr oder noch nicht gegenwärtig sind. Bei der grammatischen Kategorie des Aspekts, die man als Perspektivierungskategorie bezeichnen könnte, verhält es sich nicht viel anders. Der einzige Unterschied besteht darin, daß beim Tempus das Geschehen lokalisiert wird (in einem Jetzt, Vorher oder Nachher), während beim Aspekt der Sprecher lokalisiert wird. Er befindet sich entweder innerhalb oder außerhalb des Verbalgeschehens und zwar nicht unbedingt wirklich, sondern in der Vorstellung, die er wählt. Der französische Terminus 'aspect' ebenso wie die russische Bezeichnung für Aspekt, 'vid' haben ja die Grundbedeutung 'Betrachtungsweise'. Mit der Wahl eines imperfektiven Verbs ist gleichzeitig die Wahl einer Innenperspektive verbunden. Ein Verb perfektiven Aspekts impliziert immer Außenperspektivierung. Die verbale Handlung kann aus dieser Perspektive als Ganzes und damit in ihrer Totalität gesehen werden. Die Handlung bekommt aus dieser Perspektive heraus Konturen. Sie ist damit begrenzt und in diesem Sinn auch abgeschlossen. Diese Abgeschlossenheit der Verbalhandlung kann temporale Konnotationen haben. Diese sind zwar von der Aspektbedeutung ableitbar, aber sie gehören nicht zur Kernbedeutung des Aspekts. Das Merkmal der Abgeschlossenheit läßt sich nur leicht in einer Art metaphorischem Prozeß als temporale Abgeschlossenheit lesen. Die sekundären temporalen Konnotationen sollten mit der primären aspektuellen Bedeutung nicht verwechselt werden.

Von Aspektopposition als grammatischer Kategorie kann man immer dann sprechen, wenn die unterschiedliche Perspektivierung am gleichen Verb (wie im Englischen) oder mit Verbpaaaren zum Ausdruck gebracht wird. Die Aktionsarten verfügen nicht über diese Perspektivierungsalternativen. Sie können daher nicht als semantische Realisierung des Aspekts bezeichnet werden, so wie das COMRIE vorschlägt, denn gerade in der Bereitstellung von Alternativen besteht ja die Funktion des Aspekts. Damit haben wir ein Kriterium zur Hand, das geeignet ist, Aktionsarten und Aspekt voneinander zu differenzieren. Der Aspekt ist eine Kategorie, die die Betrachtung eines Geschehens von Innen oder von Außen erlaubt. Bei den Aktionsarten ist nur eine der beiden Perspektiven möglich. Sie ist durch die lexikalische Bedeutung des Verbs vorgegeben. Aktionsarten wurden deswegen als 'objektiv' im Gegensatz zum 'subjektiven' Aspekt charakterisiert. Diese Termini finden sich vor allem in älteren Arbeiten (z. B. NOREEN 1923) und sind eher verwirrend. Der Terminus 'objektiv' in bezug auf die Aktionsarten suggeriert, diese wären frei von inhärenter Perspektivierung. Das ist, wie gesagt, nicht der Fall. Es gibt keine 'rein lexikalischen' Aktionsartverben. Und es stellt sich die Frage, ob es überhaupt nichtperspektivische Verben gibt.

In diesem Zusammenhang ist eine Feststellung von I. ICKLER besonders festzuhalten. I. ICKLER, die, weit über unseren Rahmen hinausgehend und

eingefahrene Denkmuster verlassend, derzeit sogar verbunabhängigen Perspektivierungsmöglichkeiten im Deutschen auf der Spur ist, äußert eine, in ihrer Reichweite nicht zu unterschätzende These: „Zugrunde liegt die Annahme, daß jeder Satz einer natürlichen Sprache einen außersprachlichen Sachverhalt nur ‚subjektiv‘, d. h. perspektivisch darstellt. Es gibt also keine Sätze, die einen Sachverhalt ‚objektiv‘ darstellen“ (ICKLER 1990: 5).

In der hier verwendeten Terminologie heißt das, daß in allen unseren Äußerungen Innen- und Außenperspektivierungen mitenthalten sind. Fehlende Wahlmöglichkeit hebt die Tatsache der Perspektivierung selbst nicht auf. Auch wäre es unrichtig anzunehmen, eine der beiden Perspektiven – etwa die Außenperspektive – sei objektiver als die andere. I. ICKLER bezieht sich zu Recht auf den ganzen Satz. Auch sie unterscheidet zwischen den Möglichkeiten, daß nur eine oder mehrere (bei uns nur zwei) Perspektiven zum Ausdruck gebracht werden. Auch sie unterscheidet zwischen einfacher und doppelter (bei ihr ‚mehrfacher‘) Perspektivierung: „Semantisch relevant ist diese perspektivische Darstellung aber nur, wenn in einer Sprache die Wahl zwischen mehreren Perspektiven möglich ist, d. h. wenn sprachliche Mittel bereitstehen, um einen Sachverhalt aus mehr als einer Perspektive zu beschreiben. Wenn dieses sprachliche Mittel in regelhafter morphologischer oder struktureller Markierung besteht, dann ist die perspektivische Darstellung auch grammatisch relevant“ (I. ICKLER 1990: 5).

Wir haben zwar ein Kriterium gewonnen, um Aspekt- und Aktionsartverben voneinander abzugrenzen: Aktionsartverben könnte man als monoperspektivierend und die Aspektopposition als doppelperspektivierend definieren. J. GRIMMS Beispiel *jagen/erjagen* kann in diesem Sinn nicht als Aspektpaar klassifiziert werden, da der Aspekt systematisch Perspektivierung ermöglicht. Verbpaare wie das genannte stellen im Deutschen eine Ausnahme dar. Was jetzt noch fehlt, ist ein Kriterium, das geeignet ist, die Aktionsartverben von den normalen Verben abzugrenzen; was ist der Unterschied zwischen Verben wie *jagen* und solchen wie *erjagen*, wenn beide als perspektivische Verben eingeordnet werden müssen?

Aktionsartverben sind nach der Definition von AGRELL, der als erster die Aktionsartverben klar von den Aspektverben unterschieden hatte, „Bedeutungsfunktionen der Verbalkomposita (sowie einiger Simplicia und Suffixbildungen), die genauer ausdrücken, wie die Handlung vollbracht wird, die Art und Weise ihrer Ausführung markieren“ (AGRELL 1908: 78). AGRELL bezieht sich in erster Linie, indem er die Verbalkomposita (die Präfixverben) in den Vordergrund stellt, auf morphologisch zum Ausdruck gebrachte Aktionsarten. Ein Blick in die Literatur und in die Grammatiken des Gegenwartsdeutschen zeigt, daß auf dieser Basis nicht immer klassifiziert wird. Auch werden die Klassifikationskriterien nicht immer angegeben. Urteilt man nach den angegebenen Beispielen, dann liegt den unterschiedlichen Klassifikationsergebnissen eine gemein-

Aktionsartverben

same Einstellung zugrunde: jedes Verb scheint irgendeiner der aufgestellten Aktionsartklassen zugeordnet werden zu können. Dabei wird offenbar davon ausgegangen, daß prinzipiell jedes Verb eine Variante der Art und Weise einer Verbalsituation zum Ausdruck bringen könne.

War zunächst die Definition von Aspekt einzuschränken, so ist es jetzt die der Aktionsarten, die im DUDEN und bei HELBIG und BUSCHA noch zu weit gefaßt ist. Dort werden auch Verben ohne morphologische Merkmale, wie z. B. *arbeiten* bestimmten Aktionsartklassen zugeordnet. Die Anzahl der Aktionsartklassen wird recht uneinheitlich festgesetzt. Meist werden von den verschiedenen Präfixen und evtl. Suffixen der Aktionsartverben mehr oder weniger abstrakte Bedeutungen abgeleitet, die mit der Art und Weise des Verlaufs des verbalen Geschehens zusammenhängen (Beginn einer Handlung, Dauer, Wiederholung, Veränderung, Resultat etc.). Diesen Klassen werden dann auch die einfachen Verben zugeordnet, d. h. die Verben, die über keine morphologischen Markierungen wie Präfixe oder Suffixe verfügen, die einen Hinweis auf die Art und Weise des verbalen Geschehens geben könnten. Die Klassifikationsergebnisse haben etwas Willkürliches an sich und gehen meist auf bewußt oder unbewußt angewendete onomasiologische Verfahrensweisen zurück.

DRESSLER, der dieses Verfahren in diesem Zusammenhang auch nicht für sinnvoll erachtet, macht den Vorschlag, eine weitere Differenzierung vorzunehmen: er unterscheidet zwischen Aktionsarten und Verbalcharakter (1968: 69). Von Aktionsarten sollte man, folgt man dieser Differenzierung, nur dann sprechen, wenn sie am Verb morphologisch ausgedrückt sind, in der Regel in der Form von Präfixen, seltener durch modifizierende Suffixe oder Infixe. Dies bedeutet, daß es zu jedem aktionsartlich modifiziertem Verb ein aktionsartneutrales Grundverb gibt. Die Verben, bei denen die Art und Weise des Verbalgeschehens nicht morphologisch markiert wird, d. h. zu denen kein nicht-modifiziertes Grundverb existiert, bezeichnet DRESSLER als Verbalcharaktere. Er führt damit eine wichtige weitere Differenzierung ein. Es hat tatsächlich wenig Sinn, auch noch diese Verben in ein Aktionsartenschema pressen zu wollen. Verständlich ist aber, woher der Impuls zu solchen Klassifikationsversuchen kommt: er ist durch die Perspektive, die selbst bei solchen scheinbar rein lexikalischen Verben mittransportiert wird, motiviert. Aus diesem Grund wird dann ein Verb wie *arbeiten* als ‚durativ‘ oder als ‚imperfektiv‘ eingeordnet. Ist man sich bewußt, daß es keine rein lexikalischen Verben gibt, kann man der Verwechslung zwischen Perspektivierung und Aktionsartsemantik entgehen.

Die Aktionsarten sind im Zwischenbereich von Grammatik und Lexikon angesiedelt, wie alle Derivationen. Das häufigste Mittel der Aktionsartmarkierung stellt die Präfigierung dar. Es ist bekannt, daß die Präfixe ursprünglich lokale Bedeutung hatten, was auch synchron noch vielfach

erkennbar ist. Mittels der Präfixe wird das Verbalgeschehen lokalisiert. Durch die Lokalisierung wird das Verbalgeschehen begrenzt. Die durch die Präfixe mit räumlicher Bedeutung bewirkten Modifizierungen sind vielfältig und können, will man diese Vielfalt auf einen Nenner bringen, durch ein Merkmal bzw. durch eine Merkmalsopposition beschrieben werden: durch das Merkmal [ $\pm$  grenzbezogen]. Das Merkmal stammt übrigens aus der russischen Aspektforschung (dazu ANDERSSON 1972: 145–146). MASLOV 1962 hatte eine kategoriale Zwischenebene angesetzt, die durch diese Opposition charakterisiert war. Es handelt sich jedoch genau genommen nicht um eine eigene Kategorie.

ANDERSSON bezeichnet die Merkmale Grenzbezogenheit/Nichtgrenzbezogenheit als die „höchste Stufe der Abstraktion innerhalb des Gebietes der Aktionsart“ (1972: 61). Es handelt sich hier nicht um eine rein metasprachliche Abstraktion, sondern vielmehr um die Wiedergabe einer realsprachlichen Abstraktion. Die Aktionsarten weisen eine Tendenz zur Binarisierung auf, das heißt zur Gruppierung um zwei Foki oder Zentren, deren Merkmale mit Aspektmerkmalen korrelieren. Man könnte von einer Art Aspektaffinität der Aktionsarten sprechen. Die grenzbezogenen Aktionsartverben weisen eine Affinität zur perfektiven Aspektkategorie auf; sie werden von dieser Kategorie wie von einem Magneten angezogen. So kommt es, daß die Aspekt- und die Aktionsartkategorie vielfach verschränkt, teilweise isomorph, aber trotzdem niemals identisch sind.

Ein Beispiel aus dem Russischen, in dem sowohl die Aktionsart- als auch die Aspektkategorie gut ausgeprägt ist, vermag diese vielfachen Verschränkungen zu verdeutlichen. Ein Aspektpaar bilden (Beispiele von V. LEHMANN 1988):

*stroit'* (impf.) und *postroit'* (pf.) ‚bauen‘

Das Präfix *po-* kann als perfektivierendes Präfix betrachtet werden. Die dominante Bedeutung, die das Präfix beisteuert, besteht darin, daß das Verbalgeschehen in seiner Totalität zum Ausdruck gebracht wird. Nicht bei jedem Präfix dominiert das aspektuelle Merkmal. Obwohl Präfixe lokalisierende Bedeutungskomponenten haben und Lokalisation (sei es nun eines Gegenstandes oder eines Verbalgeschehens) immer nur aus einer Außenperspektive heraus erfolgen kann, muß nicht jedes Präfix ein aspektueller Marker sein. Im Grunde konkurrieren immer zwei Bedeutungen: einmal ist da die abstraktere Bedeutung, die von MASLOV und von ANDERSSON mit Grenzbezogenheit, hier mit Außenperspektive benannt wurde; zusätzlich ist immer noch die lexikalische Bedeutung des Präfixes vorhanden. Zwischen beiden Bedeutungen besteht ein Dominanzkonflikt. Überwiegt die abstraktere Bedeutung, so kann man das Präfixverb und das Grundverb, von dem es abgeleitet ist, als Aspektpaar bezeichnen. Falls



aber die lexikalische Semantik des Präfixes die aspektuelle dominiert, dann haben wir es mit einem Aktionsartverb zu tun. Das ist der Fall etwa bei

*perestroit'* ‚umbauen‘

Da es viele lokalisierende Präfixe gibt, gibt es zu jedem Grundverb – zumindest potentiell – mehrere Präfixverben. Das Verb mit dem semantisch leersten Präfix eignet sich als Aspektpartner zu dem Grundverb. Die anderen Verben sind aufgrund der Dominanz der lexikalischen Komponente Aktionsartverben. Das ist jedoch nicht die ganze Wahrheit. Man sieht einem Einzelverb nicht an, ob es ein Aktionsartverb (monoperspektivierend) oder ein Aspektverb (doppelperspektivierend) ist. Um zu wissen, ob ein Verb wie *perestroit'* ein Aktionsartverb ist oder nicht, müßte man gleichermaßen wissen, ob ihm nicht ein Partnerverb mit entgegengesetzter Aspektsemantik zugeordnet ist. Bei *perestroit'* ist das der Fall. Zwar ist das Grundverb *stroit'* aufgrund der zu großen semantischen Differenz ungeeignet, um als Aspektpartner zu fungieren, doch gibt es, wie bereits eingangs erwähnt, im Russischen zwei Möglichkeiten, um Aspektpaare zu bilden: die (meist) perfektivierende Präfigierung und die (meist) suffigierende Imperfektivierung. In unserem Fall ist das entsprechende Aspektpaar dann:

*perestroit'* (pf.) *perestrainat'* (impf.)

Nicht zu jedem Präfixverb, das sich nicht als Aspektpartner zu einem unmarkierten Grundverb eignet, existiert ein über sekundäre Imperfektivierung gebildeter Aspektpartner. Solche Einzelverben sind ‚nur‘ Aktionsartverben. Das Verhältnis der Kategorie der Aktionsarten und der des Aspekts zueinander ist äußerst komplex und gewiß nicht auf Anhieb zu überschauen. Auch die Markiertheitsverhältnisse sind nicht einfach zu interpretieren. Eine weithin anerkannte Lösung wurde hierzu von FORSYTH (1970: 29) vorgeschlagen, der in bezug auf die aspektuelle Semantik das Merkmal der Imperfektivität als das nichtmarkierte setzt, auch wenn bei der sekundären Imperfektivierung in formaler Hinsicht das imperfektive Aspektverb markierter ist. Mit anderen Worten, in semantischer Hinsicht ist *perestrainat'* unmarkiert und *perestroit'* markiert; in formaler Hinsicht ist es umgekehrt. Ausschlaggebend ist hier das semantische Kriterium.

Auf weitere Details einzugehen, ist in unserem Zusammenhang eher verwirrend. Nur folgendes sei noch angemerkt, um Mißverständnissen vorzubeugen:

1. Es gibt auch nichtgrenzbezogene, innenperspektivierende Aktionsartverben. Bis jetzt bin ich nur auf die grenzbezogenen eingegangen, weil sie im Russischen die Mehrzahl darstellen. Dazu ein Beispiel: das imperfektivierende Suffix *-va-* war ursprünglich ein Iterativsuffix, das Verben iterativer Aktionsart bilden konnte. Wenn bei Verben die itera-

tive Bedeutung von *-va-* überwiegt, was immer noch der Fall sein kann, dann handelt es sich um ein Aktionsartverb.

2. Es gibt auch perfektivierende Suffixe. Ihre Anzahl ist aber weit geringer als die der perfektivierenden Präfixe.

Die bislang dargestellten, nicht einfachen Beziehungen zwischen Grundverben, Aktionsartverben und Aspektverben lassen sich auf einen einfachen Nenner bringen: Es bestehen zwei Klassen von Verben: innenperspektivierende und außenperspektivierende Verben. Zwischen den beiden Klassen bestehen im Russischen Relationen, die lexikalisch synonyme oder quasysynonyme Verben einander zuordnen. In jeder Klasse gibt es auch einen Rest isolierter Verben, die über keine solche Beziehung zur anderen Verbkategorie und damit über keinen Aspektpartner verfügen. Wir müssen noch einen weiteren wichtigen Punkt erwähnen. Auf ihn hat vor allem V. LEHMANN 1988 aufmerksam gemacht:

Es gibt Verben, die nicht immer das gleiche Verb als Aspektpartner wählen. Ich illustriere das an unserem Beispiel *stroit'*. *Stroit'* hat, wie jedes andere beliebige lexikalische Element auch, keine starre Bedeutung, was im übrigen nicht mit Polysemie verwechselt werden sollte. Bei der Verwendung eines Lexems wird immer nur eine von mehreren Varianten eines Bedeutungsspektrums aktualisiert. Das gleiche gilt natürlich auch für die kontextuelle Verwendung von Verben. Hier kann es nun passieren, daß nicht immer *postroit'* als das perfektive Pendant zu *stroit'* selektiert wird. Es kann in spezifischen semantischen Kontexten vorkommen, daß *sostroit'* oder *vystroit'* besser als Aspektpartner passen. Man kann also nicht immer mit einer starren Zuordnung von Aspektpartnern rechnen. Es gibt somit Aktionsartverben, die in spezifischen Kontexten als Aspektpartner fungieren können. Man könnte auch sagen, Verben wie *stroit'* verfügen über zentrale und über periphere Aspektpartner. Das scheint mir eine zentrale Einsicht zu sein (vor allem von V. LEHMANN 1988). Sie wird in einem späteren Zusammenhang wichtig sein, wenn wir zu prüfen haben, ob es im Gotischen eine Aspektkategorie gegeben hat. Vorerst bleibt festzuhalten, daß die Grenze zwischen Aktionsartverben und Aspektverben nicht exakt festgemacht werden kann. Aktionsartverben weisen eine Affinität zu einem spezifischen Aspekt auf. Die grenzbezogenen Aktionsartverben weisen die gleiche Perspektive auf wie die perfektiven Verben und stehen daher wie diese in Opposition zu den imperfektiven Verben, weshalb sie manchmal als Aspektpartner selektiert werden. Die Grenzen sind fließend.

Im Deutschen gibt es keine Verdoppelungen der Perspektiven, jedenfalls nicht über Verbaare. Uns bleiben also nur die Aktionsartverben und die Grundverben. Das Verhältnis zwischen beiden besteht darin, daß die Aktionsartverben die dem Grundverb entgegengesetzte Perspektive zum Ausdruck bringen. Grundverben sind im Deutschen überwiegend innenperspektivierend: *lieben, lachen, laufen*. Außenperspektivierende Grundver-

ben sind im Deutschen äußerst selten. Dazu gehören *kommen* und *finden*. Die Aktionsartverben weisen dagegen in der Regel Außenperspektivierung auf, wofür die grenzbezogene Bedeutung der Präfixe verantwortlich ist. Da die Präfixe außerdem nicht semantisch leer sind, kommt es neben dem Wechsel der Perspektive zu einer zusätzlichen Modifikation der lexikalischen Semantik: man vergleiche *laufen* mit *entlaufen*. Durch die lexikalische Bedeutung der Präfixe wird das Bilden von verbalen Aspektpaaren verhindert.

Auch wenn es im Deutschen keine aspektuellen Verbpaare gibt, so gibt es doch eine Polarisierung der Verben in zwei Klassen. Jedes Verb beinhaltet eine bestimmte Perspektive. DRESSLER 1968 hat ebenfalls die Affinität der Verben zu zwei Polen festgestellt. Zur Erkennung der Zugehörigkeit zu einem dieser Pole schlägt DRESSLER (1968: 50) als Verfahren vor: „Diese Affinität kann man innersprachlich durch eine Statistik der Verba feststellen, welche einen Aspekt ausschließlich oder in hohem Grad (und vice versa) bevorzugen. Man erhält so pfv.-affine, ipfv.-affine und vielleicht affinitätsneutrale Verba.“ Man kann mit DRESSLER im weitesten Sinn von einer Aspektaffinität sprechen, auch wenn wir bis jetzt keine grammatische Kategorie des Aspekts im Deutschen ausmachen können, die als Magnet fungieren könnte. Die Frage drängt sich auf: wieso verzichtet eine Sprache auf die Funktion der Doppelperspektivierung? Könnte es sein, daß diese Funktion in einer Weise enkodiert ist, die wir nur noch nicht haben entdecken können? Da dies zu diesem Zeitpunkt keinesfalls ausgeschlossen werden sollte, muß die Bezeichnung der Aspektaffinität auch nicht zurückgewiesen werden.

Daß im Deutschen Verben ihrem Verhalten nach zwei Klassen zugeordnet werden können, illustrieren folgende Beispiele (aus MILAN 1985):

- (1 a) die *belagerte* Stadt
- (1 b) die *geliebten* Kinder
- (2 a) der *gefundene* Schlüssel
- (2 b) die *eroberte* Stadt

Transformiert man die 2. Partizipien in Relativsätze, wird eine wesentliche Differenz deutlich:

*Eine belagerte Stadt ist eine Stadt, die belagert wird.*  
*Die geliebten Kinder sind Kinder, die geliebt werden.*

dagegen:

*Der gefundene Schlüssel ist der Schlüssel, der gefunden worden ist|wurde.*  
*Die eroberte Stadt ist eine Stadt, die erobert worden ist|wurde.*

Diese Differenz sollte nicht als Tempusdifferenzierung mißverstanden werden. Die temporalen Bedeutungen konstituieren sich hier, unabhängig

von temporaler Referenz, im infiniten Bereich. In den Beispielen (1 a) und (1 b) handelt es sich um eine unabgeschlossene und andauernde, in den Beispielen (2 a) und (2 b) um abgeschlossene Verbalsituationen. Die 2. Partizipien haben hier ihre aspektuellen Merkmale bewahrt. ‚Bewahrt‘ spielt auf die Diachronie an, die ausführlich miteinbezogen werden soll, vor allem, um Kriterien zur Bewertung von Beschreibungsalternativen bei der synchronen Betrachtung des neuhochdeutschen Verbalsystems herauszuarbeiten.

Die aspektuell gefärbten 2. Partizipialformen sind integraler Bestandteil des periphrastischen Verbalsystems des Deutschen, sowohl der Tempus- als auch der Passivmorphologie. Ist auch keine Aspektkategorie im Deutschen vorhanden (die Aspektfunktion lassen wir weiterhin nicht aus dem Auge), so wird doch durch die Partizipien Aspektualität in all die temporalen und passivischen Verbalformen transportiert, an deren Aufbau die Partizipien wesentlich beteiligt sind. Es handelt sich hierbei nicht um nichtintendierte aspektuelle Konnotationen, die in die anderen, periphrastisch gebildeten Verbformen miteinfließen. Die in den 2. Partizipien inhärente Aspektualität könnte vielmehr die Herausbildung der periphrastischen Verbformen grundlegend motiviert haben. Diese Möglichkeit gewinnt dann an Plausibilität, wenn sich die Kategorien Tempus und Genus verbi als komplexe, zusammengesetzte Kategorien erweisen sollten. Die zusammengesetzten Verbformen würden dann ikonisch eine Neuordnung grammatischer Komplexität repräsentieren.

Als Ergebnis ist festzuhalten: nicht nur die Aktionsarten sind aspektaffin, sondern auch die Verbalcharaktere: das zeigen unsere Beispiele (*finden, lieben*). Schon DRESSLER 1968 hat darauf hingewiesen. Es ist diese gemeinsame Affinität von Verbalcharakter und Aktionsart zum Aspekt oder besser zu einer der Perspektiven, die durch die Aspektpole in Opposition stehen, durch welche sich viele Verfasser von Grammatiken legitimiert sahen, auch aktionsartlich nicht gekennzeichnete Verben in ihre Aktionsart-schemata miteinzubeziehen.

Fassen wir unsere Klassifikation nach morphologischen Kriterien zusammen, so unterscheiden wir drei Gruppen, die verbinterne Temporalität zu realisieren zu vermögen:

- I. Verbalcharakter: *singen, lachen, sterben, öffnen, kommen, lieben*. Die Art und Weise der Verbalsituation wird semantisch durch die Bedeutung des Verbstamms ausgedrückt.
- II. Aktionsarten: An Grundverben treten Präfixe, Suffixe oder Infixe, wodurch semantisch modifizierte Verben entstehen. Gleichzeitig wechselt das Verb die Perspektivierungsklasse. Die semantische Modifikation des Verbs dominiert die aspektuelle Semantik.
- III. Aspekt: Die Modifikation eines Grundverbs ist von so abstrakter Art, daß die Grundbedeutung des Verbs nicht oder nur unwesentlich

verändert wird und so nur noch grammatisch die Art und Weise der Perspektivierung zum Ausdruck gebracht wird; es entstehen Verbpaare, wenn diese Differenzierung im infiniten Bereich stattfindet, wie etwa im Russischen. Diese Perspektivierungsfunktion kann aber auch erst im finiten Bereich durch Flexionsparadigmen geleistet werden, wie im Englischen.

Die Mehrzahl der Verben im Deutschen, die zur Klasse der Verbalcharaktere gehören, sind innenperspektivierend. Außenperspektivierende Verben sind selten; solche sind *finden*, *kommen*, *treffen*.

Die Aktionsartverben sind dagegen in ihrer Mehrzahl außenperspektivierend; Ich komme auf diese zuerst zu sprechen, um dann im Anschluß auf die Ausnahmen einzugehen. Als Bezeichnungen für die beiden Polarisierungen im Bereich der Aktionsarten eignen sich am besten die Termini der Grenzbezogenheit/Nichtgrenzbezogenheit, so wie sie ANDERSSON verwendet. Bei den Aktionsartverben wird immer die Qualität der Außen- und Innenperspektive spezifiziert. Diese Qualität hat immer mit Begrenzungen der Verbalhandlungen zu tun. Diese gilt auch für die nichtgrenzbezogenen Verben, die meist die Entgrenzung von Verbalhandlungen als Qualität enthalten. Das Konzept der Grenze ist also hier impliziert.

Daß der Großteil der Aktionsartverben grenzbezogen ist, erklärt sich dadurch, daß sie von den Grundverben abgeleitet sind. Bei dieser Ableitung findet, wie bereits erläutert, neben der semantischen Modifikation auch ein Perspektivenwechsel statt. Nicht alle präfigierten Verben sollten als Aktionsartverben klassifiziert werden. Nur Präfixverben, zu denen ein Grundverb existiert, sind Aktionsartverben. Diese können in Subklassen untergliedert werden, die die Art der Begrenzung berücksichtigen, z. B.:

**Inchoative Verben:** Der Beginn der Handlung wird als Begrenzung angegeben: *erblühen* (aber nicht *erlauben*, das als Verb der Klasse der Verbalcharaktere zuzuordnen ist).

**Terminative Verben:** Terminativität sollte nicht mit Perfektivität verwechselt oder synonym dazu verwendet werden, wie das oft geschieht. Die Termini der Perfektivität und der Imperfektivität beziehen sich nur auf die Aspektkategorie und man könnte bestenfalls diskutieren, ob man sie im weiteren Sinn für die beiden Perspektiven, die alle Verben polarisieren, verwenden sollte. Ein Verb wie *verblühen* wäre dann perfektiv in bezug auf seine Perspektive und gleichzeitig terminativ in bezug auf die Qualität dieser Perspektive. Da dies Anlaß zu Verwechslungen gibt, ist es vorzuziehen, diese Termini für die Aspektopposition zu reservieren. Um die Polarisierung der Verbklassen zu bezeichnen, sollte man eigene Termini verwenden. Bis jetzt haben wir Innen- und Außenperspektive gewählt; im nächsten Teilkapitel werden wir sie durch die Termini Holistik vs. Partitivität ersetzen.

Punktuelle Verben: Beginn und Ende einer Handlung fallen zusammen: *antreffen*.

Das sind die wichtigsten grenzbezogenen Aktionsarten. Es sind noch viele andere Termini im Umlauf, wie z. B. resultativ, mutativ und wieder perfektiv neben den bereits erwähnten Termini.

Sie werden entweder als Synonyme verwendet oder zur weiteren Feindifferenzierung eingesetzt, so in den GRUNDZÜGEN (1981: 503):

- „– Terminative Verben bezeichnen Vorgänge, die auf ein Ziel gerichtet sind, wobei der tatsächliche Vorgang unberücksichtigt bleibt.
- Perfektive Verben bezeichnen Vorgänge, die zu einem tatsächlichen Vollzug führen.
- Mutative Verben bezeichnen Vorgänge, die in eine neue Seinsphase überleiten.
- Resultative Verben bezeichnen Vorgänge, die zu einem erkennbaren Ergebnis führen.“

Die unbefriedigende terminologische Situation besteht darin, daß einige Termini gleichzeitig als Termini für übergeordnete Klassen verwendet werden (‚perfektiv‘, im DUDEN daneben auch ‚terminativ‘), gleichzeitig aber auch für die Subklassen und schließlich nochmals für die Feindifferenzierung der Subklassen. Unannehmbar ist diese Situation vor allem deswegen, weil jede Grammatik die Doppel- und Mehrfachverwendung dieser Termini in unterschiedlicher Weise vornimmt. Was unbedingt notwendig ist, ist die Normierung der Termini auf einen einheitlichen Gebrauch. Zwei Termini sollten dabei ausschließlich für die beiden Oberklassen der grenzbezogenen und nichtgrenzbezogenen Aktionsartverben verwendet werden. Die Termini, mit denen die Subklassen benannt werden, sollten nicht zur Bezeichnung zusätzlicher Differenzierungen dieser Subklassen verwendet werden.

Ferner ist zu beachten, daß Grundverben nicht den Aktionsartklassen zugeordnet werden können. Das Verb *kommen* gehört zwar einer der beiden Verbalperspektiven an; es ist in diesem weitesten Sinn begrenzt. Durch die Aktionsartverben wird jedoch die Qualität der Begrenzung spezifiziert. Solche Qualitäten könnte man zwar in Verben wie *kommen* hineininterpretieren; das gelingt aber nur, weil es in bezug auf seine Verbalqualität nicht festgelegt ist.

Damit komme ich zu den nichtgrenzbezogenen Aktionsarten; auch hier werden zu Unrecht Grundverben eingeordnet. Der Grund dafür ist, daß die nichtgrenzbezogenen Aktionsarten als ‚durativ‘ bezeichnet werden. Grundverben wie *träumen* werden ebenfalls als durativ bezeichnet. Hier werden Aktionsarten und Verbalcharakter verwechselt. Wenn dann auch noch der Terminus der Durativität synonym mit dem der Imperfektivität verwendet wird, dann ist terminologisch auch noch der Aspekt beteiligt.

Es empfiehlt sich auch nicht, sich auf den Terminus der Durativität zur Bezeichnung der nichtgrenzbezogenen Aktionsarten zu einigen. Kaum ein anderer Terminus ist so mißverständlich wie dieser. Der Grund dafür ist, daß auch die grenzbezogenen Aktionsartverben, ebenso wie die perfektiven Aspektverben, durativ sein können, also eine bestimmte Dauer aufweisen können. Mit Ausnahme der punktuellen Verben kann man kaum einer Verbhandlung dieses Merkmal absprechen. Die Ansetzung des Merkmals der Durativität hat deshalb nicht selten dazu verleitet, nur punktuelle Verben als echte perfektive Aspektverben anzusehen. Statt von der Dauer der Handlung könnte man vom Andauern der Handlung sprechen, d. h. von deren Nichtbegrenzung. Verben mit dieser Aktionsart sind im Deutschen aber kaum zu finden. Mit Ausnahme des Verbs *andauern* werden im DUDEN 1984 nur Grundverben aufgelistet: *blühen, schlafen, wachen, frieren, wohnen, sein, bleiben*.

Läßt man diese Grundverben weg, dann bleiben von den nichtgrenzbezogenen Aktionsartverben nur noch die Iterativverben und die sogenannten Intensivverben übrig:

Iterativa sind: *streicheln, flattern*. Meist sind die Iterativsuffixe *-/-* oder *-r-* an der Bildung solcher Aktionsartverben beteiligt.

Intensiva: Mit diesen Verben wird die Verstärkung, aber auch die Verminderung der Intensität einer verbalen Handlung zum Ausdruck gebracht. In der Regel sind die gleichen Wortbildungsmittel wie bei den Iterativa beteiligt: *lächeln, sickern*.

Auch wenn diese beiden Klassen in der Regel getrennt werden (DUDEN 1984: 93; GRUNDZÜGE 1981: 503), so liegt doch eine gemeinsame Aktionsartbedeutung zugrunde; dafür sprechen auch die gemeinsamen Wortbildungsmittel. Es geht jedesmal um die Wiederholung identischer Verbhandlungen. Beide könnten somit als Iterativa klassifiziert werden. Natürlich können von hier aus wieder Feindifferenzierungen vorgenommen werden. Wichtig ist nur, daß die verschiedenen Klassifikationsebenen nicht ständig verwechselt werden.

Das Merkmal der Durativität eignet sich zur Kennzeichnung der Aktionsarten nicht. Man könnte es zur Charakterisierung des Verbalcharakters verwenden, denn auch zur Kennzeichnung von Aspektualität ist es nicht brauchbar. In bezug auf die beiden Merkmale der Durativität und der Iterativität kommen auch CHUNG/TIMBERLAKE (1985: 240) zu dem Ergebnis, daß allein Iterativität als Merkmal geeignet ist: „Of the two quantitative parameters, durativity appears to be unimportant. It may be that any discussion of durativity should be subordinate to closure, since languages commonly distinguish durativity for open vs closed events, and impose corresponding restrictions on aspect [...]. Iterativity is relatively more important“. In bezug auf die Aspektkategorie wird also Durativität als sekundäres Merkmal gesehen.

Im folgenden Kapitel werden Differenzierungen erarbeitet, die aufzeigen, daß das Merkmal der Iterativität, das wir für die nichtgrenzbezogenen Aktionsartverben reserviert haben, sich grundlegend von dem der Durativität unterscheidet.

## 2.4 Aspektualität, Polarisierung von Verbklassen und Teil-Ganzes-Relationen

Die dem Verbalcharakter, den Aktionsarten und dem Aspekt gemeinsame Perspektivierungsfunktion soll von jetzt an mit Aspektualität abgekürzt werden — ein Begriff, der innerhalb der Slavistik in Anlehnung an die Termini Temporalität und Modalität geprägt worden ist (vgl. BALIN/ŽEREBKOV 1973: 6). Mit Aspektualität wird keine Kategorie benannt, sondern eine grammatische Funktion, die auf der lexikalischen Ebene (Verbalcharakter), auf der lexikalisch-grammatischen Ebene (Aktionsarten) und schließlich auf der Ebene der grammatischen Kategorien zum Ausdruck kommt. Durch die grammatische Kategorie des Aspekts wird eine Opposition zwischen beiden möglichen Perspektivierungsfunktionen in regelhafter Weise hergestellt.

Kommen wir auf die eingangs gegebene Definition von ‚grammatisch und semantisch realisiertem‘ Aspekt von COMRIE zurück: Von den drei definierenden Merkmalen wurde bis jetzt erst eines näher bestimmt. Die Merkmale waren [— deiktisch], [+ temporal] und [Art und Weise der Verbalsituation]. Das dritte Merkmal wurde von uns als Art und Weise der Perspektivierung, die durch den Standpunkt des Betrachters zustandekommt, näher bestimmt.

Sobald der Standpunkt eine Rolle spielt, kommt Deixis mit ins Spiel. Die Voraussetzung für Deixis ist das Vorhandensein eines Standpunkts, von dem aus auf etwas verwiesen werden kann. Man könnte alle Phänomene von Aspektualität dem Bereich der Deixis zuordnen. HEGER 1963 geht diesen Weg; er rechnet den Aspekt, neben der Tempuskategorie, den temporal-deiktischen Kategorien zu und weicht so von der derzeit allgemein akzeptierten Charakterisierung des Aspekts als nichtdeiktischer Kategorie ab. HEGER (1963: 35) unterscheidet Zeitstufen (Gegenwart/Nichtgegenwart) und Aspekte (bei ihm ist das ebenfalls die Darstellung einer Handlung von innen oder von außen her). Zeitstufen und Aspekte sind bei HEGER Subkategorien der übergeordneten Kategorie der temporalen Deixis. HEGER kommt zu dieser Auffassung, weil er Innen- und Außenperspektive als die wesentliche Aspektopposition ansetzt. Es wurden viele andere Merkmale zur Kennzeichnung dieser Opposition vorgeschlagen. In dem im vorausgegangenen Kapitel erwähnten Zitat von CHUNG/TIM-



BERLAKE 1985 zum Merkmal der Iterativität wurde ‚closure‘ vs. ‚openness‘ als die zentrale Opposition angesprochen. Von den vielen Merkmalen, mit denen die Aspektopposition bislang gekennzeichnet worden ist, muß man die primäre Opposition von den daraus ableitbaren sekundären Merkmalen unterscheiden. Die Merkmale der Abgeschlossenheit/Nichtabgeschlossenheit oder der Vollendung/Nichtvollendetheit lassen sich von der Betrachterperspektive ableiten; das Umgekehrte gilt nicht. Ein einfaches Bild vermag das zu illustrieren: nur wer sich außerhalb eines Hauses befindet, ist in der Lage dieses als Ganzes wahrzunehmen. Befinde ich mich innerhalb eines Hauses, so sind die Konturen des Hauses für mich nicht wahrnehmbar; es erscheint mir nicht in seiner Totalität. Ein Gegenstand (oder eine Handlung), der mit Konturen und damit als Ganzes wahrgenommen wird, evoziert das Merkmal der Begrenztheit und damit der Abgeschlossenheit. Das Konzept der Abgeschlossenheit ist primär ein räumliches Konzept, das erst sekundär als temporale Abgeschlossenheit interpretierbar ist. Wichtig ist: ein Gegenstand (oder eine Handlung) ist nicht an und für sich abgeschlossen oder nichtabgeschlossen. Die Qualität ist abhängig vom Standpunkt des Betrachters. Der Betrachterstandpunkt selbst ist nicht abgeleitet. Der Standpunkt ist in diesem Sinn nicht weiter ‚hintergebar‘.

Es ist sinnvoll, die Innen- und Außenperspektivierung und keine andere Opposition als die Basisopposition anzusetzen, solange man all die mit Aspekt assoziierten Merkmale davon ableiten kann. Der Vorteil dieser Basismerkmale besteht darin, daß sich mit ihnen alle drei ‚Verbarten‘ beschreiben und voneinander unterscheiden lassen. Der Nachteil ist, daß eine Erosion von COMRIES Aspektdefinition stattfindet; von den drei definierenden Merkmalen [– deiktisch], [+ temporal] und [Art und Weise der Verbalsituation] werden zwei in Frage gestellt:

1. Der Bereich der Aspektualität rückt in die Nähe von Deixis. Das geschieht durch die Einbeziehung des Betrachterstandpunkts. Das wird bei HEGER deutlich: HEGER setzt seinen Deixis-Begriff mit den ‚Shiftern‘ von JAKOBSON gleich. JAKOBSON rechnet den Aspekt aber, anders als HEGER, zu den ‚Non-Shiftern‘, zu den nichtdeiktischen Kategorien also. HEGER trifft, trotz seiner Affinität zu JAKOBSON, eine andere Entscheidung, da er die Aspektopposition über die Merkmale ‚Innen- und Außendarstellung einer Handlung‘ definiert. Mit der Außenperspektive ist notwendig ein Verweisen auf den Gegenstand/die Handlung verbunden. Der markierte Pol der Aspektkategorie kann also mit HEGER als deiktisch eingeordnet werden. Diesen Vorschlag macht auch FUCHS 1988.
2. Ein weiteres Merkmal, das wir von COMRIES Aspektdefinition zu überprüfen haben, ist das Merkmal [+ temporal], das auch HEGER 1963 zur Kennzeichnung des Aspekts verwendet.

Dieses Merkmal ist zur Charakterisierung von Aspekt (und Aspektualität allgemein) nicht notwendig. Die Aspektopposition ist ohne Rückgriff auf Temporalität zu beschreiben. Bei der Opposition von Außen- und Innenperspektive sind nur räumliche Konzepte beteiligt. Auch die von dieser Opposition ableitbaren Merkmale der Abgeschlossenheit/Nichtabgeschlossenheit sind primär räumlicher Natur. Die temporale Lesart dieser Opposition ist das Ergebnis einer Übertragung der räumlichen Konzepte in eine zeitliche Dimension. Daß Zeitvorstellungen von räumlichen Vorstellungen abgeleitet sind (man denke an den Begriff Zeitraum), macht auch die Definition der Tempuskategorie deutlich. Die Tempuskategorie wird allgemein als deiktische Kategorie definiert, weil mit ihr Handlungen als vergangen, gegenwärtig oder zukünftig lokalisiert werden: „Tense locates the event in time“ (CHUNG/TIMBERLAKE 1985: 202). Lokalisation ist ein räumliches Konzept; sie ist außerdem nur aus einer Außenperspektive heraus möglich. Auch mit Vor(her) und Nach(her) sind primär räumliche Relationen verbunden. Temporalität entsteht durch die metaphorische Übertragung dieser Konzepte auf eine andere Ebene oder, wenn man so will, auf eine andere Dimension.

Von COMRIES Definition des Aspekts als „different ways of viewing the temporal constituency of a situation“ bleibt erhalten: „aspects are different ways of viewing the constituency of a situation.“ Die „different ways of viewing“ wurden bereits als Innen- und Außenperspektivierung spezifiziert. Des Merkmals der Temporalität beraubt, muß die „constituency of a situation“ inhaltlich näher bestimmt werden:

Den entscheidenden Hinweis zur Kennzeichnung der Struktur der Verbalsituation erhielt ich von BACH 1981. Von ihm übernehme ich die Kriterien der Additivität/Nonadditivität und der Teilbarkeit/Nichtteilbarkeit einer Verbalhandlung. BACH selbst bezieht diese Unterscheidungen aus der Mereologie, der Logik der Teil-Ganzes-Relationen.

Arbeiten aus dem Bereich der Logik und der Tempuslogik werden von mir sonst kaum berücksichtigt, da ich bei der Beschreibung der Verbalkategorien nicht von einem apriorischen Ansatz ausgehe, was nicht bedeutet, daß ich diesen ablehne. Wenn ich trotzdem BACHS Kriterien übernehme, so deswegen, weil diese Differenzierungen, die die Tempuslogik aus der Mereologie bezieht, in auffallender Weise mit den von mir beobachteten Polarisierungen kongruieren:

Man kann mit Hilfe der neuen Kriterien die Verben prinzipiell in zwei Klassen teilen; das sind:

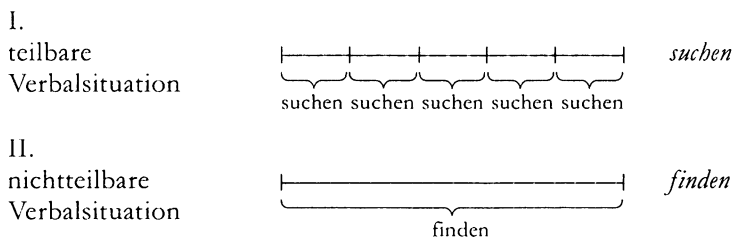
1. Verben, die mit sich selbst identisch bleiben. Zerteilt man die vom Verb realisierte Verbalsituation in beliebig viele Phasen, so bleibt das Resultat

immer gleich: die jeweiligen Phasen können mit dem gleichen Verb benannt werden. Man nehme als Beispiel das Verb *lieben*; die *geliebten Kinder* sind Kinder, die jetzt und jetzt und jetzt etc. geliebt werden.

2. Verben, die nicht mit sich selbst identisch bleiben. Die Verbalsituation läßt sich nicht in miteinander identische Phasen aufteilen. Verben wie *finden*, *erobern*, *abbrechen* und *erblicken* geben ganzheitliche Verbalsituationen wieder, die nicht weiter unterteilt werden können. So wird beispielsweise ein Schlüssel nicht jetzt und jetzt und jetzt gefunden. Ganzheitliche Verbalsituationen dürfen im übrigen nicht mit punktuellen Verbalsituationen gleichgesetzt werden. Letztere stellen nur eine Untergruppe der ersteren dar: alle punktuellen Verbalsituationen sind ganzheitlich. Die Umkehrung dieser Aussage ist nicht möglich.

Im Gegensatz zu diesen, wie ich es nennen werde, holistischen Verbalsituationen, sind die Verbalsituationen von Verben wie *lieben* oder *bleiben* teilbar und jedes Teilmoment ist mit dem anderen identisch. Die Chronologie hat keinen Einfluß auf die Art und Weise der Verbalsituation, die unverändert bleibt. Die Verbalsituation ist additiver Natur.

Fig. 2:



Bereits PUSCH 1972 hat auf diese beiden grundlegenden Verbaleigenschaften in einer Skizze hingewiesen; sie verwendet die Termini *holistisch* vs. *partitiv*, um diese Opposition zu bezeichnen.

Eine holistische Perspektive ist nur möglich, wenn der Standpunkt des Betrachters außerhalb der Verbalsituation liegt. Nichtholistische, additive Verbalsituationen implizieren im Gegensatz dazu eine Innenperspektive. Die Dauer der holistischen Verbalsituation ist als Kriterium irrelevant. Holistische Verbalsituationen können von langer oder kurzer Dauer sein oder überhaupt keine Ausdehnung haben (bei punktuellen Verben). Das entscheidende Kriterium für die Zuordnung zu dieser Verbklasse ist einzig das der Unteilbarkeit/Nonadditivität der Verbalsituation. Holistische Verbalsituationen sind immer unteilbar und nonadditiv.

Die Mehrzahl der hinsichtlich Aktionsart und Aspekt nicht markierten Verben sind additiv und teilbar. Sie implizieren, daß der Betrachter an der

Verbalsituation unmittelbar beteiligt ist oder sich im gleichen Umfeld wie diese befindet. Für Verben wie *suchen* gilt die unmittelbare Parallelität von Verbalereignis und Betrachter. Da der Standpunkt des Betrachters ausdehnungslos ist, ist diese Parallelität als Inklusionsbeziehung zu verstehen (womit wir wieder bei der Innenperspektive wären). Die räumliche Parallelität von Betrachter und Verbalereignis wird sekundär als temporale Parallelität, d. h. als Gleichzeitigkeit interpretiert. Das ist der Grund, weshalb mit der Perspektive des Verbs immer auch temporale Assoziationen verbunden werden. Daraus haben Slavisten schon früh ein Kriterium zur Identifizierung von Verben perfektiven Aspekts abgeleitet. Auf die Frage: *was machst du da* könne man nicht mit einem Verb perfektiven Aspekts antworten (KOSCHMIEDER 1929: 34, der dieses Kriterium selbst von MIKLOSICH bezieht). Dieses Kriterium eignet sich nicht nur zur Feststellung der Aspektzugehörigkeit eines Aspektverbs, sondern zur Erkennung von holistischen Verben ganz allgemein: holistische (nonadditive und unteilbare) Verben sind unvereinbar mit präsentischem Zeitbezug. Dazu ein Beispiel: die Äußerung *Ich finde die Lösung* impliziert, daß die Lösung noch nicht gefunden wurde. Dagegen hat *Ich suche die Lösung* präsentischen Zeitbezug.

Bei den verwendeten Beispielsätzen muß man natürlich immer von unmodifizierten Basissätzen ausgehen. Selbstverständlich sind Modifikationen wie *Ich finde gerade die Lösung* immer möglich. Durch *gerade*, das Gleichzeitigkeit als semantisches Merkmal miteinbringt, wird sekundär eine Innenperspektive erzeugt. Nicht selten entsteht Verwirrung bei sprachwissenschaftlichen Diskussionen, weil sekundär modifizierte Sätze mit Basissätzen vermengt werden. Das sollte unbedingt vermieden werden, weil häufig gerade zusätzliche Modifikationen Träger von nicht erwartbaren Informationen sind. Natürlich können diese Modifikationen auch redundant sein (z. B.: *Ich suche gerade die Lösung*).

Ein wesentlicher Unterschied zwischen Verbalcharakteren und Aktionsartverben besteht im Verhältnis von additiven vs. nonadditiven Verben. Während bei den Grundverben die additiven, teilbaren Verben überwiegen, sind es bei den präfigierten Aktionsartverben die nonadditiven, unteilbaren Verben. Das verwundert nicht, da die präfigierten Aktionsartverben sich von ihren Grundverben, neben der semantischen Modifikation, durch Perspektivenwechsel unterscheiden. Käme es zu einer semantischen Entleerung der Präfixe und somit zu einer Dominanz der perspektivischen Bedeutung, so hätten wir Aspektpaare, die sich durch folgende Merkmale unterscheiden (s. Tab. 1 S. 50).

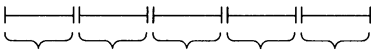
Zu den Grundverben können nicht nur holistische Aktionsartverben und evtl. Aspektverben gebildet werden; die iterativen Verben verfügen im Vergleich zu den holistischen Aktionsartverben über eine gegenläufige aspektuelle Semantik. Iterativa sind durch die Reihung von identischen

Tab. 1:

Grundverben	Verben mit semantisch (relativ) leeren Präfixen
Innenperspektive nichtholistische Verbalereignisse Teilbarkeit Additivität	Außenperspektive holistische Verbalereignisse Unteilbarkeit Nonadditivität

Verbalsituationen gekennzeichnet. In diesem Sinn weisen sie eine partitive Verbalstruktur auf. Die Ähnlichkeit mit den additiven, teilbaren Grundverben ist unübersehbar:

Fig. 3:



Der einzige Unterschied besteht darin, daß bei den Iterativa die Partitivität und damit die Innenperspektive sekundär erzeugt ist. Wenn wir uns daran erinnern, daß im Russischen die sekundäre Imperfektivierung durch das ursprüngliche Iterativsuffix ermöglicht wird (Typ *perestroit'* / *perestraivat'*), dann schließt sich unser Kreis.

Eine Reihung von Verbalsituationen ist nur möglich, wenn diese als abgeschlossen gesehen werden. Die partitiven Aktionsartverben vereinen in sich aspektuelle Merkmale von partitiven Grundverben und von holistischen Aktionsartverben. Eine Gegenüberstellung soll das deutlich machen:

Tab. 2:

innenperspektivische Grundverben	außenperspektivische Aktionsartverben	innenperspektivische Aktionsartverben
partitiv = [+ additiv] [+ teilbar]	holistisch = [− additiv] [− teilbar]	holistisch + partitiv = [+ additiv] [− teilbar]
<i>lieben</i> <i>busten</i>	<i>verlassen</i> <i>abbusten</i>	<i>streicheln</i> <i>hüsteln</i>

Die sekundär innenperspektivierenden Aktionsartverben unterscheiden sich von den innenperspektivierenden Grundverben durch den Markiertheitswert des Merkmals [ $\pm$  teilbar]. Nichtteilbar sind Iterativverben deswegen, weil ein einzelnes Segment der Verbalsituation nicht bedeutungsgleich mit der gesamten Verbalsituation ist. Bei den partitiven Grundverben stimmen dagegen die einzelnen Segmente in der Bedeutung mit dem Grundverb überein.

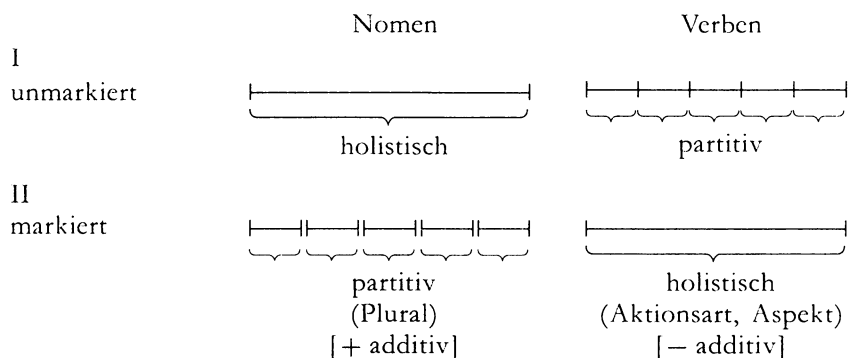
Das Merkmalsschema zeigt, daß es sinnvoll war, BACHS Merkmale der Additivität/Nonadditivität und der Teilbarkeit/Nichtteilbarkeit zu übernehmen. Sie sind noch differenzierter als die der Innen- und Außenperspektive, da sich mit ihnen die Überlagerung von Merkmalen beschreiben läßt. Auch die Tatsache, daß bei der Bildung von Aspektpaaren im Russischen die ‚Iterativverben‘ einen wesentlichen Anteil haben, zeigt, daß die Merkmale der Additivität/Nonadditivität und der Teilbarkeit/Nichtteilbarkeit der sprachlichen Realität sehr nahe kommen und nicht als bloß bequemes metasprachliches Instrumentarium eingeordnet werden können. Das wird noch deutlicher, wenn man sich bewußt macht, daß sich eben diese Merkmale auch zur Kennzeichnung von Nominalkategorien eignen; ich führe das kurz aus:

Während der Großteil der unmarkierten Verben innenperspektivisch ist, ist die Mehrzahl der Substantive außenperspektivisch. Ein ‚gutes‘, d. h. prototypisches Substantiv bezieht sich auf Gegenstände. Gegenstände zeichnen sich durch Ganzheit und durch Konturen aus. Der Betrachterstandpunkt befindet sich außerhalb von ‚guten‘ Gegenständen. So wie es bei den Verben Ausnahmen gibt (holistische Verben wie *finden*), gibt es auch im Bereich der Substantive Ausnahmen; es sind die sog. ‚mass nouns‘, die auch als Kontinuativa oder Stoffsubstantive bezeichnet werden. Mit dem Terminus Kontinuativa kommt am besten zum Ausdruck, daß mit diesen Substantiven ‚nichtgrenzbezogene Gegenstände‘ bezeichnet werden.

Substantive verhalten sich in ihrer Mehrzahl in bezug auf die Merkmale der Additivität/Nonadditivität und Teilbarkeit/Nichtteilbarkeit gegenläufig zu den Verben. Unmarkierte Verben sind partitiv, unmarkierte Substantive holistisch. Auch die markierten Substantive verhalten sich wiederum spiegelverkehrt zu den markierten Verben. Im Grunde bedarf es hier nur eines Denkanstoßes, um dieses spiegelverkehrte Verhalten von Verben und Substantiven wahrnehmen zu können. DRESSLER 1968 bezeichnete die iterativen Verben als verbale Plurale und gibt uns damit die Richtung an, in der wir weiterdenken sollten; die Pluralkategorie des Nomens kann man umgekehrt genauso gut als nominalen Iterativ bezeichnen (s. Fig. 4, S. 52).

Es gibt auch noch eine dritte Stufe der Vergleichbarkeit: so wie es bei den Verben Iterativverben gibt, die sekundär die verbaltypische Innenperspektive herzustellen vermögen, so gibt es auch bei den Substantiven die Möglichkeit, sekundär eine Außenperspektive herzustellen. So kann eine Reihe der ‚untypischen‘ Kontinuativa mittels des Präfixes *Ge-* sekundär in

Fig. 4:



holistische Substantive transformiert werden. Das Kontinuativ *Wasser* wird so zu *Gewässer*. Durch das Präfix wird ein partitives Substantiv begrenzt und mit einer Außenperspektive versehen. Die Folge ist, daß diese Substantive pluralisierbar werden. Die Kontinuativa selbst, von denen sie abgeleitet sind, sind dagegen nicht pluralisierbar. Dieses Verhalten läßt sich mit den hier eingeführten Merkmalen gut erklären: Kontinuativa weisen, ebenso wie der Plural, eine partitive und damit additive Struktur auf. Eine Pluralisierung ist daher ausgeschlossen.

Spannend wird die Gegenüberstellung von Substantiven und Verben, wenn man sich bewußt macht, daß das *ge*-Präfix in älteren Sprachstufen des Deutschen und noch ausgeprägter im Gotischen auch ein verbales Präfix war, das die Funktion hatte, ‚perfektive‘ Aspektpartner zu ‚normalen‘ Verben zu bilden. In dieser Funktion kennen wir *ge*- heute nicht mehr. Es ist zum Kennzeichen des Partizips II im Deutschen geworden.

Mit den Merkmalen der Additivität/Nonadditivität und Teilbarkeit/Nichtteilbarkeit sind wir zu kategorialen Elementarteilchen von Nominal- und Verbalkategorien vorgedrungen. Sie stellen die Bausteine für holistische und partitive Verben und Substantive bereit. Die Merkmale selbst lassen sich aus der Betrachterperspektive, die unhintergebar ist, ableiten. Perspektivierung und damit Aspektualität ist damit nicht allein auf den Bereich des Verbs beschränkt. Die Betrachterperspektive hat sogar wortartenkonstituierende Funktionen. Wenn die Perspektive bereits bei der Selektion der Wortarten wirksam wird, dann gibt es keinen perspektivelosen Satz. Da aber in jedem Satz mehrere Wortarten und schließlich auch mehrere Kategorien (bis jetzt wurden nur Numerus und Aspekt angesprochen) vorkommen, ist eine vielfache Verschränkung von Perspektivierungen vorhanden, deren Regularitäten erst aufgedeckt werden müssen. Aufgrund der Komplexität der Verschränkungen dürfte eine formale Sprache,

die in der Mereologie beheimatet ist, dafür am tauglichsten sein. Anregungen dazu, auch in bezug auf sprachliche Strukturen, finden sich wiederholt in SIMONS 1987.

Nach diesen Überlegungen sei nochmals an die These von ICKLER erinnert: „Es gibt also keine Sätze, die einen Sachverhalt ‚objektiv‘ darstellen.“ (ICKLER 1990: 5). Daß Perspektivierung und damit Aspektualität nicht allein auf den verbalen Bereich beschränkt ist, wird bei ICKLER besonders deutlich herausgearbeitet. Nach ihr wird im Deutschen die „Perspektive durch den Kasusrahmen enkodiert“ (1990: 5). Es ist sicher kein Zufall, daß TROST, ein ausgewiesener Aspektforscher, damit beginnt, die Substantive im Russischen in zwei Klassen einzuteilen, wobei er Merkmale verwendet, die er zuvor bei der Klassifikation von Verben gewonnen hat (TROST 1988).

Die Konfrontation der Aspektualität von Verben und Substantiven erzeugt folgende Erwartungshaltung. Nominale Iterativität bzw. Partitivität in Form der Kategorie des Plurals findet sich in nicht wenigen, vermutlich in allen Sprachen. Warum sollte man im Gegenzug nicht eine verbale Kategorie erwarten dürfen, die Holistik enkodiert? Es lohnt zumindest, hier die Suche nicht vorschnell abzubrechen. Der bereits erfolgte Hinweis auf das *ge*-Präfix läßt vermuten, daß ein Ausflug in die Diachronie uns Kenntnisse über die Kategorie des Aspekts verschaffen könnte, die es uns schließlich erlauben, diese Kategorie (doppelte Perspektivierung im Verbalbereich) im Neuhochdeutschen ausfindig zu machen, wo sie sich vielleicht ‚inkognito‘ unter anderen Kategorien verbirgt.

Ich gehe im folgenden vom Gotischen aus, weil es dort eine relativ große Anzahl von aspektuellen Verbpaaren gibt. Auch in den älteren Stufen des Deutschen lassen sich solche Verbpaare nachweisen, wenn auch weniger und mit zunehmend rückläufiger Tendenz. Gleichzeitig bildet sich im Deutschen ein völlig neu strukturiertes Kategoriensystem heraus. Hier haben wir die Spur aufzunehmen. Eine morphologisch nicht realisierte Kategorie muß nicht verschwunden sein. Gerade das Beispiel des fehlenden Artikels im Russischen sollte verdeutlichen, daß das scheinbare Fehlen einer Kategorie nicht zu einer Vereinfachung der Kategorienarchitektur, sondern zu einer Zunahme der Komplexität des Systems führt. Die kategoriale Funktion wird durch eine Vielzahl von Regeln grammatisch zum Ausdruck gebracht. Darauf wird man sich auch bei der Untersuchung des Verbalystems des Neuhochdeutschen einzustellen haben.

Zunächst stellt sich uns noch eine Schwierigkeit in den Weg. Es wurde immer wieder abgestritten, daß es im Gotischen überhaupt Aspekt gegeben habe. Da gezeigt werden soll, daß die Neustrukturierung des gesamten neuhochdeutschen Verbalystems nicht ohne die Berücksichtigung des ‚Verschwindens‘ der Aspektkategorie erklärt werden kann, haben wir hier



als erstes anzusetzen. Die Beschäftigung mit dem umstrittenen Aspektsystem im Gotischen sensibilisiert für die Wahrnehmung von weniger deutlich erkennbaren Aspektrudimenten im Althochdeutschen und zum Teil noch im Mittelhochdeutschen und Frühneuhochdeutschen. Doch nicht nur Rudimente lassen sich besser auffinden. Auch die neuen Ausdrucksformen der kategorialen Funktionen dürften sich bevorzugt bei Umstrukturierungsprozessen ausfindig machen lassen. Gerade instabile Systeme liefern ein Maximum an Information, und zwar nicht trotz, sondern wegen ihrer ‚Unübersichtlichkeit‘.

## 2.5 Aspekt im Gotischen?

Seit dem Erscheinen von STREITBERGS Arbeit „Perfective und imperfective Actionsart im Germanischen“ (1891) ist die Frage, ob das Gotische eine Aspektkategorie aufzuweisen hat, umstritten. Unzweifelhaft hat STREITBERG, sensibilisiert durch seine Kenntnis slavischer Sprachen, auf eine Regelmäßigkeit aufmerksam gemacht, die bis dahin bei der Beschreibung des Gotischen sowie für die Beschreibung der diachronen Entwicklung des Deutschen nur periphere Bedeutung hatte. STREITBERG (1891: 70) gibt an, daß seine Arbeit von dem Slavisten LESKIEN angeregt worden sei. Als die einzige ältere Arbeit von Wert zu diesem Thema nennt er J. GRIMM (1824/1974). Alle anderen Vorläufer, die er erwähnt, hatten sich seiner Ansicht nach zu sehr auf die mit *ge-* präfigierten Verben allein beschränkt (MARTENS 1863; TOBLER 1865; BERNHARDT 1870; DORFELD 1885; PIETSCH 1887).

MARTENS 1863 versuchte in seiner Arbeit in Anlehnung an SCHLEICHER für das Deutsche perfektive und imperfektive Verben nachzuweisen. Er listet dabei alle Verben auf, die (im Nibelungenlied) trotz Präsensparadigmas Zukunftsbezug aufweisen. SCHLEICHER 1855 hatte das Altkirchenslavische und das Gotische miteinander verglichen. Als erste Gemeinsamkeit stellt er den Verlust der alten Futurformen im Gotischen und im Altkirchenslavischen (wo nur noch Reste erhalten blieben) fest. Er setzt den Ausbau der Opposition von perfektiven und imperfektiven Verben mit dem Verlust des Futurs in einen kausalen Zusammenhang: „der unterschied der verba perfecta und imperfecta trat mit dem verschwinden der futurformen schärfer heraus, er verschwand fast gänzlich wider im nhd. mit dem überhandnehmen der umschreibung“ (1855: 197).

Es war jedesmal die unmittelbare oder mittelbare Beziehung zu den slavischen Sprachen, die die Parallelen zwischen den gotischen (sowie

deutschen) und slavischen Verben sichtbar werden ließ<sup>8</sup>. STREITBERG wurde durch LESKIEN angeregt, MARTENS bezog sich auf den Slavisten SCHLEICHER, die übrigen ‚vorstreitbergischen‘ Arbeiten gingen wiederum von MARTENS aus<sup>9</sup>; J. GRIMM schließlich bemerkte die Ähnlichkeiten während seiner Arbeit am Vorwort zur Übersetzung von VUKS Serbischer Grammatik (1824/1974). In einer mit Hand eingefügten Randbemerkung<sup>10</sup> stellt er fest: „perfectiva haben nur ein futurum, kein praesens. Der Deutsche, dies fühlend sagt: zurück oder ich *schiefte*“. Als Kontrast notiert er die französische Entsprechung dazu: „recule, ou je te tuerai“ (1824/1974: handschriftliche Ergänzung zu S. LII). In der Vorrede selbst heißt es, auf die Frage ‚Was tust Du‘ könne nicht mit dem Präsens eines Perfektivums geantwortet werden: „Wirklich ist uns fühlbar, daß von einem Sterbenden, Reisenden, Lesenden, Bleibenden nicht gesagt werden dürfe: er verstirbt, verreist, durchliest, verbleibt, sondern nur: er stirbt, reist, liest, bleibt“ (1824/1974: LII).

perfect  
haben  
nur ein  
futurum  
kein praesens  
Der Deutsche  
sagt: zurück  
oder ich  
schiefte

<sup>8</sup> Das gilt auch für die Übertragung des Aspektbegriffs auf das Griechische durch Georg CURTIUS, der nach W. POLLAK (1962: 13) „in seinen Prager Jahren (1849–1854) mit einer slawischen Sprache und Arbeiten tschechischer Forscher bekannt worden war“.

Als erstes wurde die Aspektkategorie von den stoischen Grammatikern aufgrund ihrer Sprachkenntnisse des Semitischen gesehen (W. POLLAK 1962: 13). Offenbar müssen die Kategoriensysteme verschiedener Sprachen miteinander verglichen werden, um eine Art optische Verschiebung und somit Sichtbarmachung von nichtbewußten und versteckteren sprachlichen Mustern bewirken zu können. Dies gilt für die Aspektkategorie noch mehr als für jede andere Kategorie, da sie aufgrund ihrer Nähe zum Verbstamm und damit zur Verbsemantik zu vielfältigeren und damit schwerer wahrnehmbaren Ausdrucksregularitäten neigt. Es ist darüber hinaus ganz generell zu vermuten, daß grammatische Kategorien allein auf der Basis von einzelsprachlicher Kompetenz nicht entdeckbar sind und niemals entdeckbar waren. Die Entdeckung von grammatischen Kategorien wurde immer wieder durch die Konfrontation mit anderen Sprachen ausgelöst. Für die Hauptvertreter der Stoa trifft das zu: „Sie waren fast ausnahmslos Semiten, lernten das Griechische als Fremdsprache kennen, die ganz anders als ihre Muttersprache gebaut war, und wurden durch diese Erfahrungen zu sprachtheoretischen Untersuchungen angeregt“ (HÜLSER 1979: 30, Anm. 15).

<sup>9</sup> MARTENS 1863 betont, daß im Mhd. „der unterschied der verba perfecta und verba imperfecta der form nach auch bereits im schwinden begriffen“ sei; das Mhd. habe im Vergleich zum Gotischen eingebüßt. DORFELD 1885 setzt die Arbeit von MARTENS fort; er bezieht sich auf die mit *ge-* präfigierten Verben im Tatian. Als eine Art Besprechung von DORFELD erschien 1887 eine Arbeit von PIETSCH, schließlich eine ergänzende Arbeit von ECKHARDT 1889.

<sup>10</sup> Der Nachdruck von VUKS Grammatik ist eine Faksimilierung von Jacob GRIMMS Exemplar, in das er zahlreiche Anmerkungen nachträglich eingetragen hat. Im Literaturverzeichnis ist die Grammatik von VUK unter KARADŽIĆ eingetragen, unter VUKS zweitem und weniger bekanntem Namen.

J. GRIMM berücksichtigt bei dieser Unterscheidung noch nicht, ob dem perfektiven Verb ebenso wie im Slavischen jeweils ein semantisch äquivalentes Verb entspricht. Er weist allerdings in einer Fußnote auf die mögliche perfektivierende Bedeutung von *ge-* im Tatian hin und gibt ein Beispiel an, wo das Simplexverb neben dem mit *gi-* präfigierten Verb verwendet wird (1824/1974: LIII):

Nicht ganz unanalog ist auch den slavischen Partikeln bei Perfectivis unser dem Part. Prät. vorgesetztes, Vollendung der Handlung bezeichnendes *ge-*. Stellen wie Tatian 5, 13. *thaz sin bâri, inti gibar* (ut pareret, et peperit) weisen aber auf einen älteren, feineren Gebrauch dieser Partikel.

Eben diesen „älteren, feineren Gebrauch“ von *ge-* (ahd. *gi-*, got. *ga-*) hat STREITBERG herausgearbeitet; allerdings beschränkte er sich nicht auf das *ga-* Präfix allein, sondern untersuchte systematisch alle präfigierten Verben im Gotischen. Weder STREITBERG noch seine Zeitgenossen unterscheiden allerdings zwischen Aktionsart und Aspekt. Das machen folgende Formulierungen deutlich:

Das gotische kennt den unterschied zwischen perfectiver und imperfectiver actionsart ebensowol wie das slavische, entbehrt aber der iterativa.

Die perfectiva werden durch zusammensetzung des verbums mit praepositionaladverben aus den imperfectiven simplicia gebildet. (1891: 176)

Als STREITBERG seine Arbeit abfaßte, wurde im deutschen Sprachraum das, was im Französischen *aspect* genannt wurde, als Aktionsart bezeichnet. Viele terminologische Unklarheiten entstanden dadurch, daß für zwei unterschiedliche Kategorien, die zunächst nicht voneinander unterschieden worden waren, von Anfang an diese zwei Termini zur Verfügung standen. Nachdem die Notwendigkeit einer solchen Differenzierung erkannt worden war (von AGRELL 1908), wurden weiterhin diese beiden Termini verwendet, nun aber, um diese notwendige Unterscheidung auch terminologisch kenntlich zu machen. Da AGRELLS Einsichten aber teilweise mit erheblicher Verspätung zur Kenntnis genommen worden sind, herrschte noch lange ein terminologisches Chaos, das zu entwirren sich jeder, der sich in die Aspektforschung einlesen will, noch heute bemühen muß.

Auch jetzt sind diese rein terminologischen Schwierigkeiten nicht völlig behoben. So kann STREITBERGS ‚actionsart‘ nicht einfach mit dem ihm noch nicht geläufigen Terminus des Aspekts übersetzt werden. Einer der Hauptgründe dafür ist die kontroverse Diskussion der sowjetischen Aspektologen, ob Simplexverben und die jeweils dazugehörigen Präfixverben im Russischen Aspektpaare darstellen. Geht man von der Leningrader Schule der Aspektforschung aus (vor allem MASLOV), dann gibt es im Gotischen keine Aspektkategorie, sondern nur Aktionsarten. MASLOV lehnt Verbpaae wie

*pisat'* – *napisat'* ,schreiben' impf. vs. pf.

als Aspektpaare ab. Ich dürfte also den Gegensatz zwischen den beiden Verben im Sinne dieser Schule nicht als den zwischen Perfektivität und Imperfektivität bezeichnen. Diese Auffassung wird damit begründet, daß das Präfix hier, streng genommen, nicht bedeutungsleer sei, sondern die zusätzliche Bedeutungsschattierung des ,erreichten Resultats (einer Handlung' aufweise (vgl. W. POLLAK 1962: 18). Die Funktion des (perfektiven) Aspekts besteht nach MASLOV nicht darin, das Erreichen einer Handlungsgrenze anzuzeigen, sondern vielmehr darin, die Handlung als unteilbares Ganzes darzustellen. Nach dieser strengen Definition von Aspekt wird allédings auch die Anzahl der Aspektpaare im Russischen erheblich reduziert, da Verbpaare vom Typ

<i>stroit'</i> (impf.)	<i>postroit'</i> (pf.)	,bauen'
<i>pisat'</i> (impf.)	<i>napisat'</i> (pf.)	,schreiben'

nicht mehr als echte Aspektpaare gelten können. Übrig bleiben Paare wie

<i>perestroit'</i> (pf.)	<i>perestraivat'</i> (impf.)	,umbauen'
<i>perepisat'</i> (pf.)	<i>perepisyvat'</i> (impf.)	,abschreiben', ,umschreiben'.

Reine Aspektpaare werden dann in der Regel erst durch den Prozeß der sekundären Imperfektivierung, der mittels des ursprünglichen Iterativsuffixes *-va-* ausgelöst wird, möglich. Daß solche Iterativa, wie STREITBERG sie nennt, im Gotischen fehlen, jedenfalls in dem Ausmaß und der Funktion wie im Slavischen nicht vorhanden sind, hat STREITBERG gesehen. Doch auch im Russischen stellt die sekundäre Imperfektivierung mittels des Iterativsuffixes *-va-* eine Neuerung dar. Orientiert man sich an der Aspektauffassung der Leningrader Schule (MASLOV 1962), so verfügt das Gotische über keinen Aspekt, sondern lediglich über Aktionsarten. Praktisch orientierte Lehrbücher, wie etwa die Grammatik der russischen Sprache von TAUSCHER/KIRSCHBAUM <sup>15</sup>1983, folgen dieser strengen Aspektauffassung nicht. Auch das Russisch-deutsche Wörterbuch von BIELFELDT orientiert sich an einem weiteren Aspektbegriff<sup>11</sup>. Auch die Akademiegrammatik (RUSSKAJA GRAMMATIKA 1982) geht diesen Weg und akzeptiert die Verbpaare vom ersten Typ als Aspektpaare.

Betrachten wir, unabhängig von terminologischen Erwägungen, die Fakten: feststellen können wir zunächst, daß das Gotische über viele Verbpaare vom Typ *pisat'*/*napisat'* verfügt. Diese Verbpaare als Aspektpaare zu betrachten, ist gerechtfertigt, da sie die Perspektivierung der Handlung/des Geschehens erlauben, ebenso wie die reinen Aspektpaare im MASLOV-schen Sinn. Das Merkmal der Grenzbezogenheit schließt das der unteilba-

<sup>11</sup> BIELFELDT, H. H.: Russisch-deutsches Wörterbuch. Berlin <sup>14</sup>1982.

ren Ganzheit nicht aus, auch wenn letzteres natürlich eine weitere Abstraktion darstellt. Das Merkmal der unteilbaren Ganzheit, das MASLOV nur den Aspektverben zuschreibt, ist bei allen holistischen Verben vorhanden, die hier als nonadditiv und unteilbar bereits charakterisiert worden sind. Wichtig ist, ob die Möglichkeit der doppelten Perspektivierung besteht. Nach MASLOV ist das nicht der Fall, weil er *pisat'* und *napisat'* nur als sehr nahe Synonyme und nicht als echte Synonyme betrachtet. Folgt man dieser strengen Auffassung, dann kann man nicht mehr gleichzeitig behaupten, im Russischen gebe es fast für jedes Verb einen Aspektpartner.

Ich gehe in dieser Arbeit immer dann von Aspektpaaren aus, wenn die beiden an der Opposition beteiligten Verben sich hinsichtlich ihrer lexikalischen Bedeutung nicht wesentlich unterscheiden. Ich folge hier der Auffassung von FORSYTH 1970: *Pisat'* und *napisat'* stellen nach dieser Auffassung ein Aspektpaar dar. Um entscheiden zu können, ob ein Verbpaar synonym genug ist, um als Aspektpaar gelten zu können, muß man das Verhältnis von lexikalischer zu aspektueller Bedeutung zugrundelegen. Dominiert die aspektuelle Bedeutung, handelt es sich um ein Aspektpaar, dominiert die lexikalische Bedeutung, so ist das holistische Präfixverb als Aktionsartverb einzustufen. Man erinnere sich auch an die bereits referierte Feststellung von V. LEHMANN 1988, daß imperfektive Verben je nach semantischem Kontext durchaus unterschiedliche Präfixverben als perfektiven Aspektpartner selegieren können, daß also die Zuordnungen nicht immer starr sind. Ersetzt man die Synonymiethese durch die ‚Dominanzthese‘ (bei einem Aspektverb dominiert die aspektuelle Bedeutung über die semantische Modifikation), kann man solche Schwankungen erklären, vor allem aber verfügt das Russische wieder über die große Anzahl von Aspektpaaren, für die es ‚berühmt ist‘. Auch unter funktionalen Gesichtspunkten ist zu erwarten, daß die Bereitstellung möglichst vieler Aspektpaare in einer ‚Aspektsprache‘ wie dem Russischen Vorrang vor einwandfreier Synonymie haben sollte.

Die strenge Synonymiethese MASLOVS ist die notwendige Folge einer anderen These; danach ist Aspekt, wie die anderen Kategorien auch, ein wortverändernder und kein wortbildender Prozeß (genauer in BONDARKO 1976: 130); mit anderen Worten: eine gute grammatische Kategorie ist eine flexivische Kategorie. Es spricht aber vieles dafür, gerade die Aspektkategorie nicht mit dem gleichen Maß zu messen wie die anderen grammatischen Kategorien. Das legen Ergebnisse von BYBEE 1985 nahe, die ich wegen ihrer Wichtigkeit hier zusammenfassen und einfügen möchte.

BYBEE hat gezeigt, daß Aspekt über einzelsprachlich in hohem Maß durch Mittel der Derivation realisiert wird, Tempus dagegen überwiegend durch Flexion. Die Ergebnisse von BYBEE waren:

Wenn man nur die Flexion berücksichtigt und nicht die derivationellen Ausdrucksmittel, so wird

- Aspekt in 52% der (von BYBEE) betrachteten Sprachen
- Tempus in 48% der betreffenden Sprachen

realisiert. Nimmt man die Derivation bei der Auswertung hinzu, dann erhöht sich die Zahl bei Tempus von 48% auf 50%, d. h. in diesem Fall, daß nur bei einer der von BYBEE berücksichtigten Sprachen Tempus ausdrucksseitig durch Mittel der Derivation realisiert wird. Bei der Aspektkategorie stieg die Zahl dagegen von 52% auf 74%.

In 18 Sprachen waren sowohl Tempus als auch Aspekt als Kategorien vorhanden. In acht dieser Sprachen war die Aspektmarkierung näher am Verbstamm als die Tempusmarkierung. Die umgekehrte Anordnung (Tempusmarkierungen näher am Verbstamm als die Aspektmarkierungen) trat in keiner der 50 von BYBEE ausgewerteten Sprachen auf (1985: 35 ff.). Das Gleiche gilt für das Verhältnis von Modus- und Aspektkategorie zum Verbstamm. Laut BYBEE waren in 23 der Sprachen sowohl Aspekt als auch Modus vorhanden. In zehn der Sprachen erfolgte die Aspektmarkierung am Verbstamm. Der umgekehrte Fall ist nicht belegt.

Daß Aspekt mit Mitteln der Derivation realisiert wird, liegt daran, wie ich meine, daß die unterschiedliche Komplexität der einzelnen Kategorien auch ikonisch zum Ausdruck kommen muß. Im Lauf der Arbeit wird deutlich werden, daß eine Zunahme von Komplexität von Aspekt über Tempus und andere Kategorien bis zu Modus erfolgt. Jede dieser Kategorien ist eine Modifikation der anderen. BYBEEs Ergebnisse sind eine Bestätigung dieser Annahme, auch in bezug auf Modus: in 20 der von ihr ausgewerteten Sprachen war sowohl die Modus- als auch die Tempuskategorie vorhanden. In acht Sprachen erschien die Tempusmarkierung näher am Verbstamm als die Modusmarkierung. Der umgekehrte Fall trat nur einmal auf.

Natürlich werden BYBEEs Ergebnisse, soviel methodische Vorsicht sie auch aufgewandt hat, methodischer Kritik ausgesetzt sein. Als Kritik wird geäußert werden, daß sie sich nicht auf die ihr zugänglichen Grammatiken verlassen darf, solange soviel Uneinigkeit in der Grammatikschreibung darüber herrscht, wie denn grammatische Kategorien überhaupt zu definieren seien. Die von BYBEE beobachteten Tendenzen sind aber so ausgeprägt und eindeutig, daß man hier mit FEYERABEND das Primat der Ergebnisse vor den Methoden betonen möchte. Es ist sicher sinnvoller, diesen Ansatz zunächst zu akzeptieren, gegebenenfalls zu modifizieren, Fehlerquellen aufzuspüren, als ihn von vorneherein abzulehnen, ohne ihn widerlegt zu haben.

Ich wiederhole: die in der Nähe des Verbstamms enkodierte Aspektkategorie ist prädestiniert dafür, mit Wortbildungsmitteln realisiert zu werden, und das mehr als jede andere Kategorie. Die fast synonymen Verben wie *pisat* und *napisat* lassen sich damit als Aspektpaar einordnen. Daß stammnahe Kategorisierungen in einem Zwischenbereich von Lexi-

kon und Grammatik angesiedelt sind und so lexikalischen Modifikationen ausgesetzt sein können, ändert nichts daran. Das ist sowohl eine typische Eigenschaft als auch ein erwartbares ‚Risiko‘ der Aspektkategorie, die auch von der Grammatiktheorie berücksichtigt werden müssen.

Zur Illustration führe ich zwei Sätze aus Gorbatschows „Perestrojka“-Buch<sup>12</sup> an, bei dem gleich in der Einleitung die Verben *pisat’* und *napisat’* in identischen Konstruktionen verwendet werden. Die beiden Sätze sind:

- (1) *Ja napisal etu knigu s želaniem obratit’sja k narodam naprjamuju.*
- (2) *Ja pisal etu knigu s veroj v ich zdavdyi smysl.*

*Pisat’* und *napisat’* sind beide im Präteritum verwendet. Ich gebe die Übersetzungen ohne die Übersetzung der Verbformen wieder:

- (1') PERS.PRON. 1. PERS. SING. — PERF. PRÄFIX — SCHREIB — PRÄT. — dieses Buch in dem Wunsch, mich direkt an die Völker zu wenden.
- (2') PERS.PRON. 1. PERS. SING. — SCHREIB — PRÄT. — dieses Buch im Glauben an ihren gesunden Menschenverstand.

Das Verb in (2) ist imperfektiv, formal aber nicht als solches markiert. Nicht alle imperfektiven Verben sind im Russischen formal unmarkiert. Sekundär imperfektivisierte Verben sind auch formal als solche erkennbar. In semantischer Hinsicht ist der imperfektive Pol als der unmarkierte Pol anzusehen (so FORSYTH 1970: 29). Die Aspektopposition stellt eine privative Opposition im Sinne JAKOBSONS dar. Bei privativen Oppositionen herrscht formal und inhaltlich ein Ungleichgewicht zwischen den beiden Polen. Das wird auch bei unserem Beispiel deutlich:

In (1) kommt durch das perfektive Verb zum Ausdruck, daß die Handlung des Schreibens als unteilbares Ganzes und damit in seiner Ganzheit gesehen wird. FORSYTHS Definition von Perfektivität ist: „a perfective verb expresses the action as a total event summed up with reference to a single specific juncture“ (1970: 8). Die aspektuelle Bedeutung von ‚schreiben‘ in (2) läßt sich schwerer festmachen. Imperfektivität ist nicht das Gegenteil von Perfektivität. Der unmarkierte Pol einer Opposition ist inhaltlich weniger determiniert als der markierte. Aus diesem Grund ist es auch nicht möglich, eine ebenso genaue inhaltliche Charakterisierung zu geben wie beim perfektiven Aspektpol. FORSYTH schreibt dazu: „It is in fact the definition of the meaning of the imperfective which causes trouble: the essential meaning of the perfective is relatively easy to discern and causes little disagreement among grammarians. But the characteristics of the imperfective which traditionally enter into the definitions of its func-

<sup>12</sup> GORBATSCHOV, M. S.: *Perestrojka i novoe myšlenie dlja našej strany i dlja vsego mira.* Moskva 1987. Die deutsche Ausgabe (Knaur) ist aus dem Amerikanischen (!) übersetzt.

tions — expression of continuous action and repeated action — are not essential“ (1970: 4). Nach FORSYTH wird die Bedeutung des imperfektiven Verbs stark vom Kontext, z. B. von vorhandenen Adverbien geprägt und er kommt zu dem Schluß: „in general it can be said that the function of the imperfective [...] is simply to name the type of action, to identify it lexically, along with the grammatical meaning of the form concerned — past tense, future tense, imperative etc., — without reference to perfectivity.“

Das widerspricht übrigens nicht unserer Definition, wonach imperfektive Verben als innenperspektivierend bestimmt worden sind. Innenperspektivierung ist ja ein Merkmal, das allen unmarkierten Verben inhärent ist; es ist konstitutiv für die Wortart Verb. Der Inhalt von Imperfektivität ist negativ zu bestimmen als all das, was Perfektivität nicht ist. FORSYTH (1970: 16) formuliert das prägnant so: „the speaker may choose to present an event as a single whole, or not.“

Man könnte es auch so formulieren: dem imperfektiven Verb bleibt an Semantik all das, was das perfektive Verb übrigläßt. Das ist nicht immer, wie man annehmen möchte, der größere Teil. Normalerweise weisen unmarkierte sprachliche Einheiten die höhere Frequenz auf. Häufigkeit ist sogar ein ziemlich zuverlässiges Kriterium, mit dem Unmarkiertheit festgestellt werden kann. Unsere Beispielsätze sind nun aber im Präteritum abgefaßt und für diesen Bereich gilt im Russischen, daß zwei Drittel der präteritalen Formen mit perfektiven Verben gebildet werden (FORSYTH 1970: 59, Anm. 2). Es dürfte das sekundäre Merkmal der Abgeschlossenheit sein, das bei den perfektiven Verben bei Vergangenheitsbezug ganz einfach ‚besser paßt‘. Es besteht eine Affinität von perfektiven Verben zu vergangennem Zeitbezug. Wir müssen uns daher fragen, ob innerhalb dieses Tempus nicht die imperfektive Form diesmal den markierten Pol stellt; es bringt all die Merkmale zum Ausdruck, die nicht zugleich in aspektueller und in temporaler Hinsicht abgeschlossen sind. Es bezieht sich dann auf Handlungen, die [– abgeschlossen<sup>asp.</sup>] und [+ abgeschlossen<sup>temp.</sup>] sind. Das ist z. B. der Fall, wenn Gleichzeitigkeit zwischen zwei Handlungen in der Vergangenheit vorliegt.

Imperfektive Verben werden im Präteritum immer dann verwendet, wenn Inkompatibilität zwischen den Merkmalen der aspektuellen und der temporalen Abgeschlossenheit besteht; solche Inkompatibilität ist ein Verstoß gegen die Erwartungshaltung des Sprechers und seltener als die Übereinstimmung beider Merkmale. Die niedrigere Frequenz der imperfektiven Formen im Präteritum hat so ihre Erklärung. Was hier stattgefunden hat, ist ein Prozeß, den man als Markiertheitsumkehrung bezeichnen könnte. Markiertheitswerte können nicht starr festgemacht werden; sie müssen im Verbund mit den anderen Kategorien gesehen werden. Gegen Ende der Arbeit wird sich zeigen lassen, daß Markiertheitsumkeh-



Die Bildung eines elementaren Prozeß der sprachlichen Organisation ist und daß über ihn Kategorien aufgebaut werden. Dieser Hinweis soll vorerst nur die Aufmerksamkeit schärfen.

Kehren wir zu unseren Beispielsätzen zurück: sobald wir sie ins Deutsche übertragen, stoßen wir auf zwei Schwierigkeiten:

1. wir brauchen ein synonymes Verbpaar, das sich lediglich hinsichtlich der Perspektive unterscheidet, um diese Differenz zum Ausdruck bringen zu können. Das ist nicht einfach zu leisten, weil das Deutsche über keine Aspektpaare verfügt.
2. wir müssen die Markiertheit der Verwendung des aspektuell nicht markierten Verbs zum Ausdruck bringen.

Beides gleichzeitig zu leisten, ist wohl nicht möglich.

Der französische Übersetzer hat sich für die Übertragung der zweiten Nuance entschieden, indem er den Beginn von Satz (2) mit *En écrivant ce livre* übersetzt und so die Bedeutung der Gleichzeitigkeit zum Ausdruck bringt. Der deutsche Übersetzer verwendet jedesmal das *haben*-Perfekt von *schreiben* und bringt keine der beiden Bedeutungen zum Ausdruck. J. SCHÜTZ (Erlangen) trifft es genauer, wenn er mir als Übersetzung für den ‚*napisal*-Satz‘ vorschlägt: „Ich habe dieses Buch in dem Wunsch abgefaßt, mich direkt an die Völker zu wenden.“ Den ‚*pisal*-Satz‘ übersetzt er im Unterschied dazu so: „Ich habe dieses Buch im Glauben an ihren gesunden Menschenverstand geschrieben.“ *Abfassen* ist ein holistisches Aktionsartverb und quasisynonym mit *schreiben*. Ein solches Verb muß im Deutschen erst gesucht und gefunden werden, da kein Verb mit gleichem Verbstamm als Aspektpartner zur Verfügung steht. Und selbst solche ‚Verbpaare‘ wie *abfassen/schreiben* gibt es nur in geringer Anzahl. Einfacher hätte es ein Übersetzer in eine ältere germanische Sprache. Das Verbpaar *pisat* / *napisat* könnte er mit

*skriban* und *giskriban*

übersetzen. Die Entsprechung dieses altsächsischen Verbpaars im Gotischen ist:

*meljan* und *gameljan*

Verbpaare dieser Art gibt es im Gotischen viele. *Ga-* ist das semantisch leerste Präfix im Gotischen. Ursprünglich war die Bedeutung von *ga-* ‚zusammen‘, wie bei den Wortbildungen von *Ge-* plus Substantiv noch heute deutlich ist (*Gehirn* als die Gesamtheit des Hirns; *Gewässer* etc.). Die zentrale Funktion des verbalen *ga*-Präfixes ist es, die Gesamtheit einer Verbalsituation anzuzeigen. Was geschieht, ist eine Art Raffung eines Vorgangs zu einem holistischen Ereignis, das nicht weiter unterteilbar ist. Weitere Paare sind:

<i>taujan</i> ,tun‘, ,machen‘	<i>gataujan</i> ,vollbringen‘
<i>saibvan</i> ,sehen‘	<i>gasaihvān</i> ,erblicken‘
<i>laisjan</i>  ,lehren‘	<i>galaisjan</i>
<i>hausjan</i> ,hören‘	<i>gahausjan</i> ,vernehmen‘
<i>brikan</i>  ,brechen‘, ,zerstören‘	<i>gabrikan</i>
<i>bindan</i>  ,binden‘	<i>gabindan</i>
<i>baíran</i> ,tragen‘	<i>gabairan</i> ,gebären‘
<i>matjan</i>  ,essen‘	<i>gamatjan</i>

Das letzte Verbpaar kommt einmal in fast identischen Sätzen vor, so daß ich sie als Beispiel anführen möchte:

- (1) jah matidedun þan jah sadai waurþun allai; (L, 9,17) (STREITBERG, Got. Bibel, S. 128/129)
- (2) gamatidedun þan jah sadai waurþun; (Mk, 8,8) (STREITBERG, Got. Bibel, S. 190/191)

Im griechischen Text steht jedesmal das gleiche Verb (ἐφαγον). Die Selektion des *ga*-Verbs in (2) dürfte durch *þan* ausgelöst worden sein. Da sich ,dann‘ mit Verben imperfektiver aspektueller Semantik nicht gut verträgt. Mit ,dann‘ werden Ereignisse aneinander gereiht, und Reihung setzt die aspektuelle Abgeschlossenheit der Handlung voraus.

Die hier aufgelisteten Verbpaare stellen nur einen Bruchteil der im Gotischen überlieferten Verbpaare dar. Zu berücksichtigen ist ferner, daß das überlieferte Korpus des Gotischen sehr klein ist, so daß zu vielen Verben nur aus diesem Grund kein Aspektpartner nachweisbar ist. Außerdem ist nicht ausgeschlossen, daß zu einem Grundverb mehrere Präfixverben als Aspektpartner gepaßt haben könnten, so daß — je nach Kontext — zentrale oder periphere Aspektpartner an der Bildung des perfektiven Aspektpols beteiligt waren (in der Art wie es V. LEHMANN 1988 für das Russische beschrieben hat).

Soll die These vom Aspekt im Gotischen aufrechterhalten werden, so muß sie vor allem gegen zwei Einwände verteidigt werden. Diese sind:

1. Die perfektivierende Funktion von *ga-* wird bestritten.
2. Die Verbpaarigkeit und das Vorliegen einer Opposition wird zwar nicht bestritten; der Opposition werden aber andere kategoriale Inhalte zugeschrieben.

Der erste Einwand stammt von BEER (referiert in TRNKA 1929: 497). BEER behauptet, daß kein einziges Präfix im Gotischen perfektivierende Funktion hatte. Für die Häufigkeit von semantisch leerem *ga-* macht er die Übersetzungsvorlage verantwortlich. Dazu TRNKA (1929: 497)<sup>13</sup>: „As to the prefix *ga-*, Beer is of the opinion that its frequent use was due to the tendency of the translator to imitate — as is also the case with the other prefixes — the compound verbs in the Greek original, and to the analogy of the past participles.“

Dieser Einwand ist spätestens seit RICE 1932 unhaltbar, der in einem Übersetzungsvergleich die gotischen Verben den griechischen gegenüberstellt. Sein Ergebnis war, daß Präfixverben (‚Komposita‘ bei RICE) im gotischen Text weit häufiger belegt sind als im griechischen (5948 vs. 4047). Damit wird unwahrscheinlich, daß der Übersetzer mehr Präfixverben verwendet hat, als für das Gotische charakteristisch waren. Dazu kommt, daß die Anzahl der verwendeten Präfixe im Gotischen höher ist als im Griechischen (28 vs. 18). Trotzdem ist fast die Hälfte der belegten Präfixverben im Gotischen (2516 von 5948) mit *ga-* präfigiert. Das nächsthäufigste Präfix (*us-*) bringt es noch auf 905 Belege. RICE belegt, daß Wulfila auf keinen Fall mechanisch übersetzt hat. Es gibt keine 1 : 1-Entsprechung von griechischen und gotischen Präfixen, und zwar bei keinem einzigen Präfix (RICE 1932: 122).

Der zweite Einwand muß genauer besprochen werden: Nach MASLOVS Aspektkonzeption liegt im Gotischen keine Aspektopposition, sondern eine Opposition zwischen Terminativität und Aterminativität vor. Diese sei in vielen Sprachen vorhanden. Von diesen unterscheiden sich die slavischen Sprachen durch eine Sonderentwicklung, die schließlich zur Entwicklung der Aspektkategorie geführt habe. Die Opposition Terminativität/Aterminativität allein hat nach MASLOV noch keinen Aspektstatus (1959: 568):

Der Vorgang, den man gewöhnlich ‚Perfektivierung‘ nennt, d. h. die Anfügung eines Präfixes oder des Nasalsuffixes an den Verbalstamm, bewirkt nichts weiter als bloß eine *Vorbedingung* für die spätere Entwicklung zur Aspektkategorie. Dieser Vorgang hat zur Entstehung der Gruppe der terminativen Verben geführt, die die slavischen Sprachen

<sup>13</sup> TRNKAS (1929: 497) Literaturangabe zu A. BEER ist: Three Essays on the Verbal Aspects in Gothic. Prag 1913 (im Original in Tschechisch).

mit vielen nicht-slavisches gemein haben. Erst aus der Spaltung dieser Gruppe ging die spezifisch slavische Erscheinung des Aspekts hervor.

Um zu verstehen, was MASLOV mit ‚Spaltung‘ der Gruppe der Terminativität/Aterminativität meint, muß man wissen, daß<sup>er</sup> davon ausgeht, daß die russische Aspektkategorie aus zwei, zunächst nicht miteinander verbundenen Oppositionen entstanden ist:

- I. Die Opposition der Determiniertheit/Indeterminiertheit (D/ID). Es handelt sich um eine Opposition, wie sie heute noch bei den russischen Bewegungsverben vorliegt. Hier gibt es ebenfalls Verbpaae, die allerdings in der Grammatik nicht als Aspektpaae abgehandelt werden. TAUSCHER/BIRNBAUM (<sup>15</sup>1983: 272) geben an: „Die bestimmten Verben bezeichnen eine einmalige, nicht unterbrochene Handlung, die in bestimmter Richtung und Zeit und mit einem bestimmten Ziel ausgeführt wird.“ Die unbestimmten Verben der Fortbewegung dagegen bezeichnen:

- „1. eine in unbestimmter Richtung erfolgende, mehrmalige, nicht zielgerichtete Handlung –
2. eine gewohnheitsmäßige Handlung, die zielgerichtet und zeitlich festgelegt sein kann, –
3. die allgemeine Fähigkeit zum Verrichten der Handlung –
4. eine einmalige Fortbewegung in zwei Richtungen (hin und zurück)“ (TAUSCHER/KIRSCHBAUM <sup>15</sup>1983: 272).

Zur Illustration sei ein Beispiel genannt:

<i>idti</i> (D)	<i>chodit'</i> (ID)	‚gehen‘
<i>plyt'</i> (D)	<i>plavat'</i> (ID)	‚schwimmen‘

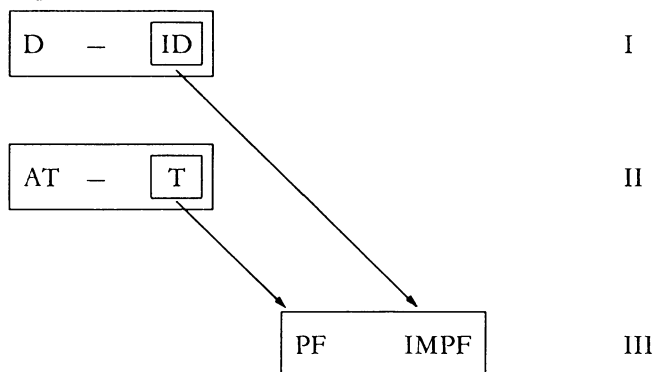
Für einen Satz wie ‚Ich gehe in den Park‘ müßte das bestimmte Verb (D) verwendet werden; im Satz ‚Ich gehe im Park herum‘ dagegen das unbestimmte (ID).

- II. Die zweite Opposition, die am Entstehen der russischen Aspektkategorie beteiligt ist, ist die der Terminativität/Aterminativität (T/AT).

Die Entwicklung der gegenwärtigen Aspektkategorie sieht nach MASLOV 1959 so aus: (s. Fig. 5, S. 66).

Die Perfektivierung geht auf den markierten Pol der Opposition Terminativität/Aterminativität (T/AT) zurück. Die Imperfektivierung ist auf den markierten Pol der Opposition Determiniertheit/Indeterminiertheit (D/ID) zurückzuführen: „die sog. ‚Perfektivierung‘ stammt von dem positiven Glied der einen Korrelation, und zwar von dem Terminativum her, während die Imperfektivierung auf das positive Glied der anderen Korrelation, nämlich auf das Inde-

Fig. 5:



terminativum zurückgeht“ (MASLOV 1959: 566; Hervorheb. von MASLOV).

Nur die Entwicklung auf der dritten Stufe stellt nach MASLOV eine echte Aspektkorrelation dar. Man könnte nun aber die drei Oppositionen, die man auch als drei aufeinanderfolgende diachrone Stufen sehen kann — denn sicher ist die D/ID-Opposition älter als die T/AT-Opposition — als Ausdruck der unterschiedlichen Realisierung einer einzigen Kategorie betrachten. In allen drei Fällen kann man als gemeinsames und zentrales Merkmal das der unteilbaren Ganzheit (D; T; PF) und das der teilbaren, nicht als Ganzes betrachteten Handlung (ID; AT; IMPF) ansetzen. MASLOVS Definition der älteren Determiniertheits-/Indeterminiertheitskategorie verträgt sich, meine ich, mit einem solchen Versuch, die drei Oppositionen auf eine zu reduzieren:

In der D/ID-Korrelation, wie sie hier verstanden wird, handelt es sich um den konkreten oder abstrakten Charakter einer Handlung [...], d. h. darum, ob eine ‚bestimmte‘ und relativ einfache Einzelhandlung, oder aber eine sich wiederholende, komplizierte, wie auch eine mögliche, gewöhnliche usw., kurz — eine ‚unbestimmte‘, mitunter auch nur die Fähigkeit zu einer Handlung vorliegt. (MASLOV 1959: 563; Hervorheb. von mir)

Nach dieser Beschreibung ließe sich diese Opposition ebenso durch die Merkmale der Additivität/Nonadditivität und der Teilbarkeit/Unteilbarkeit fassen. Das gilt, wie gesagt, ebenso für die Terminativitäts-/Aterminativitätskategorie und für die Aspektkategorie, wie sie MASLOV definiert.

Ein solches Vorgehen wird auch unterstützt durch ein Verfahren, das LLOYD 1979 verwendet. LLOYD legt das Konzept der iterativen Verben bei der Analyse auch anderer Verben zugrunde. Er nennt die iterativen Verben

„multipartites“, was dem Konzept der Additivität bei Verben entspricht. LLOYD erklärt (1979: 36): „If we are willing to classify as multipartite all actions which consist of a series of actional pulses, each of which is normally too weak to stand alone as an independent action, we find the class expanding rapidly.“ Er nimmt aufgrund dieses Kriteriums eine Basisdifferenzierung der Verben in *act* und *activity* vor, wobei ‚*act*‘ als unipartite action und ‚*activity*‘ als multipartite action definiert sind.

Mein Schlußgedanke in bezug auf die drei von MASLOV differenzierten Oppositionen ist: Es liegt hier offenbar eine so elementare Opposition vor, die ich mit den Merkmalen der Teilbarkeit und Unteilbarkeit der Verbalsituation zu fassen versucht habe, daß Auflösungserscheinungen dieser Opposition (wie sie einmal sowohl bei D/ID als auch bei T/AT stattgefunden haben) systematisch ‚Reparaturleistungen‘ erzwingen. Beim Aufbau des neuen Systems werden offenbar integrierbare Teile alter Oppositionen nicht aufgegeben.

Versteht man unter Aspekt die Perspektivierung der (lexikalisch) gleichen Verbalsituation sowohl von einer Innenperspektive als auch einer Außenperspektive heraus, dann ist es erlaubt, den aufgeführten gotischen Verbpaaren Aspektstatus zuzusprechen. Auch in LLOYDs Arbeit zu den Verben im Gotischen erweist sich die Differenzierung nach Innen- und Außenperspektive („view from within“; „view from without“) als elementar (LLOYD 1979: 88). Über solche Perspektivierungsmöglichkeiten verfügen die Verben im Gotischen. Es bleibt noch zu beantworten, ob es ‚genug‘ solcher Verbpaare gibt.

Zunächst muß tatsächlich eingeräumt werden, daß viele der präfigierten Verben (etwas mehr als die Hälfte der Belege nach RICE) keine *ga*-Verben sind. Die meisten anderen Präfixverben verfügen über eine weniger abstrakte Bedeutung. Auch wenn sie trotzdem als Aspektpartner fungieren können, so besteht hier doch das erhöhte Risiko einer semantischen Auseinanderentwicklung der an der Aspektopposition beteiligten Verben, so daß die Opposition schließlich auseinanderbrechen kann und nur noch Aktionsartverben übrigbleiben. Im Gotischen gab es sowohl die Kategorie der Aktionsarten als auch die des Aspekts. Die Aspektopposition wurde vor allem durch die *ga*-Verben gebildet. Nur einige wenige *ga*-Verben können nicht als perfektive Aspektverben klassifiziert werden. Das ist immer dann der Fall, wenn *ga*- an bereits ‚perfektive‘ (besser: holistische) Grundverben tritt. In solchen Fällen entfaltet *ga*- nicht seine aspektuelle Bedeutung, was in diesem Fall nur redundant wäre, sondern seine konkrete Grundbedeutung ‚zusammen‘; *ga-qiman* bedeutet daher ‚zusammenkommen‘, da *qiman* wie das nhd. *kommen* bereits als Grundverb über eine außenperspektivierende Semantik verfügt. Die meisten anderen Präfixverben waren Aktionsartverben. Verben wie

<i>fra-qiman</i>	,vertun‘, ,verbrauchen‘
<i>us-qiman</i>	,umbringen‘
<i>ana-qiman</i>	,überkommen‘
<i>ana-meljan</i>	,aufschreiben‘ (vgl. <i>meljan</i> – <i>gameljan</i> )

sind Aktionsartverben, da sie über keinen Aspektpartner verfügen. Natürlich ist nicht ausgeschlossen, daß einige der Präfixverben in spezifischen semantischen Kontexten potentielle Aspektpartner sein konnten. Insgesamt ist das überlieferte Korpus des Gotischen zu klein, um periphere Aspektpartner ermitteln zu können. Es kann auch nicht davon ausgegangen werden, daß alle Grundverben des Gotischen in den überlieferten Texten vorkommen (es gibt *ga*-Verben, von denen das Grundverb nicht belegt ist); die markierten *ga*-Verben und Präfixverben dürften noch weit weniger vollständig als die Grundverben überliefert worden sein. Es müssen für das Gotische daher weit mehr Aspektpaare angenommen werden, als man allein anhand des überlieferten Korpus zusammenstellen könnte. Trotzdem gab es noch viele isolierte Aktionsartverben, die sich semantisch so stark von den Grundverben unterschieden, daß sie selbst als periphere Aspektpartner ausgeschlossen waren. Eine Verdoppelung der Perspektive war somit nicht möglich. Auch die Bildung eines Aspektpartners mittels *ga*-schied aus, da die präfigierten Aktionsartverben selbst schon ,perfektiv‘ waren. Die Möglichkeit der sekundären Imperfektivierung von Präfixverben gab es im Gotischen nicht, weshalb viele Verben isoliert und monoperspektivisch blieben.

Es gibt tatsächlich Anzeichen dafür, daß das Gotische nicht über ,genug‘ Aspektpaare verfügte. Im Gotischen kündigt sich das Entstehen neuer Kategorien an, was darauf hinweist, daß das kategoriale System sich in einem instabilen Zustand befunden haben mußte. Im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen, aber auch in älteren Sprachstufen des Englischen sehen wir, daß die Tendenzen, die sich im Gotischen erst andeuten, hier in verstärkter Form auftreten. Auch wenn das Englische und Deutsche nicht als direkte Fortsetzer des Gotischen betrachtet werden können, so ist doch eine unübersehbare Kontinuität vorhanden.

Im Altenglischen und Althochdeutschen waren noch viele *ge*-Verben vorhanden. Auch wenn vielfach die Perfektivität dieser Verben bestritten wurde (z. B. LINDEMANN 1965; 1970), so handelt es sich doch in erster Linie um Differenzen terminologischer Natur, wie sie hier für das Gotische bereits diskutiert worden sind. So geht etwa auch LINDEMANN vom slavischen Aspekt aus und bezeichnet die *ge*-Verben im Altenglischen lieber als Verben terminativer Aktionsart. MOSSÉ (1925: 289) stellt in bezug auf die Verbpaare im Altenglischen fest: „À sa période la plus ancienne le vieil anglais n'est pas très éloigné de l'état gotique“. Die von MOSSÉ erwähnten altenglischen Verbpaare sind mit den gotischen Entsprechungen vergleichbar:

*seōn* ‚sehen‘                      *geseōn* ‚wahrnehmen‘  
(vgl. got *saihvan*                      *gasaihvan*)

Die Verbaare wurden im Englischen schneller abgebaut als im Deutschen. Auch die Präfixverben, die Aktionsarten zum Ausdruck brachten, fehlen seit dem Mittelenglischen; sie gibt es im Deutschen bis heute. Man kann ganz allgemein ein Nord-Süd-Gefälle feststellen. Am frühesten gehen die verbalen Präfixe im Altnordischen verloren (BRINTON 1985: 55). In bezug auf das Altenglische stellt MOSSÉ sprachgeographische Unterschiede fest; die perfektivierende Kraft von *ge-* nimmt nach Norden zu ab; „Plus on va vers le nord de l'Angleterre moins la fonction du préverbe est sentie“ (MOSSÉ 1925: 292). Im Deutschen bleiben *ge-*Verben am längsten im Alemannischen erhalten (BLUMENTHAL 1968: 159).

Im Altenglischen verallgemeinert sich der Gebrauch von *ge-* bis zum 11. Jh. so, daß *ge-* nicht mehr unbedingt auf Perfektivierung hinweist (MOSSÉ 1925: 292). Es kommt schließlich zur phonetischen Abschwächung von *ge-* zu *i-* bzw. *y-*, das schließlich nur noch das Partizip II markiert, bis es völlig aufgegeben wird. Nach MOSSÉ (1925: 292) ist im 13. Jh. kein morphologisches Mittel mehr vorhanden, um die Aspektopposition zu markieren.

Für den Verlust des alten Aspektsystems wurde oft der Einfluß des Lateinischen und die Übernahme von periphrastischen Verbalkonstruktionen verantwortlich gemacht. Die sprachgeographischen Fakten stützen diese These nicht. Vielmehr ist anzunehmen, daß durch den Zusammenbruch des alten Aspektsystems die Entstehung (und nicht die Übernahme) von periphrastischen Konstruktionen ausgelöst wurde. Solche Konstruktionen gibt es im Indogermanischen seit frühester Zeit, und es ist anzunehmen, daß ihre Entstehung auf universale Gesetzmäßigkeiten und nicht auf Sprachkontakt zurückgeführt werden muß. Ein Erklärungsversuch wird sich am Ende der Arbeit andeuten lassen.

Im Deutschen ist *ge-* im 14. Jh. als aspektuelle Markierung noch funktionstüchtig. WATKINS (1948: 160) stellt fest: „An analysis of the verbs prefixed with *ge-* in the 14th century text ‚Die Erlösung‘ shows that these compounds indicate to a large extent the same perfective aspects that have been distinguished in Gothic, Old High German, and classical Middle High German.“ Allerdings fehlen viele *ge-*Verben, die sich im Tatian noch finden: *genomen*, *gesagen*, *gehoeren* (WATKINS 1948: 174). Die abnehmende Tendenz der Verwendung von aspektuellen Verbaaren hat OUBOUZAR 1974 von NOTKER bis zum Neuhochdeutschen eingehend untersucht und dokumentiert. Einflüsse des alten Aspektsystems bleiben beim Aufbau des periphrastischen Verbsystems bis ins 16. Jh. spürbar.

Verglichen mit dem Englischen erfolgt im Deutschen der Aspektabbau im Zeitlupentempo. Während im Englischen im 13. Jh. keine verbale Aspektualität mehr wirksam ist, ist im Deutschen dieser Zustand erst mit



dem 17. Jh. erreicht. Erst zu diesem Zeitpunkt wurden die restlichen Aspektpaare aufgelöst, und zwar „one in favor of the other“ (BLUMENTHAL 1968: 162). *Ge*-Verben bleiben nur erhalten, wenn eine semantische Auseinanderentwicklung zum Grundverb erfolgt war (*horchen*, *gehorchen*) oder wenn das Grundverb zurückgedrängt worden war (*gebären*). Bei vielen Verben wird das *ge*-Präfix nicht mehr als solches wahrgenommen (*glauben*). Zur Kennzeichnung des Partizip II bleibt *ge*-, anders als im Englischen, erhalten. Während im Englischen im 11. Jh. *ge*-Verben und Grundverben aspektuelle Synonymie aufweisen (VAN DRAAT 1902; MOSSÉ 1925; LINDEMANN 1970), bleibt im Deutschen die aspektuelle Semantik von *ge*- bis ins 16. Jh. spürbar. Zwar wurden die *ge*-Verben in ihrem Funktionsbereich eingeschränkt, aber sie verlieren ihre aspektuelle Semantik nicht. Im Mhd. haben sie nach MARACHE 1960 vor allem eine ‚syntaktische‘ Funktion: „En gothique, l’opposition entre verbe simple et composé joue librement dans la proposition suivant le point de vue adopté par le sujet parlant, en conformité avec le contexte. En mha., elle dépend entièrement des liaisons syntaxiques de la proposition, ou du moins d’un adverbe qui fixe le plan sur lequel la proposition tout entière est affirmée“ (MARACHE 1960: 430). Auch HUMMEL 1973 kommt zu einem ähnlichen Ergebnis: *ge*-Verben kommen im Mhd. weiterhin in syntaktischen Umgebungen vor, für die Verben mit perfektiver Aspektualität prädestiniert sind; HUMMEL spricht von verbliebenen „*ge*-environments“ (1973: 177). Besonders häufig erscheinen *ge*-Verben in Konditionalsätzen oder nach Modalverben. Zum Vorkommen von *ge*-Verben in mit *swenne* eingeleiteten Sätzen bemerkt HUMMEL: „The fact that prefixed forms with *ge*- occur in such environments appears to be compelling evidence in favor of the aspectual theory, until one realized that any verb must necessarily be read as punctual or perfective in this environment“ (1973: 174). Die Ergebnisse von HUMMEL und MARACHE lassen sich auf folgenden Nenner bringen: Perfektive Verben erscheinen vor allem dort, wo auch bei funktionierender Aspektopposition in der Regel keine ‚Wahlfreiheit‘ zwischen den Aspekten besteht, sondern ein grammatischer Druck, perfektive Verben zu verwenden (sog. funktionale Aspektverwendung). Auch im Russischen steht etwa nach Verben des Wünschens, Wollens, Müssens und der Notwendigkeit in der Regel der perfektive Aspekt.

Der entscheidende Unterschied zum Englischen ist offenbar, daß die aspektuellen Verbpaaire gerade nicht synonym werden. Das hatte entscheidende Konsequenzen beim Aufbau des neuen Verbsystems. Es fand gleichsam eine Art Verdoppelung des Systems statt:

- dem englischen sein-Passiv (*be* + Partizip II) stehen im Deutschen zwei Passivformen gegenüber: das sog. Zustandspassiv (*sein* + Partizip II) und das Vorgangspassiv (*werden* + Partizip II);
- dem englischen haben-Perfekt (*have* + Partizip II) stehen im Deutschen zwei Perfektvarianten gegenüber: *haben* + Partizip II und *sein* + Partizip II;

- vielen der englischen Verben, die seltsam ‚homonym‘ geworden sind, entsprechen im Deutschen zwei oder mehrere Verben. ABRAHAM (1987 a: 15) nennt als Beispiele u. a.:

<i>tear</i>	<i>reißen</i> und <i>zerreißen</i>
<i>burn</i>	<i>brennen</i> und <i>verbrennen</i>
<i>freeze</i>	<i>frieren</i> und <i>einfrieren</i>
<i>stop</i>	<i>halten</i> und <i>anhalten</i>

Es gibt zwar auch im Deutschen ‚homonyme‘ Verben (*kochen*), doch das sind Ausnahmen.

Nimmt man noch die vermehrt auftretenden Funktionsverbgefüge im Deutschen hinzu, so wird eine weitere Verdoppelungstendenz im Verbalbereich deutlich.

Das Beispiel der Funktionsverbgefüge zeigt, daß diese Verdoppelungsprozesse im Deutschen immer noch produktiv sind. Daß sie durch die aspektuelle Semantik des Verbs motiviert sind, zeigt das Beispiel des Englischen; mit dem Verlust der doppelten aspektuellen Semantik der Verben geht der Verlust einer von zwei ‚Passivformen‘ einher: „It will be remembered that the Gothic verbs *wairþan* and *wisan* completed each other: one being perfective, the other the imperfective. Now, even in Anglo-Saxon we find unmistakable indications that the verb *weordan* was being crowded out by *beon*;“ (VAN DRAAT 1902: 375).

Passivformen sind sehr aspektsensibel. Im Russischen bilden z. B. nur die perfektiven Verben ein periphrastisches Passiv (SIEWIERSKA 1988). Meist wird nur die nahe Verwandtschaft zwischen Tempus und Aspekt wahrgenommen. Auch GUILLAUME berücksichtigt das Passiv nicht und läßt dem Aspekt als nächstkomplexere Kategorie die Tempuskategorie folgen. Es war vor allem BEEDHAM (1981; 1982), der auf den engen Zusammenhang zwischen Passiv und Aspekt aufmerksam gemacht hat. Allerdings geht er so weit zu sagen, das Passiv sei ein Aspekt. Um den Platz des Passivs in der Kategorienarchitektur des Verbs bestimmen und die Grenzen zu den anderen Kategorien erkennen zu können, ist eines unbedingt notwendig: wir müssen die Funktion des Passivs kennen. Wie wenig wir darüber noch wissen, wird im folgenden Kapitel deutlich. Das Passiv erwies sich im Lauf der Arbeit als die ‚anstrengendste‘ Kategorie, was sich auch in der Länge des Kapitels niederschlagen mußte. Am einfachsten wäre es gewesen, GUILLAUME zu folgen und das Passiv zu übergehen. Die Versuchung war oft groß, weil diese Kategorie sich nicht einpassen lassen wollte. Lange schien es so, als würde diese Kategorie GUILLAUMES Idee relativieren, wenn nicht zum Scheitern bringen. Es hat sich schließlich genau das Gegenteil herausgestellt. Im Passiv sind sprachliche Prozesse wirksam, deren Erkenntnis den Schlüssel für das Verständnis der anderen Kategorien darstellt.

### 3. Kapitel: Passiv

#### 3.1 Definitionsprobleme mit dem Passiv

Eine Definition des Passivs muß vor allem eine Antwort auf die Frage nach dem ‚Warum‘ des Passivs geben können, d. h. sie muß die Frage nach der Funktion des Passivs beantworten; dies um so mehr, als das Passiv als grammatische Kategorie keineswegs in allen Sprachen auffindbar ist und in den Sprachen, in denen es realisiert ist, häufig in eine relativ späte Entwicklungsphase fällt (z. B. in den indoeuropäischen Sprachen). Doch es gibt keine Funktionsbestimmung des Passivs, wie EROMS (1974: 164) feststellt. Das kommt der Aussage gleich, daß wir nicht wissen, warum wir das Passiv verwenden. Das (ambige) ‚warum‘ ist nicht kausal, sondern final zu lesen: zu welchem Zweck verwenden wir das Passiv? (im Sinne COSERIUS, wonach die Geisteswissenschaften Gesetzmäßigkeiten finaler Art, die Naturwissenschaften solche kausaler Art zum Gegenstand haben; auch GOLDMANN hat auf die Notwendigkeit einer ‚umgekehrten Nachdenkrichtung‘ innerhalb der Kulturwissenschaften nachdrücklich hingewiesen). Funktionsbestimmungen sind im Grunde immer final. Warum erweist sich eine funktionale Bestimmung des Passivs als so schwierig?

Wer die Sprachwissenschaften den Naturwissenschaften zuordnet (CHOMSKY) ist für diesen Mangel wenig sensibilisiert. Doch das ist nicht der einzige Grund dafür, daß eine funktionale Bestimmung fehlt. Bis heute ist unser Wissen über das Passiv äußerst unvollkommen. Es besteht keine Einigkeit darin, was die wesentlichen und was die unwesentlichen Merkmale eines uns bekannten Passivs, z. B. des Passivs im Deutschen, sind. Wüßte man die Funktion des Passivs, dann wäre diese Differenzierung leicht vorzunehmen. Aussagen darüber, was das Passiv ist, bestehen häufig in nichts anderem als einer Verallgemeinerung des einzelsprachlichen Befundes. Nun mag man einwenden, daß die Beschränkung auf eine Einzelsprache nichts Nachteiliges hat und daß eine solche Beschränkung dafür mit umso mehr Gründlichkeit in der Behandlung des Gegenstands korreliert. Hier wird verdrängt, daß die Unkenntnis darüber, welche Merkmale wesentlich sind und welche unwesentlich, weiterhin bestehen bleibt. Das hat unvermeidlich unangenehme Konsequenzen. So nehmen, um nur ein Beispiel zu nennen, die Diskussionen darüber, ob das Deutsche ein Zustandspassiv habe oder ob es sich bei der so benannten Kategorie um eine ganz andere Kategorie handle, nicht wenig Raum ein. Sollen die geäußerten Thesen nicht ‚Ansichtssache‘ bleiben, so bleibt als Ausweg nur

der übereinzelsprachliche und sprachtypologische Vergleich: wir können nachsehen, was das Passiv alles sein kann und nicht sein kann; wir können uns auf die Suche nach Varianten und Invarianten begeben. Auf diese Weise läßt sich eine Annäherung an die notwendige Funktionsbestimmung des Passivs gewinnen.

Die Ratlosigkeit in bezug auf die Funktion des Passivs hat VON DER GABELNTZ 1861 in Erwägung ziehen lassen, ob das Passiv womöglich einen unökonomischen Luxus der Sprache darstelle. Um sich den Grund für diese Ratlosigkeit deutlich zu machen, versuche man, die Sätze

- (1) Hans schlägt Peter.
- (2) Peter wird von Hans geschlagen.

mit Holzfiguren nachzuspielen. Die nachgestellten Situationen sind die gleichen. Die Verwendung des Passivs kann also nicht durch die außersprachliche Situation motiviert sein. Die Identität der außersprachlichen Situation hat dazu geführt, das Passiv als synonym zum Aktiv zu sehen. Eine solche Synonymie wird auch von all jenen angenommen, die Passivsätzen dieselbe Tiefenstruktur wie den Aktivsätzen zuschreiben. Neuere Arbeiten tendieren dazu, das Passiv primär als stilistisches Mittel zu qualifizieren, was man als weitere Variante der Ansicht vom Passiv als Luxus der Sprache bezeichnen müßte, da darauf verzichtet wird, dem Passiv eine grammatische Kernfunktion zuzuweisen. Jede grammatische Kategorie wird sekundär auch stilistisch genutzt; trotzdem würde man ihre Funktion nicht auf diesen Bereich beschränken wollen.

Zwar gibt es Definitionen des Passivs, doch diese beschränken sich vorwiegend auf die Beschreibung der formalen Unterschiede zwischen Aktiv- und Passivsätzen. In einem ersten Schritt wird beschrieben, was die Passivkonstruktion formal von der Aktivkonstruktion unterscheidet; daraufhin wird dieser Unterschied bzw. die Generierung dieses Unterschieds zur wesentlichen Funktion erklärt. Das sei an einem Beispiel erläutert: bei Passivsätzen fehlt häufig die Agensangabe (z. B. *von Hans* in Satz 2). Das gab immer wieder dazu Anlaß, die ‚Agensreduktion‘ als das Charakteristikum des Passivs zu postulieren; oder noch allgemeiner: es fällt auf, daß das Passiv ‚kürzer‘ als der entsprechende Aktivsatz ist, daß also — dependenzgrammatisch gesprochen — eine Ergänzung fehlt. Im Anschluß daran wird das Passiv als Prozeß der ‚Argumentreduktion‘ bezeichnet. Die Gegner der ‚Agensreduktionsthese‘ sehen dagegen das Passiv als einen Prozeß, der das Objekt ‚vorstuft‘ und die gleichermaßen vorhandene Agensreduktion wird als Folgeprozeß eingeordnet.

All diese Versuche, das Passiv zu charakterisieren, haben eines gemeinsam: sie sind beschreibender und nicht erklärender Natur. Das Verfahren besteht in einer unmittelbaren Übertragung von beobachtbaren Prozessen oder Transformationen in Funktionsbestimmungen. Die Benennung der

notwendig beteiligten formalen Prozesse stellt jedoch noch keine Funktionsbestimmung dar. Sie ist allerdings die notwendige Voraussetzung für eine solche Bestimmung, und hier wurden in jüngster Zeit von den Sprachtypologen Daten und Erkenntnisse erarbeitet und bereitgestellt, die in diesem Umfang und dieser Vielfalt erstmalig zur Verfügung stehen. Trotzdem besteht die Gefahr, daß aufgrund der Synonymie these in bezug auf Passiv und Aktiv auf eine Funktionsbestimmung verzichtet wird. KHRÁKOVSKY 1973 lehnt z. B. den Terminus der ‚passivischen Bedeutung‘ nachdrücklich ab.

Es bleibt die Frage, warum sich Sprachen eine Kategorie ‚leisten‘ sollten, die formal komplexer ist als die unmarkierte Entsprechung, die also mit einem Mehr an ‚kognitiven Kosten‘ verbunden ist, ohne daß damit ein Mehr an kategorialem Inhalt verbunden sein soll. Daß das Passiv tatsächlich markierter ist, dafür sprechen, neben der komplexeren Markierung, auch die Daten aus dem Kindspracherwerb und der Aphasieforschung; wie alle markierten Formen weist das Passiv daneben eine niedrigere Frequenz auf als das Aktiv.

Markiertheit bedeutet in der Regel Informationszuwachs. Grammatische Markierungen signalisieren immer eine Zunahme bzw. eine Modifikation der grammatischen Bedeutungen. Warum sollte es sich bei den passivischen Markierungen anders verhalten?

Wer aufgrund der Identität der bezeichneten außersprachlichen Situation, die durch den Aktiv- und durch den Passivsatz bezeichnet wird, auf Bedeutungs- oder Funktionsgleichheit schließt, macht den Fehler, daß er Bezeichnung und Bedeutung gleichsetzt. FREGE hat Bezeichnung und Bedeutung streng voneinander unterschieden. Lexeme oder Ausdrücke, die den gleichen Gegenstand bzw. die gleiche Situation bezeichnen, müssen deswegen nicht bedeutungsgleich sein: *Abendstern* und *Morgenstern* denotieren den gleichen Gegenstand, sind aber bedeutungsunterschieden. Diese notwendige Unterscheidung zwischen Bezeichnung und Bedeutung muß auch bei grammatischen Morphemen immer mitgedacht werden. Wir können uns also einer Definition der grammatischen Bedeutung des Passivs nicht mit dem Hinweis auf die Denotationsgleichheit entziehen.

Die Bedeutungen grammatischer Morpheme sind schwieriger zu bestimmen als die Bedeutungen lexikalischer Morpheme. Einen wichtigen Hinweis erhalten wir, wenn wir uns an die Funktionsbestimmung der Aspektkategorie erinnern: auch aspektuelle Perspektivierung ist nicht notwendig auf den außersprachlichen Sachverhalt bezogen. Aspektuelle Perspektiven sind Standpunkte, die vom Betrachter wahlweise und fiktiv eingenommen werden können. Die Möglichkeit des ‚Shifting‘ – des Wechsels der Perspektive – hat nichts mit Synonymie zu tun. Bei der Betrachtung der ‚einfachen‘ Basiskategorie des Aspekts wurde deutlich, daß sprachliche Kategorien nicht als starre Filter gesehen werden kön-

nen, mit denen wir die Welt auf immergleiche Weise kategorisieren. Mit der Kategorie des Aspekts stehen uns zwei Betrachtungsweisen, zwei ‚Filter‘ zur Verfügung. Nehmen wir einmal an, mit der Passivkategorie kommen zwei weitere Perspektivierungsmöglichkeiten hinzu. Wir haben dann herauszufinden, welche das sind.

Kommen wir zu dem Versuch zurück, mit Holzfiguren die Situationen, die von Aktiv- und Passivsätzen zum Ausdruck gebracht werden, nachzuspielen. Wir können zwar die ‚semantischen Rollen‘ des Patiens und Agens nachstellen, aber es gelingt uns nicht, die ‚syntaktische Rolle‘ des Subjekts darzustellen. Wenn das Subjekt mehr als nur eine metasprachliche Fiktion sein soll, dann muß der grammatische Mehrwert des Passivs damit zusammenhängen.

### 3.2 Funktionsbestimmung des Passivs oder: das Subjektproblem

Die Erklärung des Passivs setzt zunächst die Erklärung dessen voraus, was ein Subjekt ist. Ich beziehe mich dabei weniger, als man auf den ersten Blick meinen möchte, auf die Eigenschaften des Subjekts in Aktivsätzen versus solchen in Passivsätzen. Ich lasse vielmehr vorerst die Unterscheidung von logischem, grammatischem und psychologischem Subjekt beiseite, um unter Einbeziehung sprachtypologischer Erwägungen zu zeigen, daß das Passiv nur in ganz spezifischen Sprachen realisiert wird und zwar nur in Sprachen mit ganz spezifischen Subjekteigenschaften.

LI/THOMPSON 1976 haben darauf hingewiesen, daß das Passiv vor allem in sogenannten Subjektsprachen (subject prominent languages) vorkommt, während es in ‚Topic-Sprachen‘ (topic prominent languages) fehlt oder nur eine marginale Rolle einnimmt. Topic-Sprachen müssen demnach über Eigenschaften verfügen, die ein Passiv überflüssig machen. Um diesen Hinweis auswerten zu können, müssen wir wissen, was ‚Topic-Sprachen von Subjektsprachen unterscheidet.

LI/THOMPSONS Begriff des Subjekts kann mit Agenssubjekt übersetzt werden, da sie es primär über semantische Rollen definieren. Als weiteres Kennzeichen von Subjektsprachen sehen sie die Kongruenz zwischen dem Subjekt und dem Verb an. ‚Topic-Sprachen sind nach LI/THOMPSON als Sprachen definiert, in denen das, worauf sich die Prädikation bezieht, einmal durch das Merkmal [+ definit] und zum anderen durch Erstposition im Satz<sup>1</sup> gekennzeichnet ist. Diesen ersten definiten Aktanten bezeichnen sie als Topic.

<sup>1</sup> Dabei ist [+ Erstposition] von den beiden Merkmalen sicher das sekundäre Merkmal und damit das für Veränderungen anfälligste Merkmal.

Wir können uns nun fragen, warum das Topic nicht als Subjekt oder als Topic-Subjekt im Gegensatz zum Agenssubjekt klassifiziert wird. Wenn CHAFE (1976: 44) das Subjekt als vom ‚adding-knowledge-about‘ betroffen definiert, dann fällt auch das Topic unter diese Definition. Das Topic ist dann – wie das Subjekt – das, worüber wir sprechen. Nach HEROK 1985 ist das Subjekt ein Aktant, der allen anderen Aktanten „syntaktisch etwas voraus hat“ (HEROK 1985: 151; Anm. 2). HEROK spricht von der syntaktischen Zentralität des Subjekts, wobei er sich auf MEL’ČUK bezieht, der das Subjekt als „syntaktisch privilegiert“ definiert. Das Subjekt ist danach der Aktant der sprachlichen Oberfläche, der über syntaktische Eigenschaften verfügt, mit denen die anderen Aktanten nicht oder in geringerem Maß ausgestattet sind. In syntaktischer Hinsicht verhalten sich die Topics ebenfalls wie Subjekte. Es wäre an dieser Stelle zu ausführlich, auf die im Rahmen der Relationalen Grammatik herausgearbeiteten syntaktischen Eigenschaften von Subjekten im einzelnen einzugehen. Die möglichen Proben zur Ermittlung des privilegierten Aktanten werden in bezug auf die Topic-Sprachen in SHIBATANI 1988 und DE WOLF 1988 durchgespielt; es sei nur stellvertretend ein Beispiel genannt:

Zum syntaktischen Verhalten in bezug auf mit *samtang* (‚während‘) eingeleitete Nebensätze führt SHIBATANI aus: „In English, the gap in the *while*-clause occurs only in the subject position and is controlled only by the subject. Thus *John kissed Mary, while looking at Lita* is grammatical only with the reading of ‚John was looking at Lita‘. It cannot mean that ‚Mary was looking at Lita‘ [...]. But in Cebuano, the actor (or the goal) can be both gap and controller as long as it is the topic“ (SHIBATANI 1988: 121). Mit ‚goal‘ ist das Patiens gemeint.

Wenn Topics ungerne oder prinzipiell nicht als Subjekte eingeordnet werden, so liegt das nicht an ihrem syntaktischen Verhalten, sondern daran, daß sie sich auffällig von den als ‚prototypisch‘ definierten Subjekten unterscheiden. Prototypische Subjekte werden generell als Agenssubjekte definiert (so von COMRIE 1981; 1988). COMRIE definiert das Subjekt als prototypischer und damit als ‚natürlicher‘, wenn es mit dem Agens korreliert. COMRIE bezieht sich bei seinem Verfahren, mehr oder weniger typische Subjekte anzunehmen, auf ROSCH, die in mehreren Arbeiten zu zeigen versucht hat, daß die Zugehörigkeit zu einer spezifischen Kategorie nicht durch ein festes, invariables Set an Merkmalen definiert ist. Es gibt nach ROSCH mehr oder weniger typische Vertreter einer Kategorie. Die prototypischen Vertreter verfügen über das größte Set an gemeinsamen Charakteristika. Das dominante Merkmal einer Kategorie ist das Merkmal, das alle (oder die meisten) Mitglieder einer Kategorie miteinander teilen. Eine sprachliche Kategorie besteht aus einem Zentrum und seiner Peripherie. Die zentralen Elemente einer Kategorie verfügen über die meisten kategorienspezifischen Merkmale. Sie sind die prototypischen Repräsentan-

ten dieser Kategorie. Zwischen den verschiedenen Mitgliedern einer Kategorie herrscht ‚Familienähnlichkeit‘ und keine Identität von Merkmalen. ROSCH übernimmt dieses Bild von WITTGENSTEIN. Die Charakterisierung von Kategorien über das Prototypiekonzept statt über ein festes Set an Merkmalen, stellt eine der wesentlichen Neuerungen in der Methodik und Sehweise der modernen Linguistik dar.

Wesentlich ist es, die zentralen von den peripheren Merkmalen zu unterscheiden. Mit Subjekthaftigkeit korrelieren mehrere Merkmale und es gilt herauszufinden, welches das zentrale Merkmal ist. Es bestehen Affinitäten zwischen dem Subjekt und den Merkmalen AGENS, DEFINITHEIT und zusätzlich dem Merkmal der BELEBTHEIT, das in manchen Sprachen auch als Kategorie ausdrucksseitig realisiert wird (GIVÓN 1984: 364; TIMBERLAKE 1976; COMRIE 1981). Diese Anziehungskräfte zwischen den grammatischen Kategorien bzw. den grammatischen Merkmalen sind vielfach festgestellt und wiederholt auf Invarianten menschlicher Kognition und menschlicher Erfahrung zurückgeführt worden (z. B. GIVÓN 1984: 364–365). KEENAN 1976 hat das Subjekt über ein Bündel von subjektspezifischen Merkmalen definiert. Kein einziges Merkmal ist dabei dem Subjekt allein vorbehalten. Und nicht jedes Subjekt muß alle Merkmale aufweisen. Es gibt prototypische und weniger typische Subjekte. Bei diesem Konzept der graduellen Subjekthaftigkeit entscheidet weniger die Anzahl der vorhandenen Merkmale; wichtig ist, ob ein zentrales Merkmal vorhanden ist.

Nach COMRIE ist das zentrale Merkmal das Agens-Merkmal: Das prototypische Subjekt weist bei ihm die Merkmale [+ Agens] und [+ Topic] auf; weniger prototypisch sind Subjekte, die nur das Agens-Merkmal aufweisen. Am untersten Ende der Skala rangieren die Topic-Subjekte; das sind topikalisierte, definite Subjekte. Der Unterschied zwischen den sogenannten Topic-Sprachen und den Subjektsprachen macht sich dann bemerkbar, wenn nichtprototypische Subjekte realisiert werden. Das ist immer dann der Fall, wenn die Merkmale [+ Agens] und [+ Topic] auseinandertreten; in einem Satz kann z. B. ein definiter, nichtagentischer Aktant mit einem indefiniten agentischen Aktanten um die Subjektsposition konkurrieren. Subjektsprachen entscheiden sich bei diesem Merkmalskonflikt immer für das Agens-Merkmal, soweit es sich um unmarkierte Basissätze (z. B. Aktivsatz) handelt. In Topic-Sprachen ist es dagegen der definite Aktant, der bei einem Merkmalskonflikt die syntaktisch privilegierte Rolle des Subjekts einnimmt. Auch diese Aussage gilt nur für die unmarkierten Basissätze. Für das Chamorro, eine austronesische Topic-Sprache, gilt in diesem Sinn: „The actor can only be selected as the topic if there is no definite patient“ (DE WOLF 1988: 183).

Es gibt zwei Möglichkeiten, um die unterschiedlichen Reaktionen auf diesen Dominanzkonflikt zu erklären:



1. Man könnte annehmen, daß Topic-Sprachen über keine Subjekte, sondern über eine Kategorie anderer Art verfügen. Eine schwächere Form dieser These wäre die Annahme, daß Topic-Sprachen überwiegend untypische Subjekte aufweisen. Gegen diesen Vorschlag spricht nicht allein die geringe Plausibilität. Der Haupteinwand besteht darin, daß sich die untypischen Vorkommen auch noch untypisch verhalten: die Topic-Aktanten, d. h. die definiten Aktanten werden den Agens-Aktanten als Kandidaten für die Subjektsposition vorgezogen. Hier verhalten sich die Topic-Sprachen offensichtlich spiegelverkehrt zu den Subjektsprachen. Diese Aussagen gelten, das kann nicht oft genug wiederholt werden, jeweils für die unmarkierten Basissätze.
2. Will man den privilegierten Aktanten der Topic-Sprachen den Subjektstatus dagegen nicht absprechen, so muß man sich fragen, ob die universale und prototypische Definition des Subjekts als Agenssubjekt nicht auf einem leichten Vorurteil für das Agens beruht, das durch unseren Sprachtyp genährt wird. Die Annahme, daß prototypische Subjekte das Merkmal [+ Agens] enthalten müssen, wurde, außer mit dem Hinweis auf die größere Häufigkeit, nicht begründet. Das fehlende Bedürfnis nach Begründung dürfte auf den Vorurteilscharakter dieser Annahme hinweisen. Die Häufigkeit ist kein Argument. Bezieht man sie auf spezifische einzelsprachliche Vorkommen, so kann die Häufigkeit auf den Sprachtyp zurückgehen. Auch im übereinzelsprachlichen Maßstab hilft der Hinweis auf die Häufigkeit von Agenssubjekten nicht weiter. Es sind längst nicht alle Sprachen sprachwissenschaftlich beschrieben. Außerdem kann es Sprachtypen geben, denen aus zufälligen und außersprachlichen Gründen nur noch wenige Sprachen angehören. Selbst wenn das Englische eines Tages die einzige verbliebene Sprache sein sollte, wäre die Aussage, daß Agenssubjekte prototypisch sind, nicht richtiger.

Läßt man die These, daß ‚gute‘ Subjekte immer Agenssubjekte sind, mit dem Hinweis auf ihre mangelnde Begründetheit beiseite, so bleibt folgende Kernaussage erhalten: Es gibt Sprachen, deren syntaktisch privilegierter Aktant das zentrale Merkmal [+ Agens] favorisiert, und daneben gibt es Sprachen anderen Typs, deren syntaktisch privilegierte Aktanten die stärkste Affinität zu dem Merkmal [+ Topic] aufweisen.

Es lassen sich weitere Einsichten gewinnen, wenn man das Merkmal [+ Topic], das bis jetzt als komplexes Merkmal definiert worden ist, in seine grammatischen Merkmale auflöst: in die Merkmale [+ definit] und [+ Erststellung]. Das zweite dieser Merkmale muß relativiert werden. Beispiele aus DESCLÉS/GUENTCHÉVA/SHAUMYAN 1985 zeigen, daß das Topic nicht immer mit Erststellung korrelieren muß. In solchen Beispielen ist das Topic durch einen Marker gekennzeichnet, der in den Übersetzungen mit dem definiten Artikel wiedergegeben wird. Der definite Artikel hat

anaphorische Funktion und ist somit geeignet, das mangelnde Merkmal der Erststellung zu kompensieren, indem er auf diese Position zumindest zurückverweist. Das zentrale, nicht auflösbare und nicht kompensierbare Merkmal ist nicht das der Erststellung, sondern das Merkmal der Definitheit. Topic-Sprachen können dann als Sprachen definiert werden, die primär definite Subjekte in der syntaktisch privilegierten Position aufweisen. Dagegen sind Subjektsprachen als Sprachen definiert, die primär agentische Subjekte in dieser Position favorisieren. ✓

Beide Subjekttypen — die Definitsubjekte und die Agenssubjekte — tendieren dazu, topikalisiert zu werden. Beide werden auf der linearen sprachlichen Kette einer Satzeinheit relativ weit vorne realisiert. Der Terminus ‚vorne‘ sollte nicht mit ‚links‘ verwechselt werden, wie das zuweilen geschieht, sondern vielmehr als ‚zuerst geäußert‘ gelesen werden. Bei Sprachen mit anderer Schreibrichtung ist ‚vorne‘ natürlich ‚rechts‘. Am besten ist es, man denkt bei dem Terminus der sprachlichen Linearität nicht an die schriftliche, sondern an die lautliche Realisierung des sprachlichen Codes. Auf diese Weise läßt es sich vermeiden, daß mit ‚vorne‘ und ‚hinten‘ die von der Schreibrichtung abhängigen Termini ‚links‘ und ‚rechts‘ assoziiert werden. Das gleiche gilt für die Termini Anaphorik und Kataphorik, die nicht als Links- und Rechtsverweisung gelesen werden dürfen, sondern als Verweisungsrelationen auf ein Vorher und ein Nachher.

Wichtig ist, um auf unseren Ausgangspunkt zurückzukommen, daß Topikalisierung keinem Sprachtyp allein vorbehalten ist. Um terminologische Verwechslungen zu vermeiden, werden im folgenden die sog. Topics, das heißt die Topic-Subjekte, als Definitsubjekte bezeichnet. Die Subjektsprachen verfügen dagegen über Agenssubjekte. Ist von den Sprachtypen und nicht von den Subjekttypen die Rede, so werden hier die geläufigen und weit verbreiteten Termini Topic-Sprache und Subjektsprache beibehalten.

Daß auch Subjektsprachen ihre Agenssubjekte bevorzugt topikalisieren, geht schon aus COMRIES Definition dieses Subjekttyps hervor, den er als Schnittpunkt von Agens- und Topic-Relationen definiert. Im Englischen sind zum Beispiel die Subjekte generell topikalisiert. Im Deutschen ist die Topikalisierungstendenz weniger ausgeprägt als im Englischen, aber ebenso vorhanden. Das gleiche ist bei den Sprachen mit Definitsubjekten zu beobachten. Die Topikalisierungstendenz bei definiten Subjekten ist zwar eindeutig, aber nicht in allen Sprachen gleich stark ausgeprägt. Die Beobachtung, daß es zwei Typen von Subjekten gibt, die jedesmal über Topikalisierung signalisiert werden können, motiviert dazu, Aussagen zur Wortstellung neu zu überdenken.

LI/THOMPSON 1976 betonen, daß Topic-Sprachen, Sprachen mit Definitsubjekten also, eine relativ freie Wortstellung aufweisen. Wer von freier Wortstellung spricht, bezieht sich gewöhnlich auf die syntaktisch definier-

ten Aktanten Subjekt und Objekt und die damit verbundenen semantischen Rollen Agens und Patiens. Am Beispiel der Sprachen mit Definitsubjekten wurde nun aber deutlich, daß die Wortstellungsregularitäten im übereinzelsprachlichen Maßstab nicht immer über semantische Rollen determiniert sein müssen. Als determinierende Faktoren können auch die Merkmale Definitheit/Indefinitheit wirksam werden. Das heißt dann: in den von LI/THOMPSON 1976 beschriebenen Topic-Sprachen (z. B. Mandarin) ist die Wortstellung keineswegs frei, wie sie es selbst noch formulieren, sondern sie ist lediglich durch andere Parameter gebunden als etwa im Englischen. Bei den Topic-Sprachen bedeutet feste Wortstellung, daß das dominante Merkmal, das die Serialisierung determiniert, das Merkmal der Definitheit ist. In den Subjektsprachen dagegen bedeutet feste Wortstellung, daß es die semantischen Rollen sind, die die Serialisierung zum Ausdruck ihres Informationswerts nutzen. So wie es zwei Typen von Subjekten gibt, gibt es auch zwei Typen von ‚fester Wortstellung‘. Daß dieser Schluß naheliegt, zeigen die Überlegungen, die THOMPSON zwei Jahre später vorgetragen hat. Sie stellt jetzt fest: „I am suspicious of the notion ‚free word order‘“ (THOMPSON 1978: 23).

THOMPSON unterscheidet in dieser Arbeit zwischen pragmatischer und grammatischer Wortstellung. Die pragmatische Wortstellung definiert sie über die Merkmale: alte vs. neue Information, bekannt vs. unbekannt, Thema vs. Rhema, Topic vs. Comment; obwohl all diese Merkmalsoppositionen nicht als synonym zu betrachten sind, nimmt THOMPSON mit Absicht keine weiteren Differenzierungen vor. Eine relativ weite Definition gibt sie auch für die grammatische Wortstellung: „They may use this order to signal some essentially grammatical information, such as aspectual information, what the grammatical relations in the sentence are, whether the sentence is a question, or whether it is a subordinate clause“ (THOMPSON 1978: 20).

THOMPSON erwähnt eine Vielzahl von grammatischen Inhalten, die bei grammatischer Wortstellung signalisiert werden können. Beschränkt man sich auf unmarkierte Basissätze, so müssen die von ihr erwähnten Frage- und Nebensätze unberücksichtigt bleiben. Sie nutzen den Informationswert der sprachlichen linearen Kette erst sekundär. Da THOMPSON kein Beispiel dafür bringt, daß aspektuelle Merkmale über die Wortstellung angezeigt werden, bleiben nur noch die grammatischen Relationen übrig, die über die grammatische Wortstellung signalisiert werden. Es kommen somit nur die über-syntaktische Aktanten transportierten semantischen Rollen über die grammatische Wortstellung zum Ausdruck.

Möglicherweise sah sich THOMPSON durch den von ihr gewählten Terminus ‚grammatische Wortstellung‘ dazu veranlaßt anzunehmen, daß eine ganze Reihe von grammatischen Informationen über Serialisierung transportiert werden können. THOMPSON stellt allerdings fest, daß offenbar

nicht jeder grammatische Inhalt über Wortstellung signalisiert werden kann und verweist darauf, daß erst noch erforscht werden müsse, welche grammatischen Inhalte sich dazu eignen (THOMPSON 1978: 23). Sie nennt als Beispiel nur einen weiteren grammatischen Inhalt, der über Wortstellung signalisiert wird: „Wellmer (1973: 411) cites a Kru language, Kwaa, in which SVO order is used for affirmative sentences and SOV for negative ones“ (THOMPSON 1978: 23)<sup>2</sup>. Negationssätze modifizieren den gesamten Satz und können daher nicht als unmodifizierte Basissätze eingeordnet werden. Sie können bei der hier gewählten Betrachtungsebene daher nicht berücksichtigt werden. Von all den von THOMPSON aufgezählten grammatischen Inhalten, die über grammatische Wortstellung signalisiert werden können, bleiben nur noch die semantischen Rollen als Kandidaten übrig.

Die vielen korrelierenden Merkmalsoppositionen, die THOMPSON zur Charakterisierung der pragmatischen Wortstellung aufgelistet hat, lassen sich mit dem von ihnen allen geteilten gemeinsamen Merkmalen Definitheit/Indefinitheit auf einen Nenner bringen. Ob Definitheit/Indefinitheit ein pragmatisches Merkmal ist oder vielmehr ein grammatisches Merkmal darstellt, darüber läßt sich vermutlich nur terminologisch streiten. Sollte sich nämlich herausstellen, wie es sich bei BÜHLER schon abzeichnet, daß alle grammatischen Kategorien vom egozentrischen Sprecherstandpunkt ableitbar sind, dann wird sich die Grenze zwischen Grammatik und Pragmatik schwer ziehen lassen.

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß zwei grammatische Inhalte bekannt sind, die sich bei unabgeleiteten Basissätzen über Wortstellungsregularitäten signalisieren lassen: die Merkmale der Definitheit/Indefinitheit und die semantischen Rollen Agens und Patiens, evtl. auch noch andere semantische Rollen, was zumindest nicht auszuschließen ist.

THOMPSON macht nun eine interessante Feststellung: Neben den beschriebenen Wortstellungstypen sind auch Mischtypen möglich (man könnte das Deutsche hierzu aufführen). Was dagegen fehlt, ist der gänzliche Verzicht auf die Nutzung der Wortstellung als Träger von ‚grammatischer‘ oder ‚pragmatischer‘ Information: „The fourth logical possibility, a language which utilizes predicate-argument order for neither purpose, appears not to exist“ (THOMPSON 1978: 20).

Solange sich keine Beispiele finden lassen, die THOMPSON in diesem Punkt widerlegen, bedeutet das, daß die Wortstellung immer über einen eigenen Informationswert und damit über spezifische grammatische Merkmale verfügt. Die Signalisierung von Agens- und Patiensrollen oder von definiten und indefiniten Aktanten stellt ein ikonisches Verfahren dar.

<sup>2</sup> Die Literaturangabe von THOMPSON zu WELLMER ist: WELLMER, William E.: African Language Studies. Berkeley, Los Angeles 1973.

Sprachliche Inhalte werden immer dann ikonisch zum Ausdruck gebracht, wenn sie mit den natürlichen Präsuppositionen übereinstimmen; zu diesen gehört offenbar, daß Bekanntes und alte Information, die beide mit Definitheit korrelieren, sowie das Agens zuerst genannt werden. Die ikonische Darstellung von grammatischen Merkmalen ist dadurch gekennzeichnet, daß keine grammatischen Markierungen zur Signalisierung des Inhalts notwendig sind. In diesem Sinn muß man neu überdenken, warum in manchen Sprachen bestimmte grammatische Markierungen fehlen können:

In Sprachen mit konsequent ikonischer Signalisierung von semantischen Rollen, wie dem Englischen, ist der Schwund der Markierungen für semantische Rollen — das sind die Kasusmarkierungen — fast vollständig. Sie sind nicht notwendig, da die Wortstellungsregularitäten die ikonische und damit unsichtbare Kennzeichnung dieser Rollen leistet.

Kommen wir auf die Sprachen mit Definitsubjekten und ikonischer Markierung von Definitheit/Indefinitheit zurück. Die grammatischen Kategorien, die hier auffällig zu kurz kommen, sind der Artikel und das Passiv. Dagegen sind Sprachen, die Agenssubjekte privilegieren, ausgesprochene Artikelsprachen (THOMPSON 1978) und Passivsprachen (LI/THOMPSON 1976). Daß Sprachen, die Definitheit ikonisch über Wortstellungsregularitäten realisieren, keine oder wenig Artikelvorkommen aufweisen, überrascht nicht. Die zentrale Funktion des Artikels besteht darin, Definitheit vs. Indefinitheit zu enkodieren. Weit auffälliger und gleichzeitig opaker ist die Erscheinung, daß Sprachen mit ikonischen Definitsubjekten auf das Passiv ganz oder weitgehend verzichten.

Eine Antwort zeichnet sich hier ab, sobald man die Basissätze von Topic-Sprachen mit den markierten Passivsätzen der Subjektsprachen vergleicht. Die Übereinstimmungen sind bemerkenswert. Für die Topic-Sprachen gilt:

Das Subjekt ist durch das dominante Merkmal der Definitheit charakterisiert. Dieses Merkmal kann, muß aber nicht mit dem Agensmerkmal korrelieren. Dazu kommt, was bisher noch nicht erwähnt worden ist, daß das Agens in Topic-Sprachen wie dem Mandarin nicht obligatorisch ausgedrückt werden muß (LI/THOMPSON 1976), selbst wenn es mitverstanden wird. Kennzeichnend für Passivsätze ist ebenfalls, daß das Agens nicht explizit zum Ausdruck gebracht werden muß, obwohl es implizit immer mitverstanden wird. Die wichtigste Übereinstimmung der markierten Passivsätze mit den unmarkierten Basissätzen der Topic-Sprachen besteht darin, daß das Subjekt nicht mit dem Merkmal [+ Agens] ausgestattet sein muß bzw., im Fall der Passivsätze, nicht mehr damit übereinstimmen kann.

Passivsätze weisen im Sinne COMRIES also nichtprototypische Subjekte auf; in unserem Sinn handelt es sich um Subjekte, die eine starke Verwandt-

schaft mit den Definitsubjekten von Topic-Sprachen aufweisen. Da das Subjekt von Passivkonstruktionen nicht mehr mit dem subjektdefinierenden Merkmal [+ Agens] korreliert, muß eine Übereinstimmung mit einem anderen subjektspezifischen Merkmal vorliegen. Von den erwähnten Merkmalen bleiben das Merkmal der Definitheit und das der Belebtheit übrig. Da das Merkmal der Belebtheit in der Regel enger mit dem Agensmerkmal korreliert, da es durch dieses meist impliziert ist, bleibt nur noch das Merkmal der Definitheit erhalten. Dafür daß das Passiv eine starke Verwandtschaft zum Merkmal der Definitheit aufweist, spricht auch, daß in nichtikonischen Topic-Sprachen der Topikalisierungsmarker (z. B. *ang* in der philippinischen Sprache Bikul; vgl. DESCLÉS/GUENTHÉVA/SHAUMYAN 1985: 99) sich entweder durch den bestimmten Artikel oder durch das Passiv übersetzen läßt:

Das Beispiel dazu, das sie anführen, ist:

- a) nag-taʔó    ang-laláke    ning-líbro    sa-babáye  
 AGT-geben   TOP-Mann   ACC-Buch   DAT-Frau  
 ‚Der Mann gab der Frau ein Buch.‘
- b) na-taʔó    kang-laláke    ang-líbro    sa-babáye  
 ACC-geben   AGT-Mann   TOP-Buch   DAT-Frau

Hierfür werden drei mögliche Übersetzungen angegeben:

1. Der Mann gab der Frau das Buch.
2. Das Buch, der Mann gab es der Frau.
3. Das Buch wurde der Frau von dem Mann gegeben.

Will man sich eine Erklärung der Funktion des Passivs erarbeiten, so sollte man von nun an Definitheit als den potentiellen Faktor, der die Passivkonstruktion motiviert und der den Inhalt der Passivkategorie determiniert, nicht aus den Augen lassen. Die These, die im folgenden überprüft werden soll, ist: Soll das Subjekt von Passivsätzen (im Deutschen) nicht völlig aller zentralen Merkmale von ‚Subjekthaftigkeit‘ entbehren, dann muß es sich als definit erweisen oder zumindest eine Eigenschaft haben, die sich über dieses Merkmal ableiten läßt.

Sollte sich diese These bestätigen lassen, so ist die Funktion des Passivs trotzdem noch nicht völlig geklärt. Es stellt sich die Frage nach der Motivation für die Verwendung der Passivkonstruktion. Die Frage kann man auch so stellen: Warum wird der Konflikt zwischen den Merkmalen [+ Agens] und [+ definit] im Passiv anders entschieden als in den aktivi-schen Basissätzen, in denen immer das Agensmerkmal bei der Besetzung der privilegierten syntaktischen Stelle der Vorrang vor anderen Merkmalen bekommt?

Passivkonstruktionen sind offenbar Reparaturmechanismen in bezug auf die Regel Subjekt = Agens, eine Regel, die nicht immer anwendbar zu

sein scheint. Als neues Subjekt wird nun aber nicht irgendeine definite semantische Rolle selegiert, sondern vielmehr das definite Patiens. Damit deutet sich an, daß die Funktion des Passivs nicht primär darin bestehen kann, die Regel Subjekt = Agens aufzulösen. Die Funktion des Passivs ist es, ein definites Patiens in der syntaktischen Position des direkten Objekts zu vermeiden. Die Auflösung der Korrelation Subjekt = Agens ist erst eine sekundäre, wenn auch notwendige Folge des Passivierungsprozesses.

### 3.3 Passiv und Definitheit

Damit bin ich an einem kontroversen Punkt bei der Beschreibung des Passivs angelangt. Die Arbeitshypothese, daß das Passiv die Funktion hat, ein definites Patiens in der Position eines direkten Objekts zu vermeiden, impliziert, daß die Passivierung primär durch das direkte Objekt ausgelöst wird. Die Leistung des Passivierungsprozesses ist es danach, das direkte Objekt ‚vorzustufen‘, so daß es zum ersten Argument des Satzes wird. Da die Vorstufung (‚promotion‘) des Passivs mit der Verdrängung des Subjekts des unmarkierten Aktivsatzes einhergeht (‚demotion‘), wird in der Literatur kontrovers diskutiert, welcher dieser beiden Prozesse als der zentrale anzusehen ist. Bei der hier vorgetragenen These, daß das Passiv ein definites Patiens in der Position des direkten Objekts vermeiden soll, handelt es sich um eine Variante der Vorstufungsthese. Die Rückstufungsvariante meiner These, nämlich daß das Passiv und Definitheit in einem Zusammenhang zu sehen sind, bestünde darin, das Passiv als eine Strategie zur Vermeidung eines indefiniten Subjekts zu sehen.

In der Forschung konnte bis jetzt kein Konsens in der Frage erzielt werden, welcher der beiden beteiligten Prozesse als der primäre und motivierende Prozeß anzusehen ist. Daß beide Prozesse stattfinden, ist klar: einmal wird das Agens getilgt, zum anderen wird das direkte Objekt in ein Subjekt transformiert (‚Vorstufung des direkten Objekts‘). Kontrovers ist lediglich, welcher der beiden beteiligten Prozesse die Verwendung des Passivs auslöst. Ist die Agensreduktion die Hauptfunktion des Passivs, so wäre die Vorstufung des direkten Objekts zum Subjekt nur eine Nebenfunktion, eine Begleiterscheinung. Da kein Agens mehr vorhanden ist, rückt das nächste Argument vor. Ist dagegen die Vorstufung des direkten Objekts die Hauptfunktion des Passivs, so würde das Agens aus der Rolle des Subjekts verdrängt. Während es in der Oberflächenstruktur getilgt ist, bleibt das Agens in der Tiefenstruktur erhalten (eine Übersicht über die Diskussion dieser Positionen findet sich in DESCLÉS/GUENTCHÉVA/SHAUMYAN 1985). Die Terminologie, die in solchen Diskussionen entfaltet wird, zeigt deutlich, daß die kontroversen Positionen sich vor

allem an formalen Prozessen orientieren. ‚Vorstufung des Objekts‘ und ‚Agensreduktion‘ sind allein noch keine Funktionsbestimmungen des Passivs. Wodurch solche Prozesse ausgelöst werden, bleibt – unabhängig vom Ausgang dieser Kontroverse – ungelöst.

I. Die These von der Agensreduktion: Diese These ist vermutlich so alt wie die Passivforschung selbst. Auch nach PAPE-MÜLLER 1980 ist das Hauptcharakteristikum des Passivs die Agensellipse: „Das Hauptverwendungsmotiv grammatischer Passivkonversen liegt aber in der Möglichkeit begründet, das Agens nicht ausdrücken zu müssen“ (1980: 234–235). Grund für die Agensellipse sei die Vermeidung von Redundanz. Gegen dieses Ergebnis von PAPE-MÜLLER sind zwei Einwände möglich:

1. Es gibt Passivsätze mit einer Agensangabe. Nach JÄNTTI (1978: 45–46) werden 25% der Passivsätze im Deutschen mit Agensangabe konstruiert. Nach EROMS (1986: 75) verfügen 91,7% über keine Agensangabe (Auswertung einer Ausgabe der Süddeutschen Zeitung). Selbst wenn die Passivsätze mit Agensangabe in der Minderzahl sind, so bleibt der Widerspruch, daß hiermit die angenommene Funktion des Passivs negiert wird. Es ist naheliegend, daß Agensreduktion nicht die Hauptfunktion des Passivs ist, sondern vielmehr eine Begleiterscheinung, die aufgehoben werden kann, ohne daß die eigentliche Funktion des Passivs davon tangiert wird.
2. Bei Passivsätzen ohne Agensangabe wird das Agens trotzdem immer mitverstanden, auch wenn es nicht offen realisiert wird. Es bleibt implizit erhalten. So ist in einem Satz wie *Er wird beobachtet* das Agens immer mitgedacht. Alle Sätze, die man hier als Gegenbeispiele anführen könnte, haben einen unsicheren Passivstatus. So sind Sätze wie *Das Fenster ist geöffnet* nur dann als Passiv kategorisierbar, wenn ein Agens zumindest denkbar ist oder in Betracht kommt. Ist ein implizites Agens ausgeschlossen, dann kann ein Satz nicht als Passiv eingeordnet werden (z. B. *Das Fenster ist zugeschlagen*). Wer hier trotzdem ein Passiv ansetzen will, argumentiert immer so, daß ein Agens denkbar sei, hier z. B. der Wind etc.). Da das Agens in Passivsätzen implizit immer vorhanden sein muß, sieht KHRÁKOVSKY (1973: 66) in Passivsätzen mit zusätzlicher Agensangabe das Agens doppelt realisiert.

Die These von der Agensreduktion wird mit durchaus gegensätzlichen Argumenten begründet: das Agens sei unbekannt und müsse deswegen eliminiert werden. Oder umgekehrt, das Agens sei ohnehin bekannt, z. B. durch Vorerwähnung im Text; selbst erst die spätere Verwendung im Text wird hier als Faktor aufgeführt. Als weiterer Grund wird nicht selten die Unwichtigkeit des Agens genannt.

Daß die Anhänger der Agensreduktionsthese mit so gegensätzlichen Begründungen operieren müssen, läßt sich als Hinweis darauf deuten, daß



weder die Bekanntheit, noch die Unbekanntheit des Agens die Passivverwendung motivieren kann. Genausowenig dürfte die „Unwichtigkeit des Agens“ eine Rolle spielen. Dagegen spricht die mit dem Passiv kompatible Agensangabe, die sich noch dazu häufig in rhematischer Stellung befindet.

Ich halte also fest: Die Tilgung des Agens auf der Ebene der materiellen sprachlichen Oberfläche ist eine beim Passiv zu beobachtende Begleiterscheinung. Es gibt keine zwingenden Argumente, dies als die Funktion des Passivs zu interpretieren. Eine solche Interpretation erzeugt Widersprüche, die mehr Fragen hinterlassen, als sie zu lösen imstande sind.

II. Die These von der Agenshervorhebung: Die Gegenposition zur Agensreduktionsthese vertritt EISENBERG (1986: 143), die er selbst pointiert formuliert als: „In Wahrheit kommt das Agens im Passiv stärker zur Geltung als im Aktiv.“ EISENBERG demonstriert dies an Passivsätzen mit Agensangabe. Dort wird, so EISENBERG, das Agens rhematisiert und somit kommunikativ hervorgehoben. Er charakterisiert das Passiv daraufhin als besonders ‚täterzugewandt‘ (was eine Anspielung auf WEISGERBERS Charakterisierung des Passivs als ‚täterabgewandte Diathese‘ ist), weil das Agens in die Position eines gewichtigen Satzglieds rücke. EISENBERGS Formulierungen treffen im besten Fall auf die Passivsätze mit Agensangabe zu. Diese sind in der Minderzahl und können keine Grundlage für eine Passivdefinition darstellen. In der neuen Auflage seiner Grammatik relativiert EISENBERG (<sup>2</sup>1989: 150) bereits seine Passivdefinition: „Spricht man über Aktantenfunktionen, so dient das Passiv vor allem zur Herstellung von Agenslosigkeit. Spricht man über die funktionale Satzperspektive, so bewirkt das Passiv vor allem eine ‚Entthematisierung‘ des Agens [...], verbunden mit einer Rhematisierung des Prädikats und – soweit vorhanden – des Agens selbst. Bezogen auf die Aktanten des Verbs kann das Passiv also ‚täterabgewandt‘ genannt werden, bezogen auf die funktionale Satzperspektive aber nicht.“

Es gibt nur einen gemeinsamen Nenner für alle erwähnten Agensvorkommen oder Agenstilgungen: Ganz gleich, ob das Agens impliziert ist oder nicht, bekannt oder unbekannt, hervorgehoben (rhematisiert) oder nicht hervorgehoben ist, ein ganz spezifisches Kennzeichen haben alle Passivsätze: sie sind intransitiv. Intransitiv sind auch die Passivsätze mit expliziter Agensangabe, da diese nicht in der Valenz des Verbs verankert ist. So ist im folgenden Satz

Direkt neben einer Osloer Klinik zur Heilung Drogensüchtiger ist von der norwegischen Polizei das größte Mohnfeld des Landes entdeckt und vernichtet worden. (Frankfurter Rundschau vom 31. 7. 1989, S. 1)

die Agensangabe *von der norwegischen Polizei* nicht in der Valenz des Verbs verankert. Es handelt sich also nicht um eine von der Verbvalenz geforderte

Ergänzung, sondern um eine zusätzliche Angabe, die das implizit vorhandene Agens nur verdoppelt. Mit anderen Worten, die Agensangabe in Passivsätzen ist, wie jede andere Angabe auch, als zusätzliche Prädikation zu verstehen. Zusätzliche Prädikationen können durch die sogenannte *und zwar* Probe ermittelt werden:

Direkt neben einer Osloer Klinik zur Heilung Drogensüchtiger ist das größte Mohnfeld des Landes entdeckt und vernichtet worden, und zwar von der norwegischen Polizei.

Ich wiederhole also: Passivsätze sind auffälligerweise immer intransitiv. Dieser Prozeß ist nicht durch semantische oder diskurspragmatische (PAPE-MÜLLER 1980) Gründe motiviert, wie vielfach angenommen wird.

III. Das Passiv als Intransitivierungsprozeß: Man kann passivische Sätze als sekundär intransitivierte Sätze bezeichnen. Bei der Passivierung handelt es sich generell um einen Intransitivierungsprozeß. Daß diese Gleichsetzung von Passivierung und Intransitivierung keine oberflächliche Parallelisierung darstellt, wird besonders deutlich, wenn man das russische Reflexivpassiv betrachtet.

Im Russischen wird das Reflexivpassiv von transitiven imperfektiven Verben gebildet, indem an das Verb das Reflexivpronomen *-sja* angehängt wird; *-sja* ist, so die Auffassung der Russischen Akademiegrammatik, ein Intransitivitätsmarker. Mit *-sja* können sowohl aktivische intransitive Reflexivverben als auch passivische Verben gebildet werden. Formal ist kein Unterschied vorhanden. Spuren eines solchen Reflexivpassivs finden sich auch im Deutschen. Zur Veranschaulichung sei ein Beispiel aus dem Deutschen angeführt:

Das transitive Verb *waschen* kann durch das Reflexivpronomen *sich* in ein intransitives aktivisches Verb transformiert werden: *Er wäscht sich*. Es kann aber auch eine Art passivische Konstruktion mit *sich* gebildet werden: *Das Kleid wäscht sich gut*. Im Russischen ist die Bildung von Passiven mittels *-sja* bei imperfektiven transitiven Verben die Regel und keine Ausnahme. Sätze von der Form ‚Das Kleid wäscht sich‘ haben die grammatische Bedeutung ‚Das Kleid wird gewaschen‘.

Die Frage, die als nächstes beantwortet werden muß, ist: Warum ist gerade die (sekundäre) Intransitivierung der Prozeß, durch den das Passiv formal realisiert wird? Warum also wird jedesmal als Ergebnis der Passivtransformation die Struktur S — V sichtbar? Nach all den angestellten Vorüberlegungen kommt einem die Antwort geradezu entgegen.

Intransitive Sätze haben einen ganz spezifischen Vorteil: Die ‚Subjektivität‘ ist nicht an das Merkmal [+ Agens] gebunden. Da nur ein Aktant vorhanden ist, kann keine Konkurrenz zwischen den Aktanten um die privilegierte syntaktische Rolle des Subjekts entstehen. Ein Aktant,

der über geringe subjektspezifische Merkmale verfügt, kann trotzdem nicht verdrängt werden und die Subjektsrolle einnehmen. In agensorientierten Sprachen wie dem Deutschen gilt in unmarkierten Basissätzen die Regel: Zum Subjekt wird immer das Agens, vorausgesetzt ein Agens ist vorhanden. Intransitive Sätze erlauben also jede Art von Subjekt, ohne daß dieses deswegen markiert wäre. Durch Intransitivierung bzw. sekundäre Intransitivierung wird es möglich, die geforderte Bindung der Agensrolle an das Subjekt aufzugeben. Grund für die Passivierung ist also nicht primär die Agensreduktion, sondern die Intransitivierung. Diese ist wiederum selbst nicht das Ziel der Passivierung, sondern das Mittel, um ein Subjekt, das nicht über das Agensmerkmal verfügt, realisierbar zu machen.

Das Passiv ist (bis jetzt) rein syntaktisch motiviert: es geht darum, die Argumentstruktur des Satzes formal zu verkürzen, um so faktisch sekundär einen formal intransitiven Satz zu erzeugen, bei dem nichtagentische Subjekte nicht markierter sind als Agenssubjekte. Meine Auffassung dürfte in Übereinstimmung mit HEROKS Annahme (1985: 149) stehen, wonach das Passiv Patiens-Intransitiva (z. B. *Die Blume verblüht*) kopiert.

Ich fasse zusammen: Das Passiv ist das Ergebnis eines Intransitivierungsprozesses. Dieser ist notwendig, um beliebige Subjektwahl zu ermöglichen. Agensreduktion ist nur eine Begleiterscheinung, nicht aber Zweck dieses Prozesses.

Die nächste Frage, die nun zu lösen bleibt, ist, warum ein nichtagentisches Subjekt überhaupt realisiert wird, wenn in den transitiven Basissätzen prinzipiell eine Affinität von Agens und Subjekt vorhanden ist. Es geht also immer noch um die Motivation dieses Prozesses, der darauf zielt, nichtagentische Subjekte zu realisieren. Die Ähnlichkeit der Passivsätze mit den Sätzen von Topic-Sprachen weist darauf hin, daß das Merkmal der Definitheit gegenüber dem Agensmerkmal favorisiert werden soll. Den Grund für die Privilegierung dieses Merkmals wissen wir immer noch nicht.

Um den Zusammenhang zwischen Passiv und Definitheit zwingend zu machen, ist es notwendig, noch ein Stück weiter von unserem Gegenstand zurückzutreten, um uns in einem Exkurs von dem Sprachtyp, dem das Deutsche zuzurechnen ist, zu entfernen.

### 3.4 Passiv und Antipassiv

Um einen Schritt weiterzukommen, ist es sinnvoll, den Status von Patiens- und Agensrollen in Ergativsprachen miteinzubeziehen. Die Berücksichtigung von Ergativsprachen ist für die Funktionsbestimmung des Passivs

Wichtig ist, dass das Passiv in Ergativsprachen nicht nur die Agensrolle, sondern auch die Patiensrolle eliminiert. Dies ist ein wichtiger Unterschied zum Deutschen, wo das Passiv die Agensrolle eliminiert, die Patiensrolle aber bleibt. In Ergativsprachen ist das Passiv eine echte Reduktion der Argumentstruktur.

schon deswegen elementar, weil diese über ein sogenanntes Antipassiv verfügen.

Als SCHUCHARDT vor knapp einem Jahrhundert versuchte, das Baskische zu charakterisieren, sah er in ihm eine passivische Sprache. Sprachen mit vergleichbaren Strukturprinzipien wie das Baskische — dazu gehören kaukasische Sprachen oder Eskimosprachen — werden heute als ergativische Sprachen bezeichnet. Die Entdeckung, daß es Sprachen gibt, bei denen die Zuordnung von semantischen Rollen zu syntaktischen Aktanten grundsätzlich anders geregelt ist als in den bekannten indoeuropäischen Sprachen, hat zu einem neuen Klassifikationskriterium von Sprachen geführt: aufgrund der unterschiedlichen Verfahren, durch welche Agens- und Patiensrollen syntaktisch und morphologisch realisiert werden können, lassen sich drei Haupttypen von Sprachen unterscheiden:

- A. Akkusativsprachen
- B. Ergativsprachen
- C. Aktivsprachen

Ich gehe zunächst auf die ersten beiden Typen ein, um im Anschluß daran im nächsten Kapitel die weniger bekannten Aktivsprachen zu charakterisieren.

KLIMOV (1985: 177) sieht den Vorteil des erwähnten Klassifikationskriteriums im Vergleich zu anderen Kriterien, derer sich Sprachtypologen bedienen, darin, daß es sich um ein nichtwillkürliches, empirisch ermitteltes Kriterium handelt, das sich bei den Versuchen, anders strukturierte Sprachen zu beschreiben, als geeignet erwiesen habe. Offenbar handelt es sich bei den Agens- und Patiensrollen und eventuell auch bei den Subjekts- und Objektsaktanten um Basiskomponenten, ohne die keine Sprache auskommen kann, auch wenn ihre Realisierung nach unterschiedlichen Mustern erfolgen kann. KLIMOV (1985: 177) nimmt daher an, daß die grundlegenden strukturellen Eigenschaften aller Sprachen anhand dieses Kriteriums erfaßt werden können: „Mit gutem Grund hat bereits E. Sapir hervorgehoben, daß man Zeit, Ort, Zahl und vielerlei andere Begriffe unausgedrückt lassen kann, nicht aber der Frage ausweichen kann, ‚wer wen tötet‘. Keine der uns bekannten Sprachen kann dieser Frage ausweichen.“

Um die Ergebnisse der Sprachtypologie nützen zu können, muß erst der Weg durch terminologisches Dickicht gebahnt werden. Ziel ist das Antipassiv, das in Ergativsprachen vorkommt.

Die Charakterisierung von Akkusativsprachen (sie werden auch manchmal als Nominativsprachen oder als Nominativ/Akkusativsprachen bezeichnet) erfolgt am häufigsten in folgender Weise: Akkusativsprachen sind Sprachen, bei denen das Subjekt des intransitiven und das Subjekt des transitiven Satzes unmarkiert sind bzw. im Nominativkasus stehen.

Markiert ist das direkte Objekt (im Akkusativ). In diesem Sinn sind die indoeuropäischen Sprachen generell als Akkusativsprachen einzuordnen.

Ergativsprachen unterscheiden sich von Akkusativsprachen dadurch, daß das direkte Objekt unmarkiert ist und im gleichen Kasus steht wie das Subjekt des intransitiven Satzes (Absolutiv), wogegen das Subjekt des transitiven Satzes markiert ist (Ergativ).

Nach all den Vorüberlegungen zur Problematik des Subjektbegriffs muß man sich in aller Vorsicht fragen, wie das Subjekt in den Ergativsprachen überhaupt ermittelt worden ist. Offensichtlich hat eine Orientierung an der Morphologie nicht stattgefunden, denn dann würde man sehr einfach die unmarkierten Aktanten als Subjekte klassifizieren und die markierten als Objekte. Ein morphologisch markiertes ‚Subjekt‘ wird offenbar wider alle Erwartung akzeptiert, um nicht eine andere Erwartungshaltung aufgeben zu müssen. Sie setzt voraus, daß das Subjekt mit der semantisch definierten Agensrolle identifiziert werden müsse. Die soeben vorgetragenen Definitionen der Akkusativ- und Ergativsprachen gehen von dem Axiom aus, daß das Subjekt primär agentisch ist. Das ist allerdings ein unzulässiges Vorurteil, das auf dem Vertrauen basiert, daß die für die indoeuropäischen Sprachen bekannten Korrelationen SUBJEKT = AGENS und DIREKTES OBJEKT = PATIENS universale Gültigkeit haben müssen. Schon bei den Topic-Sprachen war ersichtlich, daß eine Vorannahme dieser Art nicht immer sinnvoll ist. Sie hat außerdem weitreichende Konsequenzen. Das Insistieren auf der Zuordnung SUBJEKT = AGENS verändert die Sehweise des klassifizierenden Linguisten entscheidend: alle Sprachen wären dann nach den gleichen syntaktischen Prinzipien gebaut, während die Morphologie allein variiert. Eine Ausnahme macht SHAUMYAN (1985: 312), dem dieses verbreitete, übergeneralisierende Verfahren verdächtig ist:

The characterization of ergative languages in terms of the concepts used for the description of accusative languages has led to the paradoxical conclusion that the majority of ergative languages (with the exception of Dyirbal, an Austronesian language, and perhaps, of a few other languages) have the same syntactic structure as the accusative languages, that is, that the majority of ergative languages are really accusative languages with respect to their syntax. Thus, the only difference between the majority of ergative languages and accusative languages is claimed to be their morphology.

Morphologische und syntaktische Ebene fallen so auseinander, was die Strukturprinzipien betrifft, nach denen sie funktionieren. Das ist der Preis dafür, daß eine vermeintlich universale Zuordnung von semantischen Rollen und syntaktischen Aktanten auf Sprachen übertragen wurde, für die diese uniforme Theorie nicht maßgeschneidert worden war. Sie kann

ihnen nur durch zusätzlichen theorieinternen Aufwand angepaßt werden. Der Aufwand besteht in diesem Fall darin, daß für die meisten Ergativsprachen ein ‚Splitting‘ in eine akkusativische Syntax und eine ergative Morphologie angenommen wird. Mit anderen Worten: eine von unserem Sprachtyp abweichende Morphologie wird lieber in Kauf genommen, als eine abweichende Zuordnung von semantischen Rollen zu syntaktischen Aktanten. Man könnte auch umgekehrt verfahren und die Morphologie ernst nehmen, um den Preis, daß die universale Zuordnung von semantischen Rollen zu syntaktischen Aktanten zurückgenommen werden muß. Das Subjekt wäre in diesem Fall dann der morphologisch unmarkierte Aktant, der bei den ergativen Sprachen mit dem Patiens übereinstimmt. Ein solches Verfahren berücksichtigt den Erfahrungswert, daß der privilegierte Aktant zu maximaler Unmarkiertheit neigt. Die mit dem Ergativ markierte Agensrolle hat beim Primat des morphologischen Kriteriums keinen Subjektstatus mehr, sondern muß als Objekt oder zumindest als nichtprivilegierte Aktant bezeichnet werden.

An einem Beispiel aus COMRIE (1981: 106) versuche ich zu illustrieren, daß die Entscheidung für das morphologische Kriterium Vorteile hat (der Satz ist aus dem Dyirbal):

Balan d'ugumbil	bangul yaṛangu	balgan
die Frau ABSOLUTIV	der Mann ERGATIV	schlagen VERGANGEN

Als Übersetzung gibt COMRIE an: ‚Der Mann schlug die Frau‘. Eine andere Möglichkeit bestünde darin, das unmarkierte Patiens als Subjekt zu übersetzen. Das ist im Deutschen nur mit dem Passivsatz ‚Die Frau wurde von dem Mann geschlagen‘ möglich. Der Nachteil dieser Übersetzung besteht darin, daß das Verb in der Übersetzung markiert ist (Passiv), während es in der Ergativsprache unmarkiert ist. Keine der beiden Übersetzungen trifft es genau.

COMRIE'S Übersetzung ist durch seine Überzeugung beeinflusst, daß prototypische Subjekte agentisch sind. HEROK (1985: 132), der ebenfalls dieser derzeit dominierenden Auffassung anhängt, spricht den Aktanten im Ergativ (Agens) sogar syntaktische Privilegiertheit zu: „Syntaktische Ergativität, d. h. syntaktische Privilegiertheit (Vorrangigkeit) des Patiensaktanten gegenüber dem Agensaktanten im transitiven Ergativitätsprädikat ist die Ausnahme. In der Regel ist der Agensaktant des Ergativitätsprädikats der syntaktisch privilegierte(re) Aktant.“ Dies gilt es im folgenden zu überprüfen.

Die Rolle der Morphologie besteht nach der Subjekt=Agens-Theorie primär darin, Agens- und Patiensrollen voneinander zu differenzieren. Welche semantische Rolle dabei markiert wird, um diese Funktion zu erfüllen, gilt als irrelevant. SHAUMYAN ist es dagegen gelungen nachzuweisen, daß auch in den ergativen Sprachen zwischen morphologischer und

syntaktischer Ebene eine Art funktionale Deckungsgleichheit besteht. Er konnte zeigen, daß in Ergativsprachen immer die semantische Rolle syntaktisch privilegiert ist, die im Absolutiv steht; das ist das Patiens. Das bedeutet, der morphologisch unmarkierte Aktant ist auch der syntaktisch privilegierte Aktant. SHAUMYAN gelang dieser Nachweis, indem er auf die „Accessibility Hierarchy“ von KEENAN/COMRIE 1977 Bezug nahm:

KEENAN und COMRIE haben anhand von Daten zu annähernd 50 Sprachen untersucht, welche Art von Nominalphrasen der Determination durch Relativsätze zugänglich sind. Ihr Ergebnis ist, daß nicht alle Nominalphrasen in gleichem Maß durch einen Relativsatz näher bestimmt werden können. Im übereinzelsprachlichen Vergleich wurde deutlich, daß am häufigsten Subjekte, dann direkte Objekte und schließlich die anderen Objekte durch einen Relativsatz determinierbar sind. Der Zugang der verschiedenen Nominalphrasen zur Determination durch Relativsätze ist hierarchisch abgestuft. Die Hierarchie von KEENAN/COMRIE (1976: 66) ist:

SU > DO > IO > OBL > GEN > OCOM

Subjekt > direktes Objekt > indirektes Objekt > ‚oblique Objekte‘ (u. a. Präpositionalobjekte) > Genitiv > Objekt des Vergleichs<sup>3</sup>

Die Hierarchie kann umgekehrt als Regelsystem von Implikationen gelesen werden. Das sei näher erläutert: Verfügt eine Sprache über Relativsätze, die ein indirektes Objekt näher bestimmen, so sind auch alle Kategorien, die vor der Position des indirekten Objekts (im obigen hierarchischen Schema) stehen, durch Relativsätze näher bestimmbar (soweit die Kategorien in der jeweiligen Sprache realisiert sind). Es gibt also keine Sprachen, in denen nur das direkte Objekt, nicht aber das Subjekt durch einen Relativsatz näher bestimmt werden kann.

Klassifiziert man nun aber die markierten Agensaktanten von ergativen Sprachen mit COMRIE u. a. als Subjekt, so liegt ein Verstoß gegen die von KEENAN/COMRIE selbst aufgestellte Regel vor; nach SHAUMYAN trifft das zum Beispiel für das Dyirbal zu. Dazu ein Beispiel (aus SHAUMYAN 1985: 331):

yabu	ɲuma-ɲgu	buɾa-n
Mutter ABSOLUTIV	Vater-ERGATIV	sehen-VERGANGEN
Patiens	Agens	

Der Absolutiv ist der unmarkierte Kasus, und man könnte die Nominalphrase im Absolutiv als Subjekt klassifizieren, wenn man dem morphologischen Kriterium den Vorzug gibt. COMRIE und KEENAN, die der traditionellen Konzeption eines Agenssubjekts verpflichtet sind, klassifizieren die

<sup>3</sup> Aus den Beispielen von COMRIE/KEENAN geht hervor, daß sie mit dem Genitiv den adnominalen Genitiv meinen.

Nominalphrase im Ergativ als Subjekt. SHAUMYAN zeigt nun, daß dieses sogenannte Agenssubjekt (Vater-ERG) im Dyirbal nicht durch einen Relativsatz determiniert werden kann.

Darauf hatten auch KEENAN/COMRIE (1977: 82–85) bereits selbst aufmerksam gemacht, um auf einen ihrer Kritiker zu antworten, der für Ergativsprachen eine andere Hierarchie vorgeschlagen hatte, und zwar:

Absolutiv > Ergativ > indirektes Objekt > etc.

Da nach COMRIE/KEENAN die Nominalphrase im Ergativ in den Ergativsprachen aufgrund ihrer Übereinstimmung mit der Agensrolle das Subjekt darstellt, sehen sie durch diesen neuen Vorschlag ihre Hierarchie gefährdet. Ihr Einwand ist, daß die meisten Ergativsprachen sowohl ergative, als auch absolute Nominalphrasen durch Relativsätze näher bestimmen können, und Dyirbal eine Ausnahme darstellen müsse.

Dieser Einwand ist jedoch ohne Gewicht, denn er widerlegt nicht, daß der Absolutiv trotzdem am obersten Ende der Skala stehen kann. Sprachen, in denen sowohl der ergative Aktant als auch der Aktant im Absolutiv durch Relativsätze determiniert werden können, eignen sich aufgrund der Implikationsstruktur der Regeln nicht, um eine der beiden vorgeschlagenen Hierarchien zu bestätigen oder zu widerlegen.

Obwohl KEENAN/COMRIE 1977 noch eine Arbeit von WOODBURY 1973 zur Kenntnis nehmen, wonach in der grönländischen Eskimosprache die Nominalphrase im Absolutiv der Bestimmung durch einen Relativsatz leichter zugänglich ist als die Nominalphrase im Ergativ, bestehen sie auf dem Primat des Ergativs. WOODBURY gibt einen unüberschbaren Hinweis auf die syntaktische Privilegiertheit des Absolutivs und damit des Patiens. Da KEENAN/COMRIE (1977: 83–84) das Agens als Subjekt einordnen, akzeptieren sie den Gedanken, daß ein Verstoß gegen ihre Hierarchie vorliegt. Auch dem Dyirbal weisen sie einen Ausnahmestatus zu. Sie führen zwar eine Reihe von Eigenschaften an, die die Nominalphrase im Absolutiv tatsächlich als Subjekt ausweisen, dann aber argumentieren sie, daß es sich hier um einen Einzelfall handeln müsse. SHAUMYAN verfährt anders. Er weist dem Dyirbal keinen Sonderstatus zu. Neben dem Dyirbal erwähnt er außerdem die Maya-Sprachen, in denen ebenfalls der Patiensaktant im Absolutiv privilegiert ist.

SHAUMYAN lehnt nun aber nicht die von KEENAN/COMRIE 1977 erarbeiteten Implikationsregeln ab. Er warnt nur vor einer unzulässigen Universalisierung der Termini ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘, die sich seiner Auffassung nach nur für die Beschreibung akkusativischer Sprachen eignen. Die Termini ‚Absolutiv‘ und ‚Ergativ‘ reserviert er für die Sprachen ergativen Baus, ohne ihnen Subjekt- oder Objektfunktionen zuzuordnen.

Obwohl ich SHAUMYANS Ansatz weitestgehend zustimme, scheint mir hier eine Vermengung von syntaktischen Aktanten und Kasusmarkierung



gen vorzuliegen. Statt ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘ als Termini für die zwei wichtigsten Aktanten in den akkusativischen Sprachen zu verwenden, könnte er genausogut einen ‚Nominativ‘ und einen ‚Akkusativ‘ ansetzen (parallel zum ‚Absolutiv‘ und ‚Ergativ‘). Das würde dann allerdings eine Aufgabe der Termini Subjekt und Objekt überhaupt nahelegen (was PRIMUS 1987, die SHAUMYANs Überlegungen ebenfalls stimmig findet, vorschlägt). Es gibt eine weitere denkbare Lösung:

Mit SHAUMYAN halte ich an der von KEENAN und COMRIE aufgestellten Hierarchie fest. Die einzelnen Positionen der Hierarchie etikettiere ich mit SHAUMYAN (1985: 333):

Primärer Terminus > Sekundärer Terminus > Tertiärer Terminus

Als primären Terminus sollte man für die Ergativsprachen die Nominalphrase im Absolutiv ansetzen; ich folge hier SHAUMYANs Vorschlag. Auch PRIMUS (1987: 238) übernimmt für die Ergativsprachen diese Abänderung der Hierarchie. Während SHAUMYAN den Subjektbegriff nur für die ergativen Sprachen aufgibt, verzichtet PRIMUS auf diesen Terminus vollständig. Die Aufgabe des Subjektbegriffs wird von mir nicht in Erwägung gezogen, da ich davon ausgehe, daß sich der primäre und privilegierte Aktant auf der Implikationshierarchie vom sekundären und den weiteren Aktanten mehr unterscheidet als etwa der zweite vom dritten. Der privilegierte Aktant weist Qualitäten auf, die von den anderen nicht geteilt werden. In Abweichung von KEENAN weise ich dem privilegierten Aktanten ein Merkmal zu, das die anderen Aktanten nicht graduell mit ihm teilen. Der privilegierte Aktant ist der Zielpunkt der deiktischen Kapazitäten der grammatischen Kategorien. Der privilegierte Aktant wird durch die anaphorischen und kataphorischen Markierungen lokalisiert und als Zentrum der Deixis, von dem aus die Verweisung auf die Welt und die Aufspaltung des rein sprachlichen Universums erfolgen kann, festgelegt und signalisiert. Das Subjekt ist der Aktant, der notwendig maximal unmarkiert ist. Als Zielpunkt sprachlicher Deixis kann es weder anaphorische noch kataphorische Markierungen aufweisen. Die Unmarkiertheit eines Aktanten stellt daher kein zu vernachlässigendes Nebenmerkmal dar. Das Subjekt weist sich durch maximale Unmarkiertheit erst aus.

Anders als SHAUMYAN gehe ich von der Universalität des Subjekts aus. Nicht universal ist die Zuordnung von Agensrollen zum Subjekt. Prinzipiell kann einem das schon an den sogenannten grammatischen Subjekten des Passivsatzes deutlich werden, wo ja auch die Zuordnung der Agensrolle zum Subjekt aufgehoben ist. Eine solche Zuordnung stellt nur eine Tendenz dar, die sprachtypologisch variiert. Ernster nehme ich SHAUMYANs Zweifel an der Universalisierbarkeit des Terminus des direkten Objekts. Es ist bekannt, daß der Ergativ eher dem Genitiv als dem Akkusativ entspricht. Damit wird auch dieser Terminus transparent: der Genitiv

markiert den ‚Hervorbringer‘ einer Handlung, aber nicht als Subjekt bzw. nicht als primäres Argument. Eine Übersicht soll die erwogenen Zuordnungen verdeutlichen:

Tab. 3:

	primärer Terminus Subjekt	sekundärer Terminus (evtl. Objekt)
Akkusativ- sprachen	NOMINATIV AGENS	AKKUSATIV PATIENS
Ergativ- sprachen	ABSOLUTIV PATIENS	ERGATIV AGENS

Man kann den Terminus des direkten Objekts beibehalten, wenn man ihn nicht mit einem Kasus oder einer Patiensrolle gleichsetzt, sondern ihn vielmehr wörtlich nimmt als das Argument, das direkt nach dem Subjekt einen privilegierten Status hat. Das direkte Objekt ist der beste Subjektskandidat. Bei Passivsätzen rückt es dann tatsächlich an die Subjektsstelle.

In diesem Zusammenhang wird nun wichtig, daß in Ergativsprachen ein paralleler syntaktischer Prozeß zu beobachten ist: Ergativsprachen verfügen über ein Antipassiv. Während in den Akkusativsprachen beim Passiv das Agens getilgt wird und das Patiens zum privilegierten Aktanten wird, wobei gleichzeitig der Satz intransitiviert wird, gilt für das Antipassiv der Ergativsprache umgekehrt: das Patiens wird getilgt und das Agens wird zum privilegierten Aktanten. Auch hier wird der Satz intransitiviert. Passiv und Antipassiv haben also folgendes gemeinsam:

1. Es findet ein Intransitivierungsprozeß statt.
2. Dieser Prozeß resultiert in einer, für den jeweiligen Sprachtyp untypischen Zuordnung von Subjekt und semantischer Rolle. Untypisch für die Akkusativsprachen ist die Zuordnung von Subjekt und Patiens. Diese wird erst durch das Passiv ermöglicht. Untypisch für die Ergativsprachen ist die Zuordnung von Subjekt und Agens. Diese wird durch das Antipassiv herbeigeführt.

Jedesmal ist die Intransitivierung die Voraussetzung für eine solche unerwartete Subjektwahl. Der Intransitivierungsprozeß ist dadurch motiviert, daß Subjekte intransitiver Sätze sowohl in Ergativsprachen als auch in Akkusativsprachen nicht notwendig prototypische Subjekte sein müssen. Das heißt: obwohl in Ergativsprachen auch in intransitiven Sätzen Patienssubjekte überwiegen, sind Agenssubjekte möglich. Das Umgekehrte gilt für die Akkusativsprachen. Im Deutschen kommen als Subjekte von

intransitiven Sätzen überwiegend Agenssubjekte vor, ein Patienssubjekt ist jedoch nicht ausgeschlossen, wie z. B. in *Das Tier verendet*.

Die parallelen Prozesse von Passiv und Antipassiv, die SHAUMYAN 1985 treffend als spiegelbildliche Prozesse bezeichnet, haben einen gemeinsamen Nenner: als Konstruktionen sind sie notwendig, um eine, für den jeweiligen Sprachtyp unspezifische Subjektwahl zu ermöglichen. Von diesem gemeinsamen Nenner aus haben wir die Motivation für die Wahl der markierten Passiv- und Antipassivformen zu rekonstruieren.

Die nächste Frage stellt sich so: Wodurch ist die unspezifische Subjektwahl motiviert? Was macht sie so notwendig, daß dafür markierte Konstruktionen in Kauf genommen werden?

Wichtig ist die Feststellung, daß die sekundären Intransitivierungen inhärent transitiv bleiben. In den Passivsätzen bleibt das Agens implizit erhalten, wie bereits ausgeführt worden ist. Bei den Antipassivsätzen verhält es sich ebenso. Laut DESCLÉS/GUENTCHÉVA/SHAUMYAN (1985: 69) bleibt auch hier das Patiens implizit erhalten. Wie beim Passiv ist der formale Prozeß der Intransitivierung allein nicht ausreichend, um die Funktion des Antipassivs zu erklären. Die Intransitivierung ist nur der sichtbare Teil des Passivierungs- und des Antipassivierungsprozesses. Die eigentliche Funktion des Passivs ist damit noch nicht entdeckt.

Daß die primären Aktanten von Passiv- und Antipassivsätzen tatsächlich Subjekte und damit privilegierte Aktanten sind, wird an Sprachen deutlich, bei denen nur das Subjekt und kein anderer Aktant durch einen Relativsatz bestimmt werden kann. SHAUMYAN 1985, der gezeigt hat, daß im Dyirbal nur ein Aktant, nämlich der Aktant mit der Patiensrolle, durch einen Relativsatz determiniert werden kann, bringt ein weiteres Beispiel, das für uns elementar ist:

Im Dyirbal können Aktanten mit Agensrollen dennoch immer dann durch einen Relativsatz näher bestimmt werden, wenn die Konstruktion im Antipassiv steht:

Die Basiskonstruktion ist (SHAUMYAN 1985: 331):

yabu	ɲumangu	bura-n
Mutter ABSOLUTIV	Vater ERGATIV	sehen-VERGANGEN

Sinngemäß müßte man den Satz übersetzen als ‚Die Mutter wurde vom Vater gesehen‘ oder ‚Der Vater sah die Mutter‘, wobei ‚Vater‘ nicht das Subjekt ist, obwohl dieser Aktant das Agens ist. Dieser Agensaktant rückt in der Antipassivkonstruktion zum Subjekt vor und kann so in die Relativsatzkonstruktion eintreten (SHAUMYAN 1985: 331):

ɲuma-Ø	/bural-ɲa-ɲu-Ø	yabu-gu/
Vater ABSOLUTIV/	sehen-ANTIPASSIV-REL.-ABSOLUT	Mutter-DATIV/
duŋgara-n <sup>ɣ</sup> u		
schreien-VERGANGEN		
‚Vater, der Mutter sah, schrie‘.		

Ich unterscheide daher nicht zwischen grammatischem, logischem und psychologischem Subjekt. Das Subjekt ist immer als grammatisches Subjekt definiert. Es ist der privilegierte und primäre Aktant.

Wenn in den Ergativsprachen nicht immer das Patiens privilegiert ist, und in Akkusativsprachen nicht immer das Agens, so müssen wir eine Erklärung dafür finden, warum diese Abweichungen von den erwartbaren Korrelationen AGENS = SUBJEKT (in Akkusativsprachen) bzw. PATIENS = SUBJEKT (in Ergativsprachen) stattfinden. Vor die Lösung dieser Frage schiebt sich noch eine weitere Frage: Warum sind in den Ergativ- und Akkusativsprachen die semantischen Rollen spiegelbildlich und nicht auf gleiche Weise verteilt?

Nach MARTINET 1979 ist die Erklärung ganz einfach: Agens und Patiens müssen voneinander unterschieden werden können. Welcher der Aktanten dabei der markierte ist, erscheint MARTINET als irrelevant. Einzig wichtig sei nur, daß überhaupt eine Markierung vorgenommen werde. Diese Auffassung könnte die weiteren Erörterungen stark vereinfachen. Gegen sie gibt es aber einen Einwand, der nicht unterschlagen werden darf. Es geht um die Abhängigkeit der sprachtypologisch spezifischen Distribution der Agens- und Patiensrollen von der Verbsemantik, und zwar vor allem von der aspektuellen Semantik des Verbs.

### 3.5 Verbsemantik und Subjekte

Das Vorurteil, daß ‚gute‘ Subjekte Agenssubjekte sein sollen, wird durch ein oft tradiertes, weiteres Vorurteil ergänzt: Danach sind gute Verben Handlungsverben. Man könnte sie auch Agensverben nennen. In diesem Zusammenhang ließe sich folgende Überlegung anstellen: Agenssubjekte werden bevorzugt durch Agensverben prädiiziert, und Patienssubjekte werden ‚Patiensverben‘ zugeordnet. Statt Patiensverb könnte man auch den Terminus Geschehensverb wählen.

HEROK (1985: 135) spricht von den unterschiedlichen Präsentationsweisen der Prädikate, die einmal agens-zentral und zum anderen patiensen-zentral sind. Verben und Verbalkonstruktionen, die Agensaktanten als Subjekte benötigen, werden hier als Handlungsverben und Handlungskonstruktionen bezeichnet. Solche sind:

- die Aktivkonstruktionen in Akkusativsprachen und
- die Antipassivkonstruktionen in den Ergativsprachen.

Verben und Verbalkonstruktionen, die Patiensenaktanten als Subjekte fordern, heißen hier Geschehensverben und Geschehenskonstruktionen. Dazu gehören:

- die Passivkonstruktionen in den Akkusativsprachen und
- die unmarkierten Basissätze in den Ergativsprachen.

Diese Zuordnung wurde von HEROK 1985 deutlich herausgearbeitet; auch SHAUMYAN 1985 geht so vor. Eine Zuordnung dieser Art war bislang nicht selbstverständlich. JOB (1985: 159) zitiert MEL'ČUK, der eine Sprache dann nicht als ergativ einordnet, wenn diese Ergativität nicht allein syntaktischer, sondern auch semantischer Art ist. Eine dhagestanische Sprache ordnet er aus diesem Grund nicht dem ergativen Sprachtyp zu, da die Verben dort „denote states, not genuine actions; action verbs simply do not exist in the language“ (zit. in JOB 1985: 160). Nach dieser Auffassung müssen vor allem die Verben anders übersetzt werden. Ein Beispiel aus JOB (1985: 159) macht das deutlich; statt eine ergative Struktur wiederzugeben als

X-ERG Y-ABS töten-PAST

„X tötete Y“

übersetzt MEL'ČUK

„Verursacht-durch X starb Y.“

Diese Übersetzung ist sicher adäquat. Es ist jedoch nicht gerechtfertigt, eine Sprache nicht dem ergativen Sprachtyp zurechnen zu wollen, nur weil ‚semantische Ergativität‘ vorliegt. Semantische und syntaktische Ergativität müssen genausowenig auseinanderfallen wie syntaktische und morphologische Ergativität. Die Übereinstimmung von syntaktischer und morphologischer Ergativität stellt sich dann ein, wenn man den unmarkierten Patiensaktanten als Subjekt klassifiziert. Die Übersetzung eines ergativen Basissatzes durch einen Passivsatz ermöglicht die Wiedergabe des Patienssubjekts auch im Deutschen. Der einzige Nachteil einer solchen Übersetzung besteht darin, daß das Verb im Deutschen markiert ist, während es in der Ergativsprache unmarkiert war. Statt einer markierten Geschehenskonstruktion liegt hier ein unmarkiertes Geschehensverb vor.

In Ergativsprachen stellen offenbar generell die Geschehensverben die dominante Verbklasse. In Akkusativsprachen überwiegen dagegen die Handlungsverben. Geschehensverben wie *verblühen* oder *verenden* sind die Ausnahme. Das Vorhandensein von Passiv- und Antipassivkonstruktionen legt den Schluß nahe, daß eine einzige Perspektive (nur die Handlungsperspektive oder nur die Geschehensperspektive) nicht ausreicht, daß also jeweils zwei Perspektiven dieser Art in einer Sprache notwendig zur Realisierung drängen. HEROK (1985: 143) gibt dafür die Erklärung, daß dem Sprecher Sachverhalte in seiner Vorstellung auf unterschiedliche Weise gegenwärtig sind, welche sprachlich durch unterschiedliche Perspektiven realisiert werden sollen. Diese Perspektivierung dürfte aber wenig mit der bildhaften Vorstellung des Sachverhalts zu tun haben, meine ich. Würde man die Vorstellung in ein Bild übersetzen, so wäre

es jedesmal das gleiche Bild, sowohl bei der Aktiv- als auch bei der Passivkonstruktion (und das gilt natürlich auch für die Ergativ- und die Antipassivkonstruktion). HEROK (1985: 143) macht noch eine feinere Differenzierung: er spricht von agens- und patienszentral vorgestellten Sachverhalten. Die Termini Agenssubjekt und Patienssubjekt verwendet er jedoch nicht, da er die verbreitete Vorstellung von der Spaltung syntaktischer und morphologischer Ergativität beibehalten hat.

Erst psycholinguistische Überlegungen werden erklären können, wodurch die Zentrierung, einmal des Agens und dann wieder des Patiens, bewirkt wird (vgl. 3. 12). Es ist vorerst sinnvoll, mit den sprachtypologischen Erwägungen fortzufahren.

Wenn offenbar zwei Perspektiven notwendig sind, dann wäre es sinnvoll, daß Sprachen über zwei Sets an Verben verfügen: über Handlungsverben und Geschehensverben, statt dominant nur über eine Klasse von spezifischen Perspektivierungsverben und den zusätzlichen komplementären und markierten Perspektivierungskonstruktionen bzw. Perspektivierungskategorien: das Passiv (Geschehensperspektive) und das Antipassiv (Handlungsperspektive).

Solche Sprachen gibt es neben den Akkusativ- und den Ergativsprachen tatsächlich. Sie werden mit dem Terminus *Aktivsprachen* bezeichnet. Es handelt sich um Sprachen, die weder ein Passiv, noch ein Antipassiv aufweisen. In der folgenden Charakterisierung dieses Sprachtyps durch KLIMOV (1985: 184–185) wird deutlich, daß die Verbsemantik die Wahl der Aktanten und der damit verbundenen semantischen Rollen determiniert:

Der verbale Wortbestand ist hier in zwei große Klassen von aktiven und stativen Verben gegliedert, d. h. in Aktionsverben und Zustandsverben [...]. Eine dieser Gliederung analoge Unterscheidung gibt es auch im substantivischen Bereich, wo alle Substantive in aktive bzw. ‚belebte‘ (Bezeichnungen von Menschen, Tieren und Pflanzen) und inaktive bzw. ‚unbelebte‘ (zu denen nur die Bezeichnungen von Gegenständen gehören) gegliedert sind. Folgende Gesetzmäßigkeit fällt dabei auf: bei aktivem Prädikatsverbum fungiert immer ein Substantiv der aktiven Gruppe als Subjekt, bei stativen als Prädikat fungierenden Verben wird das Subjekt vorwiegend durch Nomina der inaktiven Klasse ausgedrückt.

Man kann davon ausgehen, daß Sprachen dann keine Passiv- bzw. Antipassivkategorie benötigen, wenn zwei Sets an Verben vorliegen, die eine Verdoppelung der Perspektivierung ermöglichen. Warum unterschiedliche Perspektivierungsmöglichkeiten dieser Art so notwendig sind, daß sie universal in allen Sprachen vorkommen, muß noch geklärt werden. Vor allem fehlt bis jetzt die Antwort auf die Frage, warum einmal das Agens und dann wieder das Patiens in die syntaktisch privilegierte Position

gerückt wird. Wir sind also immer noch nicht bei einer vollständigen Bestimmung der Funktion des Passivs und auch des Antipassivs angelangt.

Eine weitere Annäherung an die gesuchte Funktionsbestimmung gelingt, wenn herausgearbeitet werden kann, was denn die eigentliche Eigenschaft der syntaktisch privilegierten Position ist. LI/THOMPSONS entscheidender Hinweis wurde bereits erwähnt: sie haben hervorgehoben, daß in den Topic-Sprachen, in denen es keine nennenswerten Passivvorkommen gibt, die privilegierte Topic-Position sowohl vom Patiens als auch vom Agens eingenommen werden kann, vorausgesetzt daß sie das Merkmal der Definitheit aufweisen.

Das Merkmal der Definitheit ist auch eng verknüpft mit dem Auftreten des Antipassivs. So hat KALMÁR 1979 für das ergative Eskimo festgestellt, daß die unmarkierten Basissätze immer dann verwendet werden, wenn das Patiens gegeben (‘given’) ist. ‘Givenness’ korreliert bekanntermaßen stark mit dem Merkmal der Definitheit. Das von KALMÁR 1979 untersuchte Eskimo ist zusätzlich deswegen aufschlußreich, weil dort die Antipassivkonstruktionen nicht gleichzeitig einen Intransitivierungsprozeß nach sich ziehen. Durch diese Ausnahme im Eskimo wird deutlich, daß die Intransitivierung nicht die Hauptfunktion von Antipassiv (und Passiv) ist, sondern nur ein häufiger Begleitprozeß.

Dadurch, daß der Aktant mit der Patiensrolle in den Antipassivkonstruktionen erhalten bleibt, wird eine wichtige Eigenschaft dieses Aktanten in der markierten Position deutlich sichtbar. In den Ergativsprachen ist das Patiens in den Basissätzen unmarkiert; es steht im Absolutiv. In den intransitiven Antipassivsätzen ist es getilgt. Im Eskimo bleibt es in der Antipassivkonstruktion erhalten, wird aber durch einen Kasus markiert, der durch das Suffix *-mik* kenntlich gemacht wird. Ausgesprochen interessant ist nun, daß dieses Kasusflexiv in einer alten Grammatik des Eskimo als indefiniter Artikel klassifiziert worden war, wie KALMÁR (1985: 122) berichtet:

in the [...] grammar of Eskimo, Paul Egede claimed that the *-mik* case ending corresponded to the European indefinite article (1760: 181). He thus implied that the alternative, *-Ø*-caseending of direct object [gemeint ist das Patiens] was definite.<sup>4</sup>

Die Funktion des Antipassivs ist es, das ist hier abzulesen, in der privilegierten syntaktischen Position ein definites Agens zu ermöglichen. Die Funktion des Passivs dürfte sich dann spiegelbildlich folgendermaßen definieren lassen:

<sup>4</sup> Angabe zu dieser Grammatik in KALMÁR (1977: 122): *Grammatica Grönländica Danica-Latina*. Copenhagen: Gottmänn 1760.

Die Funktion des Passivs ist es, ein definites Patiens in privilegierter syntaktischer Position zu realisieren.

Eine Übersicht, in der zur Verdeutlichung der Zusammenhänge nochmals das Antipassiv dem Passiv gegenübergestellt wird, illustriert das:

- I. Ergativsprache (Eskimo): Ist das, worauf das Patiens referiert, bekannt und somit gegeben und definit, so wird der unmarkierte Basissatz verwendet. Das Patiens steht im unmarkierten Kasus und ist somit das Subjekt. Das Agens steht im Ergativ.

Ist das Patiens dagegen unbekannt, steht es im *-mik*-Kasus, den man auch als Indefinitkasus bezeichnen könnte. In den meisten Ergativsprachen erscheint es in der markierten Antipassivkonstruktion nicht mehr. Ziel des Antipassivs ist es daher nicht, ein indefinites Patiens zum Ausdruck zu bringen, sondern ein definites Agens.

- II. Ist das, worauf das Patiens referiert, bekannt, gegeben und somit definit, so wird die markierte Passivkonstruktion verwendet, die ein definites Patienssubjekt möglich macht. Während das Patiens sonst durch eine Kasusendung markiert ist, ist es nun unmarkiert.

Beim Passiv wird das Patiens definit gesetzt und das Agens in rhematischer Stellung zum Ausdruck gebracht oder ganz weggelassen. Das Rhema ist durch die Merkmale der Unbekanntheit und Indefinitheit charakterisiert. Das Passiv hat nicht die Funktion, ein indefinites Agens zu ermöglichen; es soll vielmehr ein definites Patiens in der syntaktisch privilegierten Position einsetzen helfen.

Die Markiertheitsverhältnisse von Akkusativsprachen und Ergativsprachen sind genau spiegelbildlich. Das grammatische Merkmal der Definitheit steht im Zentrum. Welche semantische Rolle in unmarkierten Basissätzen als definit präsupponiert wird, hängt vom Sprachtyp ab. In ergativen Sprachen wird das Patiens als definit und als Subjekt präsupponiert. In akkusativischen Sprachen wird das Agens als definit und als Subjekt präsupponiert. In Aktivsprachen sind Agens und Patiens gleichermaßen gute Kandidaten für die Subjektsposition. Die Wahl der Subjekte wird in den verschiedenen Sprachen durch den Typ des verwendeten Verbs gesteuert.

In allen Sprachen liegt eine Verdoppelung der Perspektive vor. Jedes Ereignis kann als Handlung oder als Geschehen zum Ausdruck gebracht werden. ‚Handlung‘ und ‚Geschehen‘ sind Kategorien, die nicht von der außersprachlichen Wirklichkeit ableitbar sind. Die gleiche außersprachliche Situation kann durch einen Passivsatz oder durch einen Aktivsatz bzw. durch einen ergativischen Basissatz oder einen Antipassivsatz zum Ausdruck gebracht werden. Die Ähnlichkeit mit der Aspektkategorie ist unübersehbar. Auch die Verwendung der Aspekte ist nicht durch die außersprachliche Wirklichkeit determiniert.



Will man die Bedeutung von ‚Geschehen‘ im Gegensatz zu ‚Handlung‘ charakterisieren, hilft der Rekurs auf die außersprachliche Wirklichkeit nicht weiter. Daß mit diesen Verbsorten trotzdem elementare Unterschiede zum Ausdruck gebracht werden, wird durch die übereinzelsprachliche Tendenz, Mittel zur Realisierung beider Perspektiven bereitzustellen, deutlich bestätigt. Wovon hängt es nun ab, daß ein Ereignis einmal als Handlung und einmal als Geschehen ‚empfunden‘ wird, obwohl eine Verankerung dieser Semantik in der außersprachlichen Wirklichkeit nicht gegeben ist?

Wie beim Aspekt kommt hier wieder der Standpunkt des Betrachters ins Spiel. Daß der Standpunkt die Größe ist, die ein Ereignis zu einem ‚Geschehen‘ oder zu einer ‚Handlung‘ macht, wird durchsichtig, wenn wir eine weitere Kategorie betrachten, die bei der Ersetzung eines Aktivsatzes durch einen Passivsatz mitverändert wird:

Es geht um die Kategorie der Person, wie sie in der grammatischen Kongruenz zum Ausdruck kommt. Beim Aktivsatz besteht Kongruenz zwischen dem Agens und dem Verb. Beim Passivsatz besteht die Kongruenz zwischen dem Patiens und dem Verb. Folgende Überlegung trägt hier zur Klärung bei: Personen haben Standorte und die Kategorie der Person ist mit Perspektivierung verbunden. Das Kennzeichnende eines, durch einen transitiven Satz ausgedrückten Ereignisses ist es, daß mehr als nur ein Standpunkt als Zentrum des Ereignisses in Frage kommt. Nehmen wir als Beispiel folgende Szene oder folgende beide ‚Verbszenen‘ und stellen uns vor, wir sollten diese Szene in eine filmische Szene umsetzen:

- (1) Hausmeister Soundso ruft die Feuerwehr an.
- (2) Die Feuerwehr wird von Hausmeister Soundso angerufen.

Es ist in diesem Fall nur möglich, einen der beiden Standpunkte als Zentrum und als Drehort zu wählen. (1) gibt dabei eine andere Drehanweisung als (2).

Sind mehrere Standpunkte möglich, und das ist prinzipiell bei jedem transitiven Verb und einem Teil der intransitiven Verben (bestimmten Verben mit Genitiv-, Dativ- und Präpositionalobjekt) der Fall, dann kommt es zu einer potentiellen Konkurrenz dieser Standorte um die Perspektivierungsfunktion. Nur ein Standpunkt kann zum Zentrum der grammatischen Deixis und damit zum Subjekt werden.

Das Konzept der Konkurrenz um die Perspektivierungsfunktion ist geeignet, ein Kriterium für die Passivierbarkeit von Verben bereitzustellen. Es ist bekannt, daß nicht alle transitiven Verben passivierbar sind und daß eine Reihe von intransitiven Verben es ist. Es ist vielfach versucht worden, ein Kriterium zur Unterscheidung von passivfähigen und nicht passivfähigen Verben zu erarbeiten. Das Kriterium der Transiti-

vität, das oft genannt wird, ist wegen der vielen Ausnahmen nicht geeignet, es sei denn, man wollte transitive Verben als passivierbare Verben definieren. Bislang ist es nicht gelungen, ein Kriterium zu finden, wodurch alle passivfähigen Verben und nur diese sich erfassen ließen.

Folgender Vorschlag sollte geprüft werden: Verben sind dann passivierbar, wenn ihre ‚Mitspieler‘ bzw. die in ihrer Valenz verankerten Aktanten, auf mehr als einen Standort verteilt sind, d. h. wenn mehr als nur eine Perspektive möglich ist. In jedem Satz kann nur ein Standort als Zentrum der Referenz fungieren. Es muß einen Standpunkt geben, von dem aus auf die ‚Welt‘ verwiesen wird. Dieser Standpunkt, der durch die grammatischen Kategorien lokalisiert wird, ist als Subjekt grammatikalisiert. Wenn durch die Verbvalenz mehrere Standpunkte vorgegeben sind, dann gibt es potentiell mehrere Kandidaten für die privilegierte Subjektsposition.

Ich spiele das Konzept der Konkurrenz um die ‚Origo‘ (BÜHLER 1934/1982) der Deixis an den Ausnahmen durch:

Zu den transitiven Verben (Verben mit Akkusativobjekt), die im Deutschen nicht passivierbar sind, gehören nach DUDEN (1984: 182–183):

1. Verben mit Akkusativobjekten, die einen Körperteil bezeichnen:

(1a) Ich hebe den Fuß.

(1b) \*Der Fuß wird von mir gehoben.

2. Verben mit Akkusativobjekten, die Mengen oder Beträge bezeichnen:

(2a) Die Kanne enthält einen Liter Tee.

(2b) \*Ein Liter Tee wird von der Kanne enthalten.

Genausowenig kann man den Satz

(3a) die Kanne enthält Tee

passivieren, was darauf hinweist, daß die Klasse hier zu eng gefaßt ist.

Nicht allein Mengenbezeichnungen fallen in diese Klasse, sondern alle Inklusionsbeziehungen: gemeint ist die Inklusion eines Standorts durch einen anderen. Dafür spricht, daß Verben mit Akkusativobjekten, die sich auf Mengen beziehen, sehr wohl passivierbar sind, sobald keine Inklusionsbeziehung nachweisbar ist:

(4a) Er hat einen Liter Tee in die Kanne gefüllt.

(4b) Ein Liter Tee wurde von ihm in die Kanne gefüllt.

Hier besteht zunächst keine Inklusion oder Identität der Standpunkte, so daß die Voraussetzung für Passivierbarkeit gegeben ist. Eine Inklusionsbeziehung oder Teilidentitätsbeziehung zwischen Subjekts- und Objektslokalisierung besteht genau genommen auch bei den Verben in Gruppe 1. Das gleiche gilt für die nächsten beiden im DUDEN aufgeführten, nichtpassivierbaren Verbgruppen:

3. Verben wie *können*, *kennen*, *wissen*.

4. „Verben, die mit ihrem Akkusativobjekt eine festere Verbindung eingehen“ (DUDEN 1984: 182), z. B.:

- (5a) Er verlor die Besinnung.  
 (5b) \*Die Besinnung wurde von ihm verloren.

Wesentlich für Passivierbarkeit ist, daß die Standorte voneinander unterschieden werden können, und das heißt, daß keine Inklusions- oder Teilidentitätsbeziehung zwischen den beiden vorliegt.

Mit dem gleichen Kriterium ist die Passivierbarkeit der sog. intransitiven Verben zu erklären. Verben mit Dativ-, Genitiv- oder Präpositionalobjekt sind immer dann passivierbar, wenn das Objekt einen mit dem Subjekt konkurrierenden Standort und damit eine weitere potentielle ‚Origo‘ ins Spiel bringt, wovon die Deixis ihren Ausgang nehmen könnte. Folgende Beispiele verdeutlichen das:

- (6a) Sie hilft ihm.  
 (6b) Ihm wird (von ihr) geholfen.  
 (7a) Sie gedenkt seiner.  
 (7b) Seiner wird gedacht.  
 (8a) Sie denkt an ihn.  
 (8b) An ihn wird gedacht.

Die Passivierbarkeit/Nichtpassivierbarkeit von Verben ist weder durch bestimmte syntaktische oder semantische Eigenschaften des Verbs (Transitivität/Intransitivität oder die Aspektualität des Verbs) noch durch die Eigenschaften des Objekts (wie das durch den DUDEN 1984 vorgeschlagen wird) erklärbar. So können Verben mit Akkusativobjekten, die ein Körperteil bezeichnen, durchaus passiviert werden, wenn das hier vorgeschlagene Kriterium der Standortkonkurrenz erfüllt wird.

- (9a) Die Ärzte entfernten ihm eine Niere.  
 (9b) Eine Niere mußte ihm entfernt werden.

Man kann hier einwenden, daß der Körperteil desjenigen, auf den das Subjekt des Aktivsatzes referiert, gemeint sein muß, auch wenn das nicht eigens vom DUDEN erwähnt wird. Doch auch hier gibt es Beispiele:

- (10a) Otto spendete eine Niere.  
 (10b) Eine/die Niere wurde (von Otto) gespendet.

Viele weitere Beispiele sind denkbar. Jedesmal wird der Körperteil wie ein Objekt betrachtet (Außenansicht) und damit ein weiterer Standort möglich gemacht. So ist zwar keine Passivierung des Satzes *Er hob seinen Fuß* möglich. Das ändert nichts daran, daß beim folgenden Satz eine Passivierung akzeptabel ist:

(11a) Ich habe mir meinen Fuß verbunden.

(11b) Der Fuß wurde von mir verbunden.

(Denkbar als Antwort auf die Frage:

Wer hat denn deinen Fuß verbunden?)

Weit weniger akzeptabel ist hier die Setzung des Possessivpronomens:

(11c) ?\*Mein Fuß wurde von mir verbunden.

Possessivrelationen verteilen sich nicht auf mehrere Standorte. Auch Verben wie *haben* und *besitzen* sind nicht passivierbar. Für das Verb *haben* wird später noch eine umfassendere Erklärung gegeben.

Als Ergebnis läßt sich zusammenfassen: Sprachen verfügen über zwei Perspektiven gleichzeitig: die Handlungs- und die Geschehensperspektive. Diese Verdoppelung wird durch die verschiedensten Mittel gewährleistet: durch das Passiv, das Antipassiv oder ein doppeltes Set an Geschehens- und Handlungsverben. Die Verdoppelung dieser Perspektive ist aber nur unter bestimmten Voraussetzungen möglich. Nicht jedes Verb fordert eine parallele Geschehenskonstruktion. So existiert im Deutschen nicht zu jedem Verb ein Passiv. Es ist immer wieder versucht worden, die Voraussetzungen für Passivierung festzumachen. Die Ergebnisse waren nicht ermutigend. BRINKER (1971: 60) macht den resignativen Vorschlag, einfach all die Verben aufzuzählen, die nicht passivierbar sind. In einem Überblick referiert SIEWIERSKA 1985 die neueren Versuche. Die Schwierigkeiten, ein Kriterium für die Passivierung zu finden, sind auch hier unübersehbar. In neueren Grammatikmodellen wird das Passiv daher nicht selten ins Lexikon verwiesen (vgl. SIEWIERSKA 1985: 7 ff.).

Der Vorschlag, der hier vorgetragen wurde und der sicher noch in vielem verbesserungsbedürftig sein dürfte, besagt, daß das Passiv (Antipassiv etc.) eine Perspektivierungskategorie ist, die die Wahl zwischen zwei Standorten ermöglicht, vorausgesetzt sie sind vorhanden. Wir haben es damit, wie beim Aspekt, mit einer Kategorie zu tun, die für die Betrachtung eines Sachverhalts zwei Perspektiven bereitstellt. Der Aspekt ist eine Verbkategorie. Das Passiv (Antipassiv) ist eine Kategorie mit einem weiteren Radius. Es ist eine Satzkategorie. Es könnte sich herausstellen, daß andere Kategorien, wie z. B. die Moduskategorie, auch über einen weiteren Radius verfügen, weshalb eine zusätzliche Präzisierung sinnvoll ist: Das Passiv ist eine Kategorie, die die volle Verbvalenz und damit alle Mitspieler und potentielle Origo-Kandidaten umfaßt.

Welche Perspektive privilegiert wird, ist in der Regel durch den Sprachtyp geregelt, jedoch nicht determiniert. Sprachtypologische Untersuchungen liefern Daten, die plausibel machen, daß jede Sprache Perspektivierungsalternativen bereitstellt.

Die niedrige Frequenz und damit Markiertheit dieser komplementären Konstruktionen zeigt jedoch, daß bestimmte zusätzliche Voraussetzungen gegeben sein müssen, damit die zweite mögliche Origo der Deixis überhaupt erfolgreich um die Subjektsposition konkurrieren kann. Als zentral hat sich dabei das Merkmal der Definitheit erwiesen. Eine semantische Rolle kann in Subjektsposition realisiert werden, wenn sie definit ist, und das unabhängig davon, welche semantische Rolle von dem jeweiligen Sprachtyp für die Subjektsposition favorisiert wird.

Das ‚mächtige‘ grammatische Merkmal der Definitheit soll nun in einem weiteren Schritt näher präzisiert werden.

### 3.6 Definites und indefinites Passiv

Als Zwischenergebnis halte ich fest: das Passiv ermöglicht definite Patienssubjekte. (Das Passiv ist der Ausdruck einer Strategie, deren Ziel es ist, Dominanzkonflikte zwischen dem Merkmal der Definitheit und dem Agensmerkmal zugunsten des Definitheitsmerkmals zu entscheiden. Sprachen, die diesen Dominanzkonflikt nicht kennen, da das Subjekt grundsätzlich als definites Subjekt zu erscheinen hat, ungeachtet der semantischen Rolle, verfügen über kein Passiv und auch über kein Antipassiv. Die Perspektivierungsfunktion des Passivs (bzw. des Antipassivs) ist jedoch auch in den passivlosen Topic-Sprachen vorhanden. Die wechselnde Perspektivierung von verschiedenen semantischen Rollen ist hier sogar konsequenter realisiert.

Als zentrales Merkmal erweist sich bei allen Sprachtypen das Definitheitsmerkmal<sup>5</sup>. Ein prototypisches Subjekt kann, je nach Sprachtyp, ein Agenssubjekt oder ein Patienssubjekt sein. Das Merkmal der Definitheit ist beim spiegelbildlichen Verhalten der semantischen Rollen in Akkusativ- und Ergativsprachen auffälligerweise nicht betroffen. Auch andere semantische Rollen als das Agens oder das Patiens können die privilegierte syntaktische Position einnehmen, wenn sie das Definitheitskriterium erfüllen. Das trifft auch für die Topic-Sprachen zu (vgl. SHIBATANI 1988: 89).

Nicht einmal in Akkusativsprachen besteht eine Dominanz des Agensmerkmals vor dem Definitheitsmerkmal. Das Agens wird nur dann immer privilegiert, wenn es gleichzeitig definit ist. Nur wenn keine weitere semantische Rolle vorhanden ist, wie das beim intransitiven Satz der Fall

---

<sup>5</sup> Auch JÄRVENTAUSTA 1991 kommt in ihrer kontrastiven Untersuchung zum Subjekt im Finnischen und im Deutschen zu dem Ergebnis, daß das Merkmal der Definitheit das prototypische Merkmal des Subjekts darstellt. Das Agensmerkmal und das Merkmal der Belebtheit werden in dieser Untersuchung nicht mehr als prototypische Subjektsmerkmale eingeordnet. Vgl. JÄRVENTAUSTA (1991: 226–227 und 334).

ist, kann es auch indefinit sein. Im anderen Fall besteht die Alternative, zwischen einem nichtdefiniten Agenssubjekt und einem definiten Patienssubjekt zu wählen. Wird ein Patienssubjekt privilegiert, so muß ihm ein Patiensverb bzw. eine Patienskonstruktion zugeordnet werden. Im Deutschen ist das die Passivkonstruktion mit *werden* + Partizip II. Das sog. ‚Zustandspassiv‘ (*sein* + Partizip II) wird gesondert zu behandeln sein (Kap. 4).

Auf die Gleichwertigkeit des Definitheitsmerkmals mit dem Agensmerkmal (in Ergativsprachen mit dem Patiensmerkmal) hat bereits die Beobachtung hingewiesen, daß es Sprachen gibt, die die Linearität der sprachlichen Äußerungen nutzen, um Definitheit/Indefinitheit ikonisch zu enkodieren, neben anderen Sprachen, die die semantischen Rollen ikonisch zum Ausdruck bringen. Die vorausgegangenen Überlegungen haben deutlich zu machen versucht, daß der jeweils nicht ikonisch realisierte grammatische Inhalt über spezifische Markierungen zusätzlich transportiert wird.

Die versuchte Annäherung an eine Funktionsbestimmung des Passivs ist noch nicht abgeschlossen. Wenn die Funktion des Passivs darin besteht, definite Patiensrollen in Subjektsposition zu ermöglichen, warum gibt es dann Passive mit indefiniten Subjekten? Gemeint sind folgende Passivvarianten:

- (1) Es wird gelacht.
- (2) Man wurde regelrecht zum Ausgang gedrängt.

Es handelt sich hier um die sog. unpersönlichen Passive. Der Terminus ‚unpersönliches Passiv‘ ist nicht einheitlich definiert. So werden häufig auch die bereits erwähnten Passivformen wie:

- (3) Seiner wird gedacht.
- (4) Ihm wird geholfen.
- (5) An sie wurde nicht gedacht.

dazugerechnet. In Sätzen wie (3), (4) und (5) wird ein definiter Aktant zum Subjekt vorgestuft, während bei (1) und (2) gerade diese Regel keine Anwendung findet. Wenn Sätze wie (3), (4) und (5) trotzdem als Varianten des ‚unpersönlichen Passivs‘ aufgeführt werden, dann wohl deswegen, weil keine Kongruenz zwischen dem Verb und dem Subjekt vorliegt. Es wird immer die 3. Person Singular verwendet. Fehlende Kongruenz ist zwar ein charakteristisches Merkmal des unpersönlichen Passivs im engeren Sinn, wie es bei (1) und (2) vorliegt, aber es ist kein ausreichendes Merkmal, das über die Mitgliedschaft zum unpersönlichen Passiv entscheiden könnte.

Es sind die unpersönlichen Passivvorkommen im engeren Sinn, die indefiniten Passive in (1) und (2), die von der bisher vorgeschlagenen Funktionsbestimmung des Passivs noch nicht erfaßt werden konnten. Eine überzeugende Definition des Passivs sollte auch Passive mit indefiniten

Subjekten erklären können. Es gibt mehrere Möglichkeiten, diesen Passiven auszuweichen.

1. Man kann das unpersönliche Passiv als der Passivkategorie nicht zugehörige Sonderkategorie einordnen. Diesen Weg geht FRAJZYNGIER 1982.
2. Man kann unpersönliche Passive als Ausnahmen betrachten, die nicht weiter ins Gewicht fallen. So betrachtet COMRIE 1988 unpersönliche Passive als nicht prototypische Varianten des Passivs. Dieses Verfahren stellt auf den ersten Blick eine praktische Lösung für all jene Sprachen dar, die nur wenige oder keine Vorkommen an unpersönlichen Passiven aufweisen. Eine für das Deutsche und mehr noch für das Englische zunächst praktikable Lösung dieser Art zeigt ihre Schwächen erst im übereinzelsprachlichen Maßstab. So gibt es im Finnischen zum Beispiel in erster Linie ein unpersönliches Passiv. Hier ist es das persönliche Passiv, das eine Randerscheinung darstellt. Nach KANGASMAA-MINN (1979: 99) gibt es nur in der älteren Literatursprache des Finnischen Beispiele für ein persönliches Passiv. Das prototypische Passiv des Finnischen ist ein indefinites Passiv: „Finnish grammarians generally point out that the form which they generally refer to as passives indicates that the Actor is indefinite or unspecified“ (SHORE 1988: 154).

Das Ziel, das hier angestrebt wird, ist eine Funktionsbeschreibung des Passivs, die all diese Passivvorkommen integriert.

Bis jetzt wurde das Passiv als eine Art Definitheitskategorie beschrieben, die nicht genauer spezifiziert worden ist. Mit dem Terminus ‚Definitheitskategorie‘ wird normalerweise eine andere Kategorie assoziiert: der bestimmte Artikel.

Nun gibt es nicht nur den bestimmten Artikel, sondern auch einen unbestimmten Artikel. An diesem Beispiel wird deutlich, daß man bei grammatischen Merkmalen und grammatischen Kategorien immer in Oppositionen denken muß. Zwar ist in germanischen Sprachen, wie dem Deutschen und dem Englischen, zunächst nur der bestimmte Artikel entstanden und erst später der unbestimmte Artikel. Es handelt sich hier aber keinesfalls um eine universale Entwicklungsrichtung. Es gibt Sprachen, die nur einen definiten Artikel aufweisen (z. B. Altgriechisch, Althochdeutsch), aber auch solche, die nur über einen indefiniten Artikel verfügen (z. B. einige iranische Sprachen; vgl. KRÁMSKY 1972: 86–121).

Da Definitheit und Indefinitheit auch über die Wortstellung zum Ausdruck gebracht werden können, ferner auch über die Kombination von spezifischen Aspektverben mit dem direkten Objekt, wie im Aspektkapitel bereits angedeutet, überrascht es nicht, daß nicht immer beide Pole der Definitheits-/Indefinitheitskategorie gleichzeitig markiert werden. Ein Pol der Opposition kann ja entweder ikonisch (Wortstellung) oder kombinato-

risch zum Ausdruck gebracht werden; selbst die gesamte Opposition kann allein mit ikonischen oder kombinatorischen Mitteln verwirklicht werden, wie das im Russischen der Fall ist.

Mit der Passivkategorie verhält es sich ähnlich. Es gibt:

- Sprachen, die nur über ein definites Passiv verfügen (Englisch)
- Sprachen, die nur ein indefinites Passiv aufweisen (Finnisch)
- Sprachen, die beide Kategorien aufweisen. Dazu gehört in Ansätzen das Deutsche.

Das Vorhandensein eines unpersönlichen Passivs ist daher kein Hindernis für die hier vorgetragene Passivtheorie, im Gegenteil. Das unpersönliche Passiv ist ein indefinites Passiv und es ist als solches durch unsere Funktionsbestimmung des (persönlichen) Passivs als Definitheitskategorie prognostizierbar. Das grammatische Merkmal der Definitheit ist ohne seinen Gegenpol nicht vollständig beschrieben.

Die Stärke der Definition des Passivs als Definitheits-/Indefinitheitskategorie besteht darin, daß auf diese Weise die Beschreibung beider Passivformen auf der Basis eines gemeinsamen Nenners möglich wird. Einen solchen gemeinsamen Nenner zu finden, ist immer wieder versucht worden, z. B. von SIEWIERSKA 1984. Daß das Passiv eine Variante der Definitheits-/Indefinitheitskategorie darstellt, sieht man ihm nicht so leicht an. Die grammatische Bedeutung des Passivs stellt nicht gerade die beobachtbare Spitze des Eisbergs Sprache dar.

Daß die Einordnung des unpersönlichen Passivs als indefinites Passiv keine bloß erzwungene Parallelisierung darstellt, dafür spricht eine Arbeit von SHORE 1988. SHORE wendet sich in ihrer Arbeit vor allem gegen die universale Definition von Kategorien und demonstriert das an der Passivkategorie im Finnischen. SHORES Ziel ist dem hier versuchten Erkenntnisvorhaben somit diametral entgegengesetzt. Das ändert nichts daran, daß sie zu einem Ergebnis kommt, das die hier versuchte universale Passivdefinition stark unterstützt: Nach SHORE ist das finnische unpersönliche Passiv kein Passiv, sondern ein Indefinitum. Eine bessere Bestätigung für die hier vorgetragene Passivtheorie läßt sich nicht denken. Wir haben das unpersönliche Passiv ja gerade als Indefinitum definiert. So wie es Sprachen gibt, die nur oder überwiegend über einen indefiniten Artikel verfügen, so gibt es auch Sprachen, die primär ein indefinites Passiv aufweisen. Man muß das indefinite Passiv des Finnischen daher nicht als untypisches Passiv einordnen. Man muß auch keine andere Kategorie in ihm sehen, wie das KANGASMAA-MINN 1979 und SHORE 1988 vorgeschlagen haben. KANGASMAA-MINNS (1979: 100) Charakterisierung des finnischen Passivs bestätigt nur, daß hier ‚der andere Pol‘ der Definitheits-/Indefinitheitskategorie Passiv ausdrucksseitig realisiert ist: „Thus the contrast between active and passive voice in Finnish is actually the contrast



between definite and indefinite categories. The Finnish passive is comparable to the ‚*man*‘ construction e. g. Swedish and German: *Man sieht, daß er an nichts einen Anteil nimmt* (Faust I).“

Daß das unpersönliche Passiv als indefinites Passiv einzuordnen ist, wird auch durch die sprachvergleichende Arbeit zum Passiv im Deutschen und Chinesischen (im Chinesischen gibt es kein unpersönliches Passiv) von Lu (1990: 171) nahegelegt: „Bei der Übertragung des unpersönlichen Passivs werden im Chinesischen oft subjektlose Sätze oder Sätze mit Indefinitpronomen als Subjekt gebraucht, die in der Aktivform erscheinen.“

Der bestimmte/unbestimmte Artikel ist die Definitheits-/Indefinitheitskategorie des Nomens. Das persönliche/unpersönliche Passiv ist die Definitheits-/Indefinitheitskategorie des Verbs. Es ist also möglich, mit einer grammatischen Merkmalsopposition zwei bislang voneinander unterschiedene und in keinen Zusammenhang gebrachte Kategorien zu erfassen. Artikel und Passiv können als Ausdrucksformen ein- und derselben Basisdifferenzierung identifiziert werden.

An dieser Stelle sei daran erinnert, daß im Zusammenhang mit der Aspektkategorie schon einmal Substantive und Verben über nur eine Merkmalsopposition charakterisiert werden konnten: Additivität vs. Nonadditivität. Es hatte sich dabei herausgestellt, daß die Markiertheitswerte von Substantiven und Verben umgekehrt sind. Verben sind innenperspektivierend und additiv, Nomina sind außenperspektivierend und nonadditiv (vgl. S. 71).

Die Merkmalsopposition Definitheit/Indefinitheit bezieht sich streng genommen nicht auf Substantive und Verben, sondern auf größere Einheiten. Sie verfügt über einen größeren Radius. Definitheit und Indefinitheit sind Einheiten des Thema-Rhema-Bereichs. Es handelt sich um eine Kategorie, die sich auf Makroelemente bezieht: auf Subjekte, Prädikate und auf Objekte. Da die größeren sprachlichen Einheiten die kleineren nicht ausschließen, sondern vielmehr enthalten, kommt es zu folgenden Merkmalsaffinitäten:

- Additivität und Indefinitheit (Verben und rhematische Elemente)
- Nonadditivität und Definitheit (Substantive und Subjekt).

Bei den in Klammern angegebenen Einheiten werden diese Merkmale präsupponiert und müssen daher nicht eigens ausdrucksseitig markiert werden. Markiert werden müssen z. B. indefinite Subjekte und definite Objekte. Mit dem Passiv können sowohl indefinite Subjekte als auch definite Objekte kenntlich gemacht werden.

An dieser Stelle muß eine wichtige Differenzierung eingeführt werden. Es geht um die Unterscheidung zwischen grammatischen Prozessen, die Definitheit/Indefinitheit erzeugen, und solchen, die bereits definite Ele-

mente als solche markieren. Es handelt sich hier um unterschiedliche, ja gegensätzliche Prozesse. Auf die Funktion des Passivs bezogen, muß die Frage so formuliert werden:

Wird durch das (definite) Passiv eine semantische Rolle definit, die vorher nicht definit war, oder ist es vielmehr so, daß ein vorhandenes definites Patiens die Passivkonstruktion auslöst? Von der ersten Möglichkeit gehen jene aus, die das Passiv als Topikalisierungsprozeß definieren, wie z. B. SIEWIERSKA (1984: 221–222). Im nächsten Kapitel soll gezeigt werden, daß eine solche Definition problematisch ist. Das definite Passiv erzeugt kein definites Patiens durch Topikalisierung des Patiens in die thematische Position bzw. durch die Vorstufung auf der syntaktischen Hierarchie zur Subjektposition. Es ist umgekehrt: ein definites Patiens führt zur Verwendung des definiten Passivs.

### 3.7 Passiv und Topikalisierung

Ich beziehe mich im folgenden Abschnitt auf das persönliche Passiv, um nicht viele der Ausführungen verdoppeln oder umkehren zu müssen.

SIEWIERSKAS Destillat ihrer sprachübergreifenden Arbeit zum Passiv ist, daß das Passiv eine topikalisierte Konstruktion darstellt: „The passive is seen as a topicalizing construction for it places a non-agentive NP in unmarked subject/topic position“ (SIEWIERSKA 1984: 222). SIEWIERSKAS Definition von Topic ist: „topics are typically given and consequently definite“ (1984: 222). SIEWIERSKA wirft im Anschluß an ihre Passivdefinition (1984: 225) selber folgende Frage auf: Wenn die Funktion des Passivs die Topikalisierung ist, warum weisen dann die slavischen Sprachen ein Passiv auf? Schließlich verfügen diese doch über andere Möglichkeiten der Topikalisierung, da die Wortstellung nicht so starr ist. Ein Beispiel aus DAHL (1984: 76) soll diesen Einwand konkretisieren:

- (1) Žena rugaet Ivanova  
     Frau tadelt 3. PERSON SING. Ivanov GEN (= AKK)  
     „Die Frau tadelt Iwan“.
- (2) Ivanova rugaet žena.

Die beiden Sätze sind synonym.

SIEWIERSKA nimmt an, daß diese Topikalisierungsstrategien mit der Funktion des Passivs konkurrieren. Sie folgert daher, daß Topikalisierung nicht die einzige Funktion des Passivs sein kann. Ihrer Auffassung nach ist die Anordnung der Konstituenten in den slavischen Sprachen von dem Definitheitsmerkmal determiniert und nicht von den semantischen Rollen:

The unmarked order of major sentence constituents in the Slavic languages reflects the distribution of given/new irrespective of the gramma-

tical functions of the constituents involved. SVO order is compulsory only when subject and object display syncretism of nominative and accusative case forms and identical feature specification for animacy and concreteness [sic]. (SIEWIERSKA 1984: 225)

Die Selbstverständlichkeit, mit der SVO von SIEWIERSKA hier mit Agenssubjekt, Verb und Patiensobjekt gleichgesetzt wird, gibt uns schon einen wichtigen Hinweis. Die Topikalisierungen in den slavischen Sprachen dürfen nicht mit denen in den Topic-Sprachen verwechselt werden. Im oben angeführten Beispielsatz bleibt das Agenssubjekt auch nach veränderter Serialisierung als Subjekt erhalten. Auch die Markierungen der einzelnen semantischen Rollen durch die Kasusformen bleiben unverändert. In Topic-Sprachen wäre das definite Patiens nach der Topikalisierung in die privilegierte syntaktische Position gelangt. Auch eine Veränderung der Markierungen findet statt. Es gibt also zwei unterschiedliche Qualitäten von Topikalisierungen, die nicht miteinander verwechselt werden dürfen.

Passivsätze haben mehr Ähnlichkeit mit den Sätzen in Topic-Sprachen, die ein definites Patienssubjekt aufweisen, als mit den über veränderte Serialisierung bewirkten Topikalisierungen in den slavischen Sprachen. Auch bei den Passivsätzen wird das definite Patiens zum Subjekt; die Kasusmarkierungen verändern sich. Vermutlich hat SIEWIERSKA den Stellenwert des Subjekts in ihrer Argumentation nicht hoch genug veranschlagt.

SIEWIERSKA hatte das Passiv als Vorstufung in die Subjekt- oder Topic-Position definiert. Bei den Topikalisierungen, die über Serialisierung erfolgen, wird das Patiens nicht in die Subjektsposition vorgestuft. Da SIEWIERSKA keinen Unterschied zwischen der Patiensvorstufung beim Passiv und der Patientstopikalisierung bei ‚gewöhnlichen‘ Topikalisierungen zu sehen vermag, muß sie das topikalisierte Patiens bei gewöhnlichen Topikalisierungen als gleichwertig mit den definiten Patiens-Totics von Topic-Sprachen gewertet haben. Die Totics der Topic-Sprachen sind aber immer auch Subjekte. Die durch veränderte Wortstellung topikalisierten Elemente haben dagegen keinen solchen Status. SIEWIERSKA konnte auf diesen Unterschied nicht aufmerksam werden, da sie der verbreiteten Auffassung vertraut hat, daß Totics keine Subjekte sind. Im Gegensatz dazu sollte in den hier vorgetragenen Überlegungen gezeigt werden, daß die Totics Definitsubjekte sind.

Die slavischen Sprachen können nicht den Topic-Sprachen zugerechnet werden. Die privilegierte syntaktische Position wird in den slavischen Sprachen ja nicht durch ein Definitsubjekt, sondern durch ein Agenssubjekt besetzt.

THOMPSON 1975, der die Entdeckung der zwei Formen von ikonischer Serialisierung gelungen war, hatte zwar das Russische als Beispiel für ‚pragmatische Wortstellung‘ im Gegensatz zur ‚grammatischen Wortstel-

lung' genannt, und auch SIEWIERSKA sieht die Wortstellung im Russischen durch das Definitheitsmerkmal determiniert. Ihre implizite Gleichsetzung von SVO mit AGENS-VERB-PATIENS zeigt allerdings überdeutlich, daß sie das Russische als eine Subjektsprache mit Agenssubjekten einordnet. Legt man die von mir vorgeschlagene Einteilung zugrunde (Sprachen mit Definitsubjekten vs. solchen mit Agenssubjekten), dann muß das Russische eindeutig zu den Sprachen gerechnet werden, die die Serialisierung nutzen, um semantische Rollen zum Ausdruck zu bringen.

Anders als oft angenommen wird, ist auch in den slavischen Sprachen die Wortfolge primär SVO (im Sinne von AGENS-VERB-PATIENS), wobei in dieser unmarkierten Folge das Subjekt definit ist, und das Objekt indefinit. Nach einer statistischen Auswertung des Tschechischen sind etwa zwei Drittel aller Subjekte thematisch (definit) und nur ein Drittel ist rhematisch. Umgekehrt gilt, daß zwei Drittel der Objekte rhematisch sind und nur ein Drittel thematisch (so UHLÍŘOVÁ 1974: 211). Es gibt auch ohne das Vorhandensein eines Artikels mehrere Möglichkeiten, um Definitheit/Indefinitheit zum Ausdruck zu bringen: so kann das Subjekt sowohl vor als auch nach dem Verb stehen. Steht es vor dem Verb, ist es definit; befindet es sich nach dem Verb, ist es indefinit; im zweiten Fall muß es mit dem Genitiv markiert werden (KRÁMSKY 1972: 121). Auch das indefinite Subjekt bleibt ein Subjekt. Wäre das Tschechische eine Topic-Sprache, dann würde das definite Patiens die privilegierte Subjektsposition zugewiesen bekommen.

SIEWIERSKAS Problem, dem Passiv keine für diese Kategorie reservierte Funktion zuordnen zu können, ergibt sich aus dem Gang ihrer Argumentation:

SIEWIERSKA charakterisiert das Topic gleichzeitig als definit („given“) und als Initialkonstituente. Da sie die Merkmale der Erststellung und der Definitheit nicht trennt, sondern als untrennbare Merkmalskombination versteht, ist bei ihr die Funktion der Topikalisierung gleichbedeutend mit dem Prozeß der Definitsetzung eines Aktanten. Ein durch Serialisierung topikalisiertes Patiens ist definit. Das gleiche gilt für ein über Passivierung topikalisiertes Patiens. Von dieser Ähnlichkeit darf man sich nicht zu dem Schluß verleiten lassen, daß eine Identität der Funktionen besteht. Es ist zwar richtig, daß jedesmal ein definites Patiens vorliegt. Trotzdem handelt es sich bei den zwei Formen von Topikalisierungen um völlig unterschiedliche Prozesse.

Die Unterschiedlichkeit dieser Prozesse ist solange nicht entdeckbar, solange man die bei der Passivkonstruktion zu beobachtende Topikalisierung eines Aktanten als dessen Definitsetzung interpretiert. Wie problematisch eine solche Annahme ist, zeigt sich akut bei den Sprachen, die über den Artikel als Ausdrucksmittel der Kategorie Determiniertheit/Indeterminiertheit verfügen und über das Passiv. Warum sollte ein Objekt

in diesen Sprachen mittels einer Passivkonstruktion topikalisiert werden? Definitheit kann mit dem bestimmten Artikel auch in nichttopikaler Position realisiert werden! Und eine weitere Beobachtung gehört in diesen Zusammenhang: Gerade in Artikelsprachen, wie dem Englischen und Deutschen, ist das Passiv weit häufiger als in den slavischen Sprachen, wo die Kategorie des Passivs weit weniger entwickelt ist.

Zwei Formen der Topikalisierung gilt es zu unterscheiden: einmal gibt es die Vorstufung auf der linearen Kette der sprachlichen Äußerungen, zum anderen gibt es die Vorstufung auf der syntaktischen Hierarchie, z. B. die Vorstufung des direkten Objekts zum unmarkierten Subjekt. Es kann zwar eine Übereinstimmung zwischen beiden Formen vorliegen; sie muß aber nicht vorliegen. Nur die erste Form der Topikalisierung kann mit Definitsetzung charakterisiert werden. Das soll als nächstes gezeigt werden:

Ich gehe zunächst von der erhöhten Frequenz des Passivs in ‚Artikelsprachen‘ aus: Artikelsprachen wie das Englische und das Deutsche weisen in bezug auf die semantischen Rollen relativ starke Serialisierungsgesetzmäßigkeiten auf. Das Abweichen von der normalen, unmarkierten Wortfolge ist, besonders im Englischen, nicht so einfach möglich wie in den slavischen Sprachen. Eine frühe Erkenntnis aus dem Bereich der Funktionalen Satzperspektive (FSP) ist in diesem Zusammenhang aufschlußreich:

MATHESIUS hat einen Zusammenhang hergestellt zwischen dem Grad der Fixiertheit von Wortstellungsregularitäten und der Häufigkeit von thematischen Subjekten (vgl. FIRBAS 1974: 12). Die Fixiertheit der Wortstellung bezieht sich auf die Makroelemente Subjekt, Verb und Objekt. Mit thematischen Subjekten sind definite Subjekte gemeint. Das ist eine etwas grobe Annäherung an den Terminus ‚thematisch‘; man muß daran denken, daß es im Tschechischen keinen Artikel gibt. Mit ‚thematisch‘ ist genaugenommen gemeint: ‚definitiver als die anderen Konstituenten‘. MATHESIUS sieht also folgenden Zusammenhang: Wenn aufgrund der starren Wortfolge SVO das Subjekt topikalisiert sein muß, dann ist es auch in erhöhtem Maß definit.

Das Subjekt ist im Englischen immer topikalisiert. Aufgrund der universalen Thema-Rhema-Struktur (die Universalität vertritt GLADROW) besteht eine ausgeprägt starke Tendenz zu einem definiten Subjekt. Tatsächlich sind im Englischen weit mehr Subjekte definit (90%, so GIVÓN) als im Tschechischen (knapp zwei Drittel, so UHLÍŘOVÁ). Umgekehrt sollte das Objekt immer stark rhematisch (indefinit oder weniger definit) sein. Das bedeutet, daß ein definites Objekt in Sprachen wie dem Englischen weit markierter ist als etwa in den slavischen Sprachen. Es lassen sich also starke Vermeidungsstrategien vermuten. Passivierungsprozesse sind solche Vermeidungsstrategien, die helfen, die Frequenz potentiell definiten Objekte zu senken. Was mit Passivierung erfolgt, ist also nicht die Definitsetzung eines sonst indefiniten Aktanten, wie SIEWIERSKA 1984 das angenom-

men hat; es handelt sich vielmehr um einen gegensätzlichen Prozeß: Passivierung ist eine Strategie der Vermeidung von definiten Objekten in rhematischer Position.

Durch das Passiv werden keine definiten Patiensaktanten erzeugt, die sonst indefinit gewesen wären. Ein definites Patiens wird mittels des Passivs in eine syntaktische Position transportiert, die sich mit dem Merkmal der Definitheit verträgt. ‚Nur‘-Topikalisierungen unterscheiden sich von Passivierungen darin, daß sie Aktanten mit dem Merkmal der Definitheit erst ausstatten. Die Funktion von einfachen Topikalisierungen kann mit der des bestimmten Artikels verglichen werden.

An dieser Stelle mag eingewandt werden, daß das Passiv doch wie der Artikel als Definitheitskategorie definiert worden sei. Wenn einfache Topikalisierungen in ihrer Funktion mit dem Artikel verglichen werden, der Artikel aber wie das Passiv als Definitheitskategorie definiert ist, dann müßte man doch folgern, daß einfache Topikalisierungen und Passivierungen über die gleiche Funktion verfügen. Damit hätten wir uns in eine Sackgasse manövriert und verfügten wieder über kein Kriterium, um einfache Topikalisierungen von Passivierungen zu unterscheiden.

Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß der Artikel als Definitheitskategorie des Substantivs, und das Passiv als die Definitheitskategorie des Verbs definiert worden ist. Am Beispiel der Charakterisierung von Substantiven und Verben durch die Merkmalsopposition Additivität/Nonadditivität war demonstriert worden, daß Substantive und Verben sich in bezug auf die Merkmale und deren Markiertheitswerte spiegelbildlich verhalten. Dieses Ergebnis läßt sich auf die Definitheitskategorie des Substantivs und auf die des Verbs übertragen: Während es die Funktion des definiten Artikels ist, Definitheit zu erzeugen oder einfach nur zu kennzeichnen, ist es die Funktion des definiten Passivs, Definitheit zu vermeiden. Vermieden werden soll Definitheit in rhematischer Position.

Ebenso müßte sich eine zusätzliche Vermeidungstendenz bemerkbar machen. Neben der Topikalisierung (Entrhematisierung) von definiten Objekten müßte es auch den komplementären Prozeß der Enttopikalisierung (Rhématisierung) von indefiniten Subjekten geben. Genau das passiert beim indefiniten Passiv. In dem Satz

(1) Es wird getanzt.

ist *es* kein Subjekt. Es wird mit Recht als Scheinsubjekt bezeichnet. Das getilgte, im Satz nicht sichtbare indefinite Agens kann nur ‚außerhalb‘ des Kernsatzes zum Ausdruck gebracht werden.

(2) Es wird von allen getanzt.

Die Agensangabe kann auch topikalisiert werden:

(3) Von allen wird getanzt.

Obwohl die Agensangabe hier topikalisiert ist, handelt es sich in bezug auf das Makroelement Subjekt um einen Enttopikalisierungsprozeß, da das Agens in der syntaktischen Hierarchie zurückgestuft wird und zwar so weit, daß es aus der Hierarchie herausfällt. Es gehört nicht zu den notwendigen Ergänzungen des Verbs in diesem Satz.

Am Beispiel des indefiniten Passivs wird deutlich, daß ein indefinites Subjekt auch dann als Verstoß gegen die natürlichen Präsuppositionen empfunden wird, wenn kein anderer Aktant als Konkurrent um die Subjektsposition vorhanden ist. Der Grund ist, daß die Thema-Rhema-Gliederung als kommunikative, diskurspragmatische Struktur universal allen Äußerungen zugrundeliegt. Im Idealfall besteht Kongruenz zwischen der diskurspragmatischen und der grammatischen Ebene. Abweichungen von dieser Parallelstrukturierung sind markiert und haben entweder einen eigenen Informationswert, wie in den slavischen Sprachen, oder sie werden vermieden, wie in den Sprachen mit starrer Serialisierung. In solchen Sprachen muß das Subjekt immer topikalisiert sein. Das definite Passiv leistet die Topikalisierung all der Aktanten, die das Agens (in Ergativsprachen: das Patiens) an Definitheit übertreffen. Das indefinite Passiv bildet den Gegenpol zum definiten Passiv. Es hat eine komplementäre Funktion und leistet all das, was das definite Passiv nicht mehr zu leisten vermag. Das definite Passiv stuft Aktanten auf der syntaktischen Hierarchie vor. Ein Subjekt, selbst wenn es indefinit ist, kann nicht mehr vorgestuft werden. Hier greift das indefinite Passiv. Es stuft das indefinite Agens auf der syntaktischen Hierarchie so weit zurück, daß es aus der Hierarchie ausscheidet.

Natürlich ist vorstellbar, daß die dominante Passivform in einer Sprache das indefinite Passiv ist. Die natürliche kommunikative Gliederung würde dann durch die konsequente Rückstufung der indefiniten Aktanten garantiert werden. Das ist offensichtlich im Finnischen der Fall, in dem das indefinite Passiv die dominante Passivform ist.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Die Funktion des Passivs besteht in der Wiederherstellung der natürlichen, präsupponierten kommunikativen Gliederung einer Äußerung. Die Funktion des Passivs besteht somit in einer sekundären Reikonisierung der Syntax. Abschließend sei darauf hingewiesen, daß nur Sätze mit ikonischer Syntax zu Texten zusammengesetzt werden können. Definite Subjekte verfügen über eine anaphorische Verweisungsfunktion (WEINRICH 1971/1980). Sie verweisen auf alte (bekannte Information) und binden so den Satz an den vorausgegangenen Text an. Es ist sinnvoll, daß die ‚ersten‘ Elemente — das sind auf grammatischer Ebene die Subjekte — diese Anbindungsfunktion übernehmen. Indefinitheit hat dagegen kataphorische Funktion. Es wird auf neue Infor-

mation, die erst im nachfolgenden Text zu erwarten ist, verwiesen. Es ist sinnvoll, daß indefinite Einheiten am Ende des Satzes plziert sind, weil sie die Anbindung zum nachfolgenden Text leisten sollen.

Das Passiv ist somit alles andere als ein ‚Luxus der Sprache‘. Seine Leistung besteht in der sekundären Ikonisierung der Satzsyntax. Ikonische Syntax ist die Voraussetzung für die Äußerung längerer, zusammenhängender und verständlicher Rede. Abweichungen davon sind nicht in beliebigem Maß möglich. Sie werden als solche verstanden und mit einem zusätzlichen Informationswert verbunden. Die Voraussetzung dafür, daß solche zusätzlichen Informationswerte überhaupt aufgebaut werden können, ist eine ‚natürliche‘, nichtarbiträre und ikonische Syntax, wie sie von jedem Sprecher und Hörer präsupponiert wird.

Die Reparaturleistungen des Passivs sollen im nächsten Kapitel noch weiter präzisiert werden.

### 3.8 Weitere Präzisierung der Funktion des Passivs

Es ist sinnvoll, folgende Ebenen zu unterscheiden:

Tab. 4:

Grammatische Ebene	SUBJEKT	OBJEKT
Semantische Ebene	AGENS bzw. PATIENS	PATIENS bzw. AGENS
Diskurspragmatische Ebene	THEMA (DEF.)	RHEMA (INDEF.)
Ebene der Linearität	TOPIC (VORN)	NICHT-TOPIC (HINTEN)

Im prototypischen Fall stimmen in akkusativischen Sprachen Subjekt, Agens, Thema und Topic überein; das gleiche gilt für die komplementären Komponenten.

Die verschiedenen Ebenen sind nicht gleichrangig. Obwohl die materielle Linearität der sprachlichen Sequenzen zur ikonischen Enkodierung der diskurspragmatischen Ebene genutzt wird, bestehen einzelsprachlich (und auch innereinzelsprachlich) Divergenzen darin, wie stark diese Übereinstimmung im Einzelfall ist. So kann Topic, je nach Einzelsprache, bedeuten:

- erste Konstituente des Satzes
- erster, in der Verbvalenz verankerter Aktant des Satzes
- oder nur: vor dem Rhema erscheinend.



Die grammatische Ebene hat die Funktion der Koordination der drei anderen Ebenen. Bei Nichtübereinstimmung der verschiedenen Repräsentanten der Ebenen kommen sprachliche Mechanismen in Gang, die solche Abweichungen markieren. Das Passiv stellt einen solchen Mechanismus dar. Mit dieser Interpretation befinde ich mich in Übereinstimmung mit EROMS 1974. Die Funktion des Passivs ist es nach EROMS (1974: 171), bei Nichtübereinstimmung von Thema, Topic und Subjekt wieder Kongruenz oder zumindest Teilkongruenz zu restituieren:

Hier stellt nun das Passiv ein vorzügliches Mittel dar, mit dem die Thematisierung ohne Auffälligkeiten geleistet werden kann, ohne daß also das Thema in markierte Position gebracht werden muß und eine interpretationsbedürftige Verknüpfung entsteht, so daß es also nicht *topic* ist oder es nicht Subjekt ist oder beides nicht.

Mit der Auswertung eines literarischen Textes (Heinrich Mann) belegt EROMS seine These. In der Regel stellt das Passiv die Korrelation *topic* = *Thema* = *Subjekt* wieder her; möglich ist auch *topic* ≠ (*Thema* = *Subjekt*). Dieses Ergebnis zeigt sehr deutlich, daß thematische Subjekte (definite und im Text vorerwähnte Subjekte) im Konfliktfall den Agenssubjekten vorgezogen werden.

Zwischen den einzelnen Ebenen (bzw. deren Repräsentanten) besteht ein hierarchisches Gefälle. Solange zwischen den Ebenen Kongruenz herrscht, bleibt diese Abstufung unsichtbar. Die Rolle der grammatischen Ebene ist es, bei Merkmalskonflikten die Dominanz von bestimmten Merkmalen zur Geltung zu bringen. Das Merkmal [+Thema] ist in bezug auf das Merkmal [+Agens] eindeutig dominant. Das Subjekt, als Einheit der Grammatik, hat die Funktion, solche Relationen zwischen den Merkmalen aufrechtzuerhalten. Seine Aufgabe ist es damit, das Primat der diskurspragmatischen Ebene vor der semantischen Ebene zu garantieren. Die Funktion des Passivs ist somit eindeutig dem Kernbereich der Grammatik zuzuordnen. Die Funktion des Passivs ist es, bei Dominanzkonflikten *minimale* Markiertheit zu erreichen. Ein stilistisches Phänomen wäre das Passiv nur dann, wenn Markiertheitszunahme das Ziel wäre. Das ist nicht der Fall.

Wenn man das Topic nicht im strengen Sinn als erste Position im Satz definiert, sondern als erste Position, die von einer semantischen Rolle besetzt wird, dann gilt für EROMS' Auswertung sogar, daß immer die Zuordnung *topic* = *Thema* = *Subjekt* besteht. EROMS hat bei der Auswertung seiner Texte festgestellt, daß in Passivsätzen das Agens (in Form einer Präpositionalphrase) niemals als *topic* erscheint (EROMS 1974: 172).

Welche Position als Topic klassifiziert wird, dürfte von Einzelsprache zu Einzelsprache verschieden sein. So gilt für das Deutsche als Grundregel:

1. realisiere das finite Verb als zweite Konstituente;
2. realisiere im Aktivsatz das Agens vor dem Patiens;
3. realisiere immer das Thema vor dem Rhema.

Der Unterschied zum Englischen besteht darin, daß das Agens nicht vor dem Verb realisiert werden muß:

- (1) Am Tage seiner Entlassung konnte *Dallow* seine Finger nicht bewegen.
- (2) Mit diesem Satz beginnt *Christoph Hein* sein Buch. (Frankfurter Rundschau, 12. 8. 1989; S. 4 der Beilage).

Die Wortstellung TVAP (Topic-Verb-Agens-Patiens) ist im Deutschen gleichermaßen unmarkiert wie AVP. Im Englischen wäre TVAP ungrammatisch. Das topic sollte nicht mit dem Topic-Subjekt verwechselt werden.

Was als erste Position auf der ikonischen Ebene der Linearität gilt (Angaben, Angaben und Ergänzungen, nur Ergänzungen, etc.), kann einzelsprachlich variieren. Wichtig ist nur, daß auf der ikonischen Ebene der Linearität ein Element als Erstelement gilt. Dieses markiert eine Grenze, von der aus die neue lineare Einheit gerechnet wird. Im Deutschen zählen zum Beispiel Konjunktionen nicht als Topic, so daß die Position vor dem Verb besetzt werden muß:

- (3) Wenn *es* zutrifft, daß *wir* immer nur in Worten denken, dann müssen wir uns darüber verständigen, was *es* sachlich meint. (Manfred Riedel: Urteilkraft und Vernunft. Frankfurt/M. 1989: 20).

In Aussagesätzen des Deutschen muß die Position vor dem Verb immer besetzt sein. Da Konjunktionen nicht fähig sind, diese Erstposition auszufüllen, können sie nicht als Topic gelten. Im Englischen sind auch Lokalangaben etc. nicht fähig, diese Position zu besetzen. Das Topic legt die Grenze fest, von dem aus das ikonische Gefälle von Definitheit zu Indefinitheit seinen Ausgang nimmt. Das Thema kann mit dem Topic übereinstimmen, muß es aber nicht. Wichtig ist, daß es nicht außerhalb der abgesteckten Grenze realisiert werden kann. Das Topic lokalisiert den eigentlichen Beginn des Satzes.

Die Thema-Rhema-Gliederung der diskurspragmatischen Ebene hat deiktische Qualität. Sie enkodiert Vorher- und Nachher-Relationen; d. h. bekannt vs. unbekannt, gegeben vs. nichtgegeben, definit vs. indefinit; das sind die geläufigsten (Teil-)Synonyme, die damit verknüpft sind.

Die semantischen Rollen Agens und Patiens werden weder ikonisch, noch deiktisch vermittelt. Das unterschiedliche Verhalten von Agens- und Patiensrollen in akkusativischen und ergativischen Sprachen zeigt, daß semantische Rollen arbiträr enkodiert werden. Es handelt sich um symbolische Zeichen. Die Unterscheidung von ikonischen, deiktischen und symbolischen Zeichen stammt von PEIRCE.

Am wenigsten markiert oder überhaupt nicht markiert sind die ikonischen Zeichen. Die deiktischen Zeichen, dazu gehören die so sichtbar

gewordenen grammatischen Kategorien, weisen bereits einen Zuwachs an Markiertheit auf. Sie werden aber mit den ‚natürlichen‘ ikonischen Zeichen über Verweisungsrelationen in Verbindung gebracht und so ‚an die rechte Stelle gerückt‘. Nicht einmal die semantischen Rollen sind völlig arbiträr enkodiert. Zu den universalen Präsuppositionen kommen nämlich die einzelsprachspezifischen Präsuppositionen: in akkusativischen Sprachen sind prototypische Subjekte Agenssubjekte.

Die Funktion der grammatischen Ebene besteht in der Integration, aber auch in der Desintegration (dadurch mehr Information) dieser verschiedenen Zeichenqualitäten.

EROMS (1975: 329) charakterisiert das Subjekt als den „neutralen Fall für die Thematisierung“. Es ist für ihn definiert als „Mittel der Thematisierung“ sowohl im Aktiv- als auch im Passivsatz. Diese Definition ist sicher nicht universal, wie die Statistik von UHLÍŘOVÁ 1974 zum Tschechischen zeigt, wo nur zwei Drittel der Subjekte thematisch sind. Ich habe das Subjekt eingangs als den Zielpunkt der grammatischen Kategorisierungsprozesse bezeichnet. Die grammatischen Kategorien orten die Einheit, welche die Referenz auf die außersprachliche Wirklichkeit gewährleisten soll. Durch nichtthematische Subjekte können zusätzliche grammatische oder stilistische Informationen erzielt werden. Das Subjekt als Zentrum der Referenz und der Aufmerksamkeit kann auch unbekannt sein, nicht vorerwähnt oder indefinit, wie z. B. in den slavischen Sprachen. Indefinite Subjekte haben in rhematischer Position zu erscheinen. Sind solche korrigierenden Verschiebungen nicht möglich, weil die Wortstellung ‚fest ist‘, d. h. bereits zum Ausdruck bestimmter grammatischer Inhalte genutzt wird (zum Ausdruck semantischer Rollen etwa), dann müssen sekundär solche Verschiebungen auf der linearen sprachlichen Kette zustandegebracht werden. Das Passiv leistet das.

Ikonisch strukturierte Basissätze kommen mit einem Minimum an grammatischen Markierungen und damit mit einem Minimum an grammatischen Kategorien aus. Jeder Verstoß gegen die Präsuppositionen muß markiert werden. Von der Zunahme der Markierungen bleibt das Subjekt selbst aber ausgeschlossen. Es weist keinen Zuwachs an Markierungen auf. Die Subjekte von Passivsätzen sind ein gutes Beispiel dafür. Es gibt anscheinend nur ikonische Subjekte.

Ich habe die Funktion des Passivs als Reikonisierung der Syntax bestimmt. Es ist zu erwarten, daß die grammatischen Kategorien neben den deiktischen Funktionen generell ikonisierende Funktionen haben. Es wurden zwei Formen des Passivs näher bestimmt: ein thematisierendes Passiv und ein rhematisierendes Passiv. Auch in diesem Fall ist zu erwarten, daß nicht nur das Passiv beide Verweisungsmöglichkeiten auf der notwendig linearen sprachlichen Kette nutzt. Das Passiv markiert den Verstoß gegen die einzelsprachspezifische Erwartung, daß bei Ereignissen mit

mehreren ‚Mitspielern‘ das Agens als Zentrum der Referenz fokussiert wird. Das Merkmal der Definitheit erweist sich, anders als COMRIE angenommen hat, als das prototypische Subjektsmerkmal, das bei einem Merkmalskonflikt nicht aufgegeben wird.

Das Definitheitsmerkmal erlaubt es auch, die Brücke zur Aspektkategorie zu schlagen. Es besteht eine starke Affinität zwischen den Merkmalen der Definitheit/Indefinitheit und den Merkmalen der Nonadditivität und Additivität. Im folgenden soll am Beispiel des Deutschen das Merkmal der Definitheit sowie die Verwandtschaft zwischen Passiv und Aspekt konkretisiert werden. Es ist schon jetzt zu erwarten, daß die Aspektualität des Verbs die Passivkategorie entscheidend determiniert.

### 3.9 Das definite Passiv

Sollte sich die Funktionsbestimmung des persönlichen Passivs als definites Passiv als richtig erweisen, dann müßten diese Passivkonstruktionen in einem höheren Maß thematische Subjekte haben als Aktivkonstruktionen. Wenn nämlich jedes persönliche Passiv dadurch motiviert ist, ein definites Objekt zu vermeiden, dann müßten als Resultat dieser Vermeidungsstrategie alle Subjekte von Passivkonstruktionen definit sein.

Nach den Ergebnissen von EROMS ist dies auch der Fall; danach ist ein ‚gutes‘ Passivsubjekt thematisch, was bei EROMS mit dem Merkmal [+ bekannt] übersetzbar ist. Da mit dem Merkmal der Bekanntheit das der Definitheit korreliert, dürfte man annehmen, daß passivische Subjekte vorzugsweise definit sind. Nach JÄNTTI 1978 haben 75% aller Passivsätze ein definites Subjekt. Doch obwohl alles so stimmig zu sein scheint, bleiben doch zwei Probleme bestehen, die das erste, doch sehr zufriedenstellende Ergebnis relativieren:

1. Was ist mit den Ausnahmen? Es gibt trotzdem noch genügend Belege für Passivsätze mit indefiniten Subjekten. Auch wenn das anteilmäßig zwar wenige sind, so scheren sie doch aus der Funktionsbestimmung des Passivs aus. Brauchen wir hier ein feineres Begriffsraster zur nochmaligen Unterscheidung von Thema und Definitheit, oder gar eine neue inhaltliche Bestimmung?
2. Passivkonstruktionen verfügen nicht über mehr definite Subjekte als die entsprechenden Aktivkonstruktionen in der gleichen Sprache. Nach GIVÓN (1979: 28) sind etwa 90% aller Subjekte von Aktivsätzen (im Englischen) definit. Ich erinnere, bei JÄNTTI sind 75% aller Subjekte von Passivsätzen definit. Da die Werte an unterschiedlichen Texten und an unterschiedlichen Sprachen gewonnen wurden (Deutsch bei JÄNTTI, Englisch bei GIVÓN) kann man hier nicht den paradoxen Schluß ziehen,

daß die Subjekte in Passivsätzen sogar weniger definit sind als in den entsprechenden Aktivsätzen. Was sich aussagen läßt, ist, daß in beiden Konstruktionen die Frequenz der definiten Subjekte sehr hoch ist.

Die Definition der Funktion des Passivs kann nicht nach rein quantitativen Maßstäben bemessen werden. Trotzdem verbietet es sich, die Ausnahmen dadurch integrieren zu wollen, indem man in manchen Fällen eine übergeneralisierende Verwendung des Passivs annimmt, was zur Entdifferenzierung der Passivfunktion selbst führen könnte.

Die Lösung muß auf einer anderen Ebene liegen. Um hier einen Schritt weiterzukommen, illustriere ich die Problematik anhand von Passivvorkommen des Deutschen in Texten. Da ich meine Funktionsbestimmung des Passivs so angelegt habe, daß sie an allen Textsorten nachprüfbar sein muß (Textsorten unterscheiden sich nur in der quantitativen, nicht aber in der qualitativen Verwendung des Passivs), muß meine These zur Funktion des Passivs an allen Texten überprüfbar sein:

TEXT 1 (Spiegel vom 18. Mai 1987, S. 41 ff.)

- (1) *Die gewaltige Papierflut* ist durch eine neue Protestform gegen unliebsame Großprojekte *emporgespült worden*.
- (2) In mühsamer Kleinarbeit komprimierte eine 25köpfige Sondergruppe 433 851 Argumente auf 1339 Hauptkritikpunkte, *die* täglich, außer sonntags, sieben Stunden lang in der Rundsporthalle von Filderstadt-Bernhausen *verhandelt wurden*.
- (3) *Gestritten wurde* nicht nur „über jeden einzelnen Feldweg“ (Augst), sondern vor allem um die Sicherheit des alten Schwaben-Airports.
- (4) So *kann Stuttgart* bei Schlechtwetter oft überhaupt nicht *angeflogen werden*.
- (5) „Wenn unser Flughafen, so wie er ist, nicht sicher wäre“, zitiert Manfred Ralf von der Schutzgemeinschaft Großflughafen das Lieblingsargument der Protestler, „*mußte er* doch schleunigst *geschlossen werden*“.
- (6) So *sollte die Autobahn Stuttgart-München*, ebenfalls ein Hindernis für das geplante „Tor zur Welt“ (Flughafeneigenwerbung), ursprünglich in eine elf Meter tiefe Betonrinne *versenkt werden* — mit verheerenden Folgen.
- (7) Zudem vergaßen die Gutachter der Auftraggeber, daß bei einem Triebwerksausfall in der Regel als erstes *die Klimaanlage ausgeschaltet wird*, um zusätzliche Schubkraft zu gewinnen.
- (8) Durch die „Bemühungen der baden-württembergischen Landesregierung“, brüstete er sich, *könne der Wald auf der Weidacher Höhe „geschont werden“*.

Bei sieben dieser Passivkonstruktionen handelt es sich um ein persönliches *werden*-Passiv. Nur (3) ist eine unpersönliche Passivkonstruktion, die gleichzeitig als indefinites Passiv eingeordnet werden kann, da die Präpositionalphrasen in rhematischer Position bleiben. Das deutet darauf hin, daß es sich hier um eine Rückstufung des Subjekts und nicht um eine Vorstufung eines anderen Aktanten handelt.

Neben den *werden*-Formen findet sich im Text ein sogenanntes Zustands-passiv:

(9) „Da *waren*“, so der Hobby-Ingenieur, „*ganze Geisterwälder eingezeichnet*“.

Schließlich kommt noch ein ‚passivisches‘ Funktionsverbgefüge vor:

(10) Vor allem den hartnäckigen Kritikern des Ausbaus sei es zu danken, stellte er zu Beginn des Flughafenhearings klar, daß „*die ganze Planung nochmals auf den Prüfstand kam*“.

In diesem Text sind zwar alle persönlichen *werden*-Passive definit, was durchaus nicht selten ist. So war dies z. B. der erste Text, an dem ich meine Zwischenthese „Passivsubjekte sind vermiedene definite Objekte“ überprüfen sollte. Doch gibt es eben genug Ausnahmen, wie die Belege aus dem nachfolgenden Text zeigen sollen. Trotzdem eignet sich dieser erste Text zur Überprüfung einer weiteren Überlegung:

Wenn auch nicht alle Subjekte von Passivsätzen definit sind (wie sich herausstellen wird), so sind sie nach EROMS' Untersuchungen doch wenigstens thematisch. Eine Durchsicht der Belege aus Text 1 ergibt jedoch: obwohl hier (‚zufällig‘) alle Belege von Passivsubjekten definit sind, sind doch nicht alle thematisch in dem Sinn, daß sie vorerwähnt oder durch den Kontext impliziert sind. Das gilt für die Sätze (6) und (7); weder *die Autobahn Stuttgart-München* in (6), noch *die Klimaanlage* in (7) waren im Spiegel-Text vorerwähnt.

Es genügt hier auch nicht anzunehmen, das Merkmal [+ bekannt] beziehe sich bei diesen Beispielen eben nicht auf den sprachlichen, sondern den außersprachlichen Kontext. Für *die Klimaanlage* in (7) könnte man zwar annehmen, daß sie zum außersprachlichen Rahmenwissen, das bei der Nennung eines Betontunnels aktualisiert wird („Frame“), gehört. Damit können jedoch nicht alle nichtthematischen definiten Subjekte erklärt werden. *Die Autobahn Stuttgart-München* war vor der Nennung im Text weder sprachlich noch als aktualisiertes außersprachliches Weltwissen präsent.

All die genannten definiten Subjekte lassen sich auf einen Nenner bringen, wenn man sie nicht über das Merkmal der Definitheit oder über „Frames“ definiert, sondern über das Merkmal der Referentialität, und zwar der maximalen Referentialität. Das sei an Text 2 (taz, vom 22. 9. 1987) illustriert. Dort finden sich 14 Belege mit einem *werden*-Passiv, davon 5 mit indefinitem Subjekt und 2 unpersönliche Passive. Die Belege sind:

- (1) *Ein Superagent* wird demontiert [Überschrift].
- (2a) (2b) Im Raum Salzgitter wurde *ein präparierter PKW*, in dem Papiere für Siegurd Debus und den V-Mann Susak zurückgelassen wurden, nach Absprachen durch die Polizei aufgefunden.
- (3) Im Mai 1976 seien dem V-Mann *zwei Adressen* Übergeben [sic] worden, heißt es in dem Neuland-Bericht.
- (4) Mauss und das BKA, so der Bericht, hätten vom spanischen Nachrichtendienst ein Angebot erhalten, die Freiheitsbewegung für die Kanarischen Inseln (MPA/AC) als Ansatzpunkt für die Einschleusung eines V-Manns in ein algerisches Ausbildungslager zu benutzen, in dem „nach spanischen Erkenntnissen auch *deutsche Terroristen*“ ausgebildet würden.

Die zwei Belege für das unpersönliche Passiv (hier jedesmal ein indefinites Passiv) sind:

- (5) Nach mehreren Reisen des Ehepaars Mauss, Boraks und anderer Verfassungsschützer aus Niedersachsen bis hin zum Abteilungsleiter Jüllig persönlich, *wird* dann *beschlossen*, „in Zusammenhang mit dem spanischen Nachrichtendienst“ die Entlassung Susaks durchzuführen.
- (6) Im Oktober 1987 *wurde überlegt*, den V-Mann aus dem Verkehr zu ziehen und für längere Zeit als Sportlehrer oder ähnliches auf Gran Canaria unterzubringen.

Wenn in einem Text so gehäuft auch indefinite Passivsubjekte vorkommen können, so kann unabhängig von weiteren quantitativen Untersuchungen festgestellt werden, daß die Funktion des Passivs noch nicht ausreichend bestimmt werden konnte mit „Vermeidung eines definiten Objekts“. Daß auch indefinite Objekte zum Subjekt vorgestuft werden können, verlangt eine differenziertere Erklärung. Folgende Beobachtung ist dabei wichtig: In den Sätzen (1) bis (4) von Text 2 sind die Passivsubjekte zwar nicht definit, sie weisen sich aber durch hohe Referentialität aus. Bei (1) handelt es sich zwar um eine Überschrift, doch unterscheidet sich dieser Satz in diesem Fall nicht von den nachfolgenden Sätzen und kann auf gleiche Weise erklärt werden:

In *Ein Superagent wird demontiert* bezieht sich das Subjekt auf einen ganzen spezifischen, singulären Referenten in der außersprachlichen Wirklichkeit; das gleiche gilt für das Subjekt *ein präparierter LKW* in (2a); auch hier ist die Referenz eindeutig und determiniert, was durch den nachfolgenden Relativsatz zum Ausdruck gebracht wird. Ähnlich verhält es sich mit dem Subjekt *Papiere für Siegurd Debus und den V-Mann Susak* in (2b); wieder bezieht sich das Subjekt auf singuläre, genau identifizierbare Objekte. Bei (3) geht ebenfalls aus dem Kontext hervor, daß sich das Subjekt *zwei Adressen* auf ganz spezifische singuläre Referenzobjekte be-

zieht. Anhand der Subjekte von (1) bis (3) läßt sich auch eine Erklärung für das Passivsubjekt in (4) *deutsche Terroristen* ableiten:

Elementar für die Selektion des Subjekts ist der Grad der Referentialität einer semantischen Rolle. Maximal referentiell ist in einer Äußerung immer der Aktant, der hinsichtlich seiner Extensionalität am eingeschränktesten ist. Je eingeschränkter die extensionale Bedeutung und je eindeutiger damit der Bezug auf die Objekte in der außersprachlichen Wirklichkeit ist, desto höher ist der Grad der Referentialität.

Die Eigenschaft der maximalen Referentialität korreliert mit den vielen Merkmalen, mit denen versucht worden ist, das Thema einer Äußerung zu definieren:

- alte (bekannte) Information vs. neue Information
- aktualisierte Information vs. nicht-aktualisierte Information (CHAFE 1976)
- Definitheit vs. Indefinitheit
- Singularität vs. Nicht-Singularität etc.

All diese Charakteristika sind nicht geeignet, das Subjekt zu definieren. Auch das Thema kann mit einem dieser Merkmale in all seinen Vorkommen nicht vollständig definiert werden. Die wechselnden Merkmale bei der Definition des Themas sind das Ergebnis des Versuchs, das Thema mit einem zentralen Merkmal doch noch in all seinen Vorkommen erfassen zu können. Eine ‚gute‘ Definition des Subjekts wird vielleicht den Terminus des Themas überhaupt zurückdrängen, so wie bis jetzt der Terminus des Subjekts durch die derzeit umfassende Definition des Themas ins terminologische Abseits gedrängt worden ist und von manchen auch schon nicht mehr verwendet wird.

Die Bedeutung des Faktors der Referentialität für die Wahl der Subjektsnominalphrase wurde auch von GRZEGOREK (1984: 45–46) gesehen. GRZEGOREKS Thema-Begriff entspricht meinem Subjekts-Begriff. Sie stellt dazu fest, daß nicht jedes Thema definit sein müsse; es könne auch indefinit sein, allerdings mit der Einschränkung: „Uniqueness of reference is an important condition on the thematic use of noun phrases“ (Hervorhebung von mir). GRZEGOREKS Feststellung muß allerdings noch weiter präzisiert werden. Sie kommt mit Sätzen der folgenden Art nicht zurecht:

- (1) Someone slept in my bed.
- (2) They played Bach on the radio last night.

GRZEGOREK versteht unter „uniqueness of reference“ mit, daß der Referent eindeutig identifizierbar sein müsse. Sie kommt bei ihren Beispielsätzen deshalb zu dem Schluß, daß *someone* und *they* nicht als Thema behandelt werden können.

Nun hat aber maximale Referentialität nicht unbedingt etwas mit der Identifizierbarkeit des Referenten zu tun, sondern mit der Einschränkung



möglicher Referenten. Der Grad an Referentialität wird nicht ausschließlich durch die Singularität des Objekts (uniqueness) determiniert, genauso wenig wie ausschließlich durch die Identifizierbarkeit, sondern vielmehr über den Grad der Extensionalität; d. h. die Anzahl der möglichen Referenten muß eingeschränkt sein. Diese Bedingung wird von den Subjekten in den beiden Beispielsätzen, die GRZEGOREK so ungern als Thema klassifizieren will, eindeutig erfüllt. Die Extension von *someone* ist minimal; die von *they* ist, obwohl indefinit, ebenfalls stark eingeschränkt.

In GRZEGOREK 1984 findet sich auch ein Hinweis auf eine Arbeit von CURETON 1979, in der der Stellenwert von Referentialität für die Selektion von Subjekten offenbar genauso hoch eingeschätzt wird wie hier: GRZEGOREK (1984: 67) resümiert und interpretiert das Ergebnis so: „In other words, if predicate [sic] of an active sentence tells something about the referent of the object (direkt object or the object of a preposition) and not only about the subject, this object can be shifted into thematic position by means of the rule of the passive.“ CURETON selbst spricht von „implied quality“ und nicht von der Referentialität einer Nominalphrase.

Ich halte abschließend fest: Als Subjekt fungiert dasjenige Element, das über den maximalen Grad an Referentialität verfügt. Der Grad der Referentialität wird durch die Extensionalität des sprachlichen Elements determiniert. Merkmale wie Bekanntheit, Aktualisierung und Definitheit sind nur die Indikatoren von eingeschränkter Extensionalität. Sie sind als Begleitphänomene von Referentialität zu klassifizieren. Sie können auch in anderer Umgebung als in Subjekts Umgebung auftreten und in wechselnder Kombination. Die hier vorgeschlagene Definition kann erklären, warum Subjekte wie *Die Autobahn München-Stuttgart*, die weder im Text, noch durch den Kontext oder im Bewußtsein aktualisiert wurden oder aktuell sind, vorkommen können. Die Definition kann auch erklären, weshalb indefinite Subjekte völlig grammatisch sind und ebenso, weshalb durch Subjekte unbekannte/neue Information eingeführt werden kann. Eine solche Subjektsdefinition kann auf der grammatischen Ebene den parallelen Thema-Begriff ersetzen, der wieder auf die diskurspragmatische Ebene eingeschränkt werden sollte. Die Bestimmung des Subjekts über minimale Extensionalität und maximale Referentialität ist außerdem geeignet, die konkurrierenden Definitionen von Thema, die alle ihre Stärken und Schwächen haben, zu ersetzen. Die hinsichtlich ihrer Bedeutung maximal referentiellen Aktanten sind notwendig die besten Kandidaten für die Subjektsposition. Die Funktion der Prädikation besteht in der weiteren Präzisierung und Einschränkung der Referentialität.

PEIRCE hat das Subjekt als indexikalisches Zeichen definiert (vgl. BURKS 1949). Das kommt meiner Definition sehr nah, mit einer Einschränkung: Die indexikalischen Verweisungs- und Lokalisationskapazitäten haben ihren Ausgangspunkt im Prädikat. Mit Aspekt-, Tempus- und Modusmarkie-

rungen wird das Subjekt lokalisiert und referentialisiert. Nur im Subjekt entfaltet das Nomen (oder ein anderes sprachliches Element, das aber ebenfalls in der Regel nominalisiert ist) seine inhärenten denotativen Funktionen. Das Passiv ist ebenso eine Kategorie, die ‚für das Subjekt arbeitet‘. Weitere Verbalkategorien wie Numerus und Person sind ebenfalls subjektsbezogen.

Erst in der Subjektsposition entfaltet ein Nomen (oder evtl. ein anderes Lexem) seine referentiellen Kapazitäten vollständig. Für sich allein ist es nur ein Komplex von abstrakten semantischen Merkmalen. Die in der Prädikation enthaltenen deiktischen Kapazitäten haben die Funktion, einen konkreten Referenten zu orten, was die Semantik eines Lexems niemals leisten könnte. Die semantischen Merkmale allein haben noch keine denotative Qualität. Das Prädikat ist der ‚sprachliche Zeigefinger‘, der auf das Subjekt deutet. Das Subjekt ist daher auch dann rekonstruierbar, wenn die Subjektsposition (wie im Lateinischen oder im Russischen) einmal leer sein sollte. Ziel jeder Äußerung ist es, eine Brücke zu schaffen zwischen den abstrakten, nichtreferentiellen semantischen Merkmalen von Lexemen und der nichtsprachlichen, konkreten, nichtabstrakten Realität. Das geschieht über die Konstituierung von Referentialität durch die grammatischen Kategorien. Gemeint sind die grammatischen Kategorien im weitesten Sinn, also nicht nur die morphologisch markierten Kategorien, sondern auch die ikonisch realisierten Kategorien.

Zu den grammatischen Kategorien werden oft auch die bisher nicht verhandelten Wortarten gezählt. Man vergleiche den Überblick, den NAUMANN (1986: 111–177) über die Behandlung von Wortarten in der älteren Grammatikschreibung gibt. Wenn auch die Wortarten einer ganz anderen sprachlichen Ebene zuzuordnen sind, so beruht das traditionelle Klassifikationsverfahren auf einer richtigen Intuition. Ebenso wie die grammatischen Kategorien verfügen die Wortarten über spezifische, jeweils für sie charakteristische, referentielle Kapazitäten. In engem Zusammenhang mit diesen Kapazitäten steht auch ihr ikonischer ‚Stellenwert‘. Da sich aus dem Verhalten der Wortarten viel lernen läßt in bezug auf die Funktion des Passivs und auf die Satzstruktur, sollen in einem Exkurs die für unseren Zusammenhang wichtigen Erkenntnisse eingebracht werden.

### 3.10 Referentialität, Wortarten und grammatische Kategorien

Nicht alle Wortarten verfügen über die gleichen referentiellen Kapazitäten. In einer anderen Arbeit (LEISS 1986) habe ich folgende Zuordnungen, was das Verhältnis von intensionaler und extensionaler Bedeutung in bezug auf die Wortarten Verb, Adjektiv und Substantiv betrifft, vorgestellt

(bekanntlich stehen intensionale und extensionale Bedeutung in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zueinander):

<i>stark intensional</i>	<i>stark extensional</i>
viele semantische Merkmale	wenige semantische Merkmale
+ Weltwissen	— Weltwissen
gehören offenen semantischen Feldern an	gehören geschlossenen semantischen Feldern an
Lexeme mit vorwiegend referentieller Funktion	Lexeme mit vorwiegend relationaler Funktion
(maximal referentiell)	(minimal referentiell)
vorwiegend (konkrete) Substantive	vorwiegend Verben, Adjektive und Abstrakta

Das sind natürlich prototypische Zuordnungen. Eine Ausnahme bilden etwa bei den Substantiven die Verwandtschaftstermini, die in ihren Eigenschaften mit Adjektiven (z. B. Farbtermini) Ähnlichkeit aufweisen. Diese sind aber keine Widerlegung der hier vorgenommenen Zuordnung, die nur das Spiegelbild von beobachtbaren und stark ausgeprägten Tendenzen sind.

Stark referentielle Lexeme werden im Kindspracherwerb früher erworben als schwach referentielle. Die Reihenfolge ist: Substantiv vor Adjektiv vor Verb. Attributive Adjektive werden außerdem früher erworben als prädikative Adjektive. Abstrakta werden sehr spät erworben<sup>6</sup>.

Das Interessante ist nun: Es besteht eine Affinität von Wortarten zu den Makrokonstituenten Subjekt und Prädikat. Das Subjekt zieht die stark referentiellen Lexeme an sich (nicht nur die stark referentiellen Aktanten), da seine Hauptfunktion darin besteht, als Platzhalter auf ein Element in der außersprachlichen Wirklichkeit zu verweisen. Es besteht ganz natürlich eine Tendenz zu Substantiv-Subjekten. Die Funktion des Prädikats besteht in der weiteren Optimierung der Referentialität durch weitere Einschränkung der extensionalen Bedeutung des Substantiv-Subjekts.

Das Subjekt wird durch die in der Prädikation zusätzlich vorhandenen grammatischen Kategorien räumlich, temporal und evtl. modal lokalisiert. Es bekommt so einen privilegierten Status. Der bereits hohe Standard an Referentialität eines geeigneten Subjektskandidaten wird über die Prädikation nochmals optimiert. Im Subjekt gelingt die Überbrückung der Kluft zwischen dem Abstraktum Sprache und der als konkret erfahrenen, veränderlichen Wirklichkeit.

<sup>6</sup> Genauere bibliographische Angaben zu diesem Thema in LEISS 1986.

Kasusrollen werden typischerweise mit Substantiven aufgefüllt. Kasusrollen stellen potentielle Subjekte dar. Kasusrollen sind Platzhalter für Subjektskandidaten. Wenn wir uns an die Hierarchie von KEENAN/COMRIE 1977 erinnern:

Subjekt > direktes Objekt > indirektes Objekt

dann liegt es nahe, diese zu erweitern. Sie gilt nicht nur in bezug auf Relativsätze. Sie stellt nach GENIUŠIENĖ (1987: 49) auch eine Reflexivierungshierarchie dar: wenn das indirekte Objekt reflexiviert werden kann, kann es auch das direkte Objekt und das Subjekt etc.

Auf der Ebene der Wortarten ließe sich eine vergleichbare Hierarchie aufstellen:

Substantiv > Adjektiv > Verb

Berücksichtigt man die Erwerbsreihenfolge beim Adjektiv, so läßt sich diese noch weiter auffächern:

Substantiv > attributives Adjektiv > prädikatives Adjektiv > Verb

Die KEENAN/COMRIE-Hierarchie und die Wortartenhierarchie sind nach dem gleichen Prinzip geordnet. Die Ordnung erfolgt nach dem Grad der denotativen und referentiellen Kapazität der einzelnen Elemente. Der Grund dafür ist, so meine These: In jedem Satz muß ein Referenzgefälle herrschen. Stark referentiell sind in der Regel Substantive und Subjekte. Prototypische Substantive verfügen über eine größere Anzahl von semantischen Merkmalen als Adjektive und Verben. Mit der zunehmenden Anzahl an semantischen Merkmalen (intensionale Bedeutung) wird die Anzahl der möglichen Referenten (Extension) eingeschränkt. Bei prototypischen Adjektiven und Verben verhält es sich umgekehrt: Sie sind durch eine weit geringere Anzahl von semantischen Merkmalen beschreibbar, weshalb ihre Extension nur minimal eingeschränkt ist. Selbst Ausnahmen (z. B. die Abstrakta unter den Substantiven) lassen sich durch dieses Prinzip erklären. Die Erklärung dafür ergibt sich aus der Organisation des Lexikons, das ebenfalls durch das Prinzip des Referenzgefälles determiniert ist: Die Archilexeme, die ein bestimmtes Wortfeld zusammenfassen, sind dadurch gekennzeichnet, daß sie weniger Merkmale als die untergeordneten Lexeme aufweisen: das Archilexem *Obst* unterscheidet sich durch kein spezifisches Merkmal von den Lexemen *Apfel*, *Kirsche*, *Mango*; es weist nur weniger Merkmale auf, wodurch seine extensionale Bedeutung zunimmt. Mit der Zunahme der Extensionalität der Substantive erfolgt auch eine Annäherung des Verhaltens an das der stark extensionalen Adjektive und Verben. So ist *Obst* beispielsweise nicht pluralisierbar. Zum Archilexem *Möbel* existiert umgekehrt kein Singular. Archilexeme der oberen Ebene des Lexikons verhalten sich gegenüber der substantivspezifischen Numeruskategorie als abweisend. Die Ausnahmen bestätigen nur

diese Regel. So ist *das Möbel* durch eine Zunahme an Konkretheit (und damit durch mindestens ein zusätzliches semantisches Merkmal) ausgewiesen. Das gleiche gilt für *die Lieben, die Freiheiten* etc.

Die paradigmatische Organisation der Sprache (die semantische Struktur des Lexikons) ist deutlich nach dem gleichen Prinzip geregelt wie die syntagmatische Dimension. Beide Bereiche sind durch ein Referenzgefälle gekennzeichnet. Archilexeme ähneln Prädikaten, und konkrete Substantive passen gut zu Subjekten. Das läßt sich besonders gut an sogenannten analytischen Sätzen zeigen, die dadurch gekennzeichnet sind, daß sie nichts aussagen, was wir nicht schon allein durch die semantische Organisation des Lexikons wüßten (z. B. *Schimmel sind weiß*). Das Archilexem übernimmt immer die prädikative Funktion: *Hasen sind Säugetiere. Kinder sind Menschen. Pflanzen sind Lebewesen*. Eine Besetzung der Subjektsposition durch die Lexeme mit der größeren Extension wäre semantisch inakzeptabel oder würde bestenfalls zu sekundären, abgeleiteten Interpretationen führen.

Die syntagmatische und die paradigmatische Organisation der einzelnen sprachlichen Elemente folgt einem gleichen Prinzip: es ist ein unumkehrbares Referenzgefälle vorgegeben, das den Fluß der Sprache regelt.

Kommen in einer Äußerung mehrere Aktanten vor, wie das bei Konstruktionen mit Verben mehrfacher Valenz der Fall ist, so muß die Reihenfolge der hochdenotativen substantivischen Aktanten geregelt werden. Die Anordnung erfolgt nach dem Grad der ‚subjecthood‘, nach der Anzahl der subjektspezifischen Merkmale. Normalerweise wird das Referenzgefälle im Satz ikonisch kodiert. Das heißt, Subjekte (und damit ein beträchtlicher Teil der Substantive) weisen eine Affinität zum Satzanfang auf; Verben und Prädikate verteilen sich mehr am anderen Pol des Satzes.

Sollte sich der hier vorgeschlagene Zusammenhang zwischen meiner Wortartenhierarchie, dem Referenzgefälle und der KEENAN/COMRIE-Hierarchie als richtig herausstellen, dann müßte das ‚natürliche‘, universale Serialisierungsmuster, von dem die einzelsprachlichen Wortstellungsmuster abgeleitet sind, SÖV sein und nicht SVO. Nach HAIDER/PRINZHORN 1986 wird seit der Mitte der 70er Jahre im theoretischen Rahmen der generativen Transformationsgrammatik, dort vor allem innerhalb der Government and Binding Theorie, tatsächlich vermehrt die These vertreten, daß SOV grundlegend sein muß und nicht SVO (vgl. Einleitung zu HAIDER/PRINZHORN 1986). Eine wichtige Bestätigung der These, daß die Verbendstellung ‚natürlich‘ ist, stellt CLAHSSENS und SMOLKAS Untersuchung der Verbstellungsregularitäten im Verlauf des Erstspracherwerbs des Deutschen dar. Ihre Ergebnisse seien daher kurz referiert:

Vor dem Erwerb einzelsprachspezifischer syntaktischer Regularitäten hinsichtlich der Position des Verbs (bzw. der finiten und infiniten Verbformen in Haupt- und Nebensätzen) erweist sich die Verbendstellung als dominantes Wortstellungsmuster. Praktisch unproduktiv ist das Muster

mit dem Verb als erster Konstituente des Satzes. Als zweite Konstituente wird das Verb in 20–40% der Fälle verwendet (CLAHSEN/SMOLKA 1986: 149). Die sehr schnelle Zunahme der fürs Deutsche charakteristischen Satzmuster mit finitem Verb in Zweitstellung, die nach CLAHSEN/SMOLKA innerhalb eines Monats 80% erreichen kann, korreliert mit dem Erwerb der Kongruenz zwischen Subjekt und Verb.

Im Deutschen befindet sich das finite Verb in Aussagesätzen in Zweitstellung, in subordinierten Nebensätzen in Endstellung. Man könnte nun annehmen, daß in den subordinierten Sätzen das abgeleitete Muster vorliegen müßte. Das trifft jedoch nicht zu. Die Beobachtungen von CLAHSEN/SMOLKA sprechen dafür, daß gerade die Serialisierung SOV, wie sie sich in den Nebensätzen manifestiert, grundlegend ist. Ausgesprochen auffällig war, daß die Kinder, sobald sie eingebettete Sätze benutzten (nach dem Erwerb der V2-Regel [Verb in Zweitstellung] und der Kongruenzregel) niemals Fehler machten, obwohl die finiten Verben sich hier, abweichend von der V2-Regel in Hauptsätzen, in Endposition befinden. Normalerweise würde man zunächst in einem Übergangsstadium eine Übergeneralisierung der V2-Regel erwarten. Da dies so auffällig nicht der Fall ist, interpretieren CLAHSEN/SMOLKA die Verbposition, wie sie in den subordinierten Nebensätzen vorliegt, als Ausdruck der Basisserialisierungsregel, die dann SOV und nicht SVO sein muß. Das ist genau die Anordnung, die durch die These, daß Sätze ein Referenzgefälle aufweisen müssen, prognostizierbar ist. Abweichungen von der Regel müssen markiert werden. Interessant ist, daß mit dem Erwerb der V2-Regel der Erwerb der Kongruenz zwischen Subjekt und Verb einhergeht. Die von LI/THOMPSON 1976 beschriebenen Topic-Sprachen weisen auch Verbendstellung und fehlende Kongruenz zwischen Topic und Verb auf. Außerdem weisen Topic-Sprachen, wie gesagt, keine nennenswerten Passivvorkommen auf.

Die Funktion des Passivs besteht darin, ein Referenzgefälle zu garantieren. Es kommt vor, daß sich im Fokus des Interesses Gegenstände befinden, die zwar über eine hohe Referentialität verfügen, deren inhärente Eigenschaften aber mit der prototypischen ‚Subjekthaftigkeit‘ kollidieren. In bezug auf diese prototypischen Merkmale [+ Agens], [+ definit], [+ belebt] und [+ bekannt] besteht das Primat des Merkmals des Referenzmaximums. Der Grund für den Vorrang dieses Merkmals ist, daß es die Hauptfunktion von sprachlichen Äußerungen in sich zusammenfaßt. Es muß als Satzgerüst immer erst ein Referenzgefälle gegeben sein. Erst daran lassen sich andere Merkmale festmachen.

Das Passiv darf nun aber nicht auf diese Korrektivfunktion eingeschränkt werden. Es garantiert nicht nur ein Referenzgefälle, sondern es ist auch imstande, ein solches erst zu erzeugen. Die Prädikation stellt ja selbst nochmals eine Optimierung der Referentialität eines Lexems dar. Es besteht somit ein Spielraum und damit eine gewisse Freiheit bei der

Selektion von Lexemen für die Subjektsposition. Das zeigt schon die Konvertierbarkeit vieler Passivsätze in Aktivsätze. Diese Konvertierbarkeit gelingt jedoch nur dann vollständig, wenn die Referentialität der Substantive, mit denen die Aktantenpositionen besetzt sind, sich nicht zu stark voneinander unterscheidet. Die Anhänger der These, wonach Passivsätze Konversionen von Aktivsätzen sind, besetzen die Aktantenpositionen regelmäßig mit Eigennamen und vermeiden so Konflikte. Außerdem besteht so das Problem nicht, daß bestimmter und unbestimmter Artikel die Konversion beeinträchtigen, was sonst häufig der Fall ist. Da die Mehrzahl der Subjekte von Aktiv- und von Passivsätzen definit ist, kann die Konversion offensichtlich die Definitheitskategorie bestimmter/unbestimmter Artikel nicht miteinschließen. Passive sind dann aber streng genommen keine Konversionen von Aktivsätzen. Mit anderen Worten, Passivsätze sind nicht von Aktivsätzen abgeleitet. Man vergleiche die folgenden Sätze:

- (1) Sie kauften Postkarten.
- (2) ?Postkarten wurden von ihnen gekauft.
- (3) Die Postkarten wurden von ihnen gekauft.

Satz (2) stellt die genaue Konversion von (1) dar, ist aber wenig akzeptabel. Es ist weit wahrscheinlicher, daß Satz (3) geäußert wird. Dieser stellt aber nicht die Umkehrung von (1) dar.

Die Freiheit der Subjektwahl kann nicht in einer Art arbiträrer Konvertierbarkeit von Konstruktionen begründet sein. Nur wenige Sätze sind wirklich vollständig konvertierbar. Die Wahl von Subjekten, die eine Passivkonstruktion erfordern, ist dagegen weit weniger eingeschränkt. Sie ist gleichzeitig frei und nichtarbiträr. Warum Subjekte gewählt werden, die eine Passivkonstruktion erfordern, soll durch weitere, zum Teil psycholinguistische Überlegungen erklärt werden.

### 3.11 Abgeleitetheit versus Unabgeleitetheit des Passivs

Die Feststellung, daß das Subjekt maximal referentiell ist, trifft zunächst nur für die Perspektive des Sprachproduzenten zu. Er bestimmt den Ausschnitt der Wirklichkeit, der zum Fokus der Äußerung werden soll. Dem Rezipienten einer Äußerung muß mittels Markierungen signalisiert werden, was er als Fokus zu dekodieren hat. Ihm ist dieser keineswegs vorher bekannt. Zwar verfügt der Hörer über ganz spezifische Präsuppositionen; wird aber gegen seine Erwartungshaltung verstoßen, so muß er zusätzliche Dekodierungsanweisungen bekommen. Die Passivmorphologie stellt eine solche Dekodierungsanweisung dar, die ermöglichen soll, ein

untypisches und damit unerwartetes Subjekt als Referenzzentrum zu lokalisieren.

Bei der Erklärung der Funktion des Passivs wird in der Regel von vollständigen Passivkonstruktionen ausgegangen; diese werden als von Aktivkonstruktionen abgeleitet betrachtet. Auch außerhalb des Paradigmas der Transformationsgrammatik wird überwiegend davon ausgegangen, daß Aktivkonstruktionen durch Transformationsregeln in Passivkonstruktionen überführt werden. In der Terminologie findet dieser Denkansatz seinen Niederschlag als ‚Objektvorstufung‘, ‚Agenstilgung‘ etc. Die wenigsten (dazu gehört z. B. EROMS) insistieren auf der Unabgeleitetheit von Passivkonstruktionen.

Alle Konzeptionen, die die Passivkonstruktion von der Aktivkonstruktion ableiten, vernachlässigen einen wesentlichen psychologischen Aspekt der Sprachproduktion, nämlich den, daß sprachliche Äußerungen in der Regel nicht zuerst geplant und dann geäußert werden; vielmehr gilt, daß die Äußerungen, noch während sie sich in Planung befinden, bereits realisiert werden (LINDSLEY 1975). Sätze werden also schon geäußert, noch bevor sie fertig konzipiert sind. Nach LINDSLEY sind die Elemente, die als geplant vorausgesetzt werden können, das Subjekt und Teile des Prädikats. Das Prädikat ist also bei Beginn der Äußerung noch nicht fertig geplant.

Wenn nicht die komplette Äußerung geplant ist, gleichzeitig aber das Subjekt immer als geplant vorausgesetzt werden kann, dann rückt das Subjekt notwendig bevorzugt in die topikalisierte Position, d. h. es wird früher geäußert als andere Aktanten des Satzes. Wie früh, wird damit allerdings noch nicht völlig festgelegt. Es hängt, wie bereits erwähnt, von der jeweiligen Einzelsprache ab, was als Topic definiert ist.

Von der semantischen Charakteristik des Subjekts hängt es ab, welches Verb zu ihm paßt. Es gibt Subjekte, die Handlungsverben fordern und solche, die in Geschehensrelationen stehen. Die ersteren sind Agenssubjekte, die zweiten Patienssubjekte.

Nun gibt es aber in Sprachen mit akkusativischem Sprachbau in erster Linie Handlungsverben. Geschehensrelationen werden markiert über das direkte Objekt zum Ausdruck gebracht. Steht im Zentrum der Aufmerksamkeit und des Redeuniversums ein sprachuntypisches Subjekt — das ist im Deutschen ein Patienssubjekt —, so ist es nicht immer möglich, ein Geschehensverb anzuschließen, da das für Aktivsprachen typische doppelte Set an Handlungs- und Geschehensverben nicht vorhanden ist.

In akkusativischen Sprachen überwiegen Handlungsverben, in ergativen Sprachen die Geschehensverben. Um diese mangelnde Parallelität zu beheben, gibt es in den akkusativischen Sprachen die Geschehenskonstruktion (Passiv) und in den ergativen Sprachen die Handlungskonstruktion (Antipassiv).



Passiv und Antipassiv sind immer dann verzichtbare Konstruktionen in einer Sprache, wenn eine Parallelität des Bestands von Verben zum Ausdruck von Geschehens- und Handlungsrelationen vorliegt. Es ist möglich, daß im Indoeuropäischen, in dem es keine Passivkonstruktionen gegeben hat, solche Parallelität vorgelegen hat. So nimmt SAFAREWICZ 1967 an, daß die Hauptopposition der ‚Verbaldiathesen‘ die Opposition zwischen Handlung und Zustand gewesen sein muß, denen einst die Formen des Aktivs und des Perfekts entsprochen haben.

Eine Parallelität dieser Art liegt auch in den Sprachen des Aktivtyps vor. Bei diesem dritten Sprachtyp gibt es auffälligerweise zwei große Verbklassen: die aktiven und die stativen Verben (KLIMOV 1985: 184). KLIMOV paraphrasiert sie als Aktions- und als Zustandsverben. Aufschlußreich ist nun, daß die beiden Verbklassen sich jeweils mit ganz spezifischen Subjekten verbinden. Auch der Bestand der Substantive ist in zwei Klassen aufgegliedert: in aktive oder belebte Substantive und in inaktive oder unbelebte Substantive. KLIMOV (1985: 185) weist auf folgende Tendenz in der Distribution hin: „bei aktivem Prädikatsverbum fungiert immer ein Substantiv der aktiven Gruppe als Subjekt, bei stativen als Prädikat fungierenden Verben wird das Subjekt vorwiegend durch Nomina der inaktiven Klasse ausgedrückt“. KLIMOV rekonstruiert vorsichtig folgende ‚typologische Evolution‘: der aktivische Sprachbau entwickelt sich zum ergativen Typ, und dieser tendiert zum akkusativischen Typ.

Eine solche Rekonstruktion steht in Übereinstimmung mit den Thesen von SAFAREWICZ. Von Bedeutung erscheint mir, daß reine Aktivsprachen weder über ein Passiv, noch über ein Antipassiv verfügen. Das bestätigt meine Annahme, daß Passiv und Antipassiv die Funktion haben, fehlende Verbparallelität in bezug auf Geschehens- und Handlungsrelationen zu kompensieren. Sie übernehmen die Funktion des ‚fehlenden Verbs‘. In Sprachen des Akkusativtyps fehlen weitgehend die Geschehensverben; in KLIMOVs und SAFAREWICZ’ Terminologie sind es die Zustandsverben. In Sprachen ergativen Typs fehlen die Handlungsverben.

Vor allem in der gesprochenen Sprache macht sich dieser Mangel bemerkbar. Besteht weder eine Parallelität von Handlungs- und Geschehensverben, noch die (sprachliche) Möglichkeit oder der (subjektive) Wunsch, über die Passivkonstruktion die notwendige Relation zu realisieren, dann bleibt nur die Möglichkeit, die Topikalisierung einer Konstituente, die nicht prädiert werden kann, zurückzunehmen. Da dies nur in geschriebener, nicht aber in gesprochener Sprache möglich ist, sind Abbrüche von Äußerungen und Neuanfänge für die gesprochene Sprache charakteristisch. Solche Abbrüche können, aufgrund der Häufigkeit ihres Vorkommens, durchaus musterbildend sein. So gibt es in manchen Sprachen, z. B. im gesprochenen Französischen, abgebrochene Konstruktionen, die längst nicht mehr als solche empfunden werden; zum Beispiel:

(1) Jean, Marie l'aime

statt schriftsprachlich:

(2) Jean est aimé (par Marie)

Solche Konstruktionen werden im Gegensatz zu Passivkonstruktionen Topikalisierungen genannt. Man könnte nun Topikalisierungen mit Passivkonstruktionen gleichsetzen oder Passivkonstruktionen als Topikalisierungen definieren, wie das SIEWIERSKA 1984 versucht hat. Auf den ersten Blick erscheint dies als richtig:

Betrachten wir die französische Konstruktion mit einem ‚exotisierenden Blick‘, wobei wir Interpunktionsfragen selbstverständlich ausklammern müssen, dann könnten wir unserem Satz folgende Beschreibung unterlegen:

(1) Jean            Marie    l-            aime.

PATIENS AGENS MARKER VERB (3.PERS.SING.PRÄS.)

Den Marker würden wir als Passivmarkierung einordnen können. Eine solche Beschreibung steht nicht in Widerspruch zu den sprachlichen Fakten. Das Personalpronomen könnte in seiner Funktion der Wiederaufnahme des Patiens einfach als anaphorisches Pronomen verstanden werden. Da das Passiv eine anaphorische Konstruktion ist, haben wir eine widerspruchsfreie Beschreibung.

Es gibt nur einen Einwand. Es gibt im Französischen auch Topikalisierungen von Agensaktanten:

(2a) Jean, il                            dort.

Jean, PERS.PRON. schlafen-3.PERS.SING.

„Jean, der schläft.“

statt schriftsprachlich:

(2b) Jean dort.

Weitere Möglichkeiten der Topikalisierung sind Relativsatzkonstruktionen. Auch hier ist die Patiens- und die Agensvariante möglich (man vergleiche auch die deutsche Übersetzung von 2a):

(3) C'est            Jean            que            Marie    aime.

BETONT PATIENS MARKER AGENS VERB-3.PERS.SING.PRÄS.

(4) C'est            Jean            qui            dort.

BETONT AGENS MARKER VERB-3.PERS.SING.PRÄS.

Ich halte also fest: nicht alle topikalisierenden Konstruktionen sind passivisch, doch jedes Passiv ist eine topikalisierende Konstruktion.

Wie ist es nun möglich, das Passiv von bloß topikalisierenden Konstruktionen zu unterscheiden? Wesentlich dürfte hier die Obligatorik des Personalpronomens sein. Während *Jean, il dort* ebenso wie *Jean dort* korrekt ist,

gilt dies nicht für *Jean, Marie l'aime* (\**Jean, Marie aime*). Die topikalisierte Konstituente muß außerdem in der Verbvalenz als Aktant verankert sein. Das ist sie nur, wenn das Personalpronomen nicht mehr als solches verstanden wird. Erst dann kann die topikalisierte Konstituente die frei gewordene Verbvalenz besetzen und zu den Aktanten des Verbs gezählt werden. Das opak gewordene Personalpronomen wird als grammatische Markierung verstanden. Solange man keine genaue Definition des Inhalts dieser Markierung wagen will, kann man sich darauf beschränken, dieses als anaphorisches Affix zu charakterisieren. Diese zweite Bedingung, die Opazität des anaphorischen Pronomens, ist bei den französischen Konstruktionen noch nicht gegeben. Es ist also besser, in diesem Fall von Topikalisierungen zu sprechen. Diese tendieren allerdings in diachroner Hinsicht dazu, sich zu Passivkonstruktionen zu entwickeln (so Givón 1979: 85).

Diese wichtige Beobachtung Givóns läßt sich durch weitere, überraschende Wahrnehmungen ergänzen, wenn man versuchsweise das Spiel mit der ‚exotisierenden Betrachtungsweise‘ weitertreibt. Es handelt sich im folgenden um ein Gedankenexperiment, das auf die Schwierigkeit der Interpretation von grammatischen Markierungen und damit der grammatischen Kategorien ganz allgemein hinweisen soll. Ich komme zunächst auf Satz (1) zurück und ergänze ihn durch die Agensvariante:

(1) *Jean, Marie l'aime.*

(1') *Jean, il aime Marie.*

Setzen wir nun einmal eine völlige Unvertrautheit mit diesem exotischen Französisch voraus. Kennzeichnend für das Französische ist, daß die Sätze als eine Art „mots phonétiques“ bezeichnet werden müssen. Das heißt, im Grunde werden keine Pausen artikuliert. Diese ausgeprägte Tendenz macht es uns leicht, uns das Französische als unbekannte, fremde Sprache vorzustellen, denn für diese gilt ja das gleiche: wir erkennen als Feldforscher ohne jegliche Vorkenntnisse der Sprache (als vollkommene Empiriker sozusagen) nicht auf Anhieb die ‚Grenzen‘ innerhalb des Satzes. Mit anderen Worten, wir wissen nicht, wo ein Wort anfängt und das andere aufhört. Wir haben also folgende Sätze vor uns (ich behalte der Einfachheit der Darstellung wegen die französische Orthographie bei):

(1a) *Jeanmarielaime.*

(1a') *Jeanilaimemarie.*

Nehmen wir an, daß es uns bereits gelungen ist, durch genaueste Beobachtung des sprachlichen Verhaltens der Einwohner, die Eigennamen herausgefunden zu haben. Ermutigt durch diesen Erfolg beginnen wir mit der Einteilung der Sätze. Wir fangen mit (1a) an:

(1a) Versuch 1: Jean/Marie/laime

Diesen Satz interpretiere ich nun so, wie bereits im vorangegangenen Abschnitt geschehen. Der Übersichtlichkeit halber sei diese Beschreibung nochmals aufgeführt:

Jean	Marie	l-	aime
PATIENS	AGENS	MARKIERUNG	VERB

Die Zuschreibung von Patiens- und Agensrollen gelingt uns durch die Beobachtung der Sprecher. Daß *laime* markiert ist, nehmen wir an, weil wir auch Verbformen entdeckt haben, die *aime* lauten. Wir vertrauen darauf, daß auch in dieser unbekannten Sprache die ‚längeren‘ Formen die markierteren sind. Kurz: der Satz sieht wie ein Passivsatz aus und wir merken uns diesen Beleg für das Passivkapitel unserer noch zu schreibenden Grammatik vor. Um kein Risiko einzugehen, besinnen wir uns darauf, daß unsere Erkenntnisse intersubjektiv nachprüfbar sein sollen, und legen unser Material einem Kollegen vor. Stellen wir uns vor, dieser käme zu unserer Verblüffung zu einem anderen Ergebnis:

Versuch 2: Jeanmarielaime  
Jean/mariel/aime

Als Beschreibung schlägt unser Kollege vor:

Jean	Marie-	l	aime
PATIENS	AGENS	MARKIERUNG	VERB

Es handle sich, wie es aussehe, um einen typischen Fall von ergativer Syntax, müßte unser Kollege feststellen: Das Patiens ist unmarkiert, dagegen ist das Agens des transitiven Satzes markiert. Das Verb wiederum ist unmarkiert. Vermutlich habe man es mit einer weiteren Variante des ergativen Sprachtyps zu tun. Dies werde er beim Abfassen seiner Grammatik zu berücksichtigen wissen.

Da wir es nicht gewohnt sind, Passivsätze mit Ergativsätzen gleichzusetzen (‚Das hat damals SCHUCHARDT noch getan; dahinter können wir nicht zurückfallen‘, sagt uns unser Gewissen) und da es uns bis jetzt noch niemals in den Sinn gekommen ist, Kasus- und Passivmarkierungen in einem einzigen und gleichen Kapitel zusammenzufassen, sind wir zunächst ratlos und uns bleibt nur der Weg, unser Material zu erweitern. Wir kommen dabei auf den Satz (1a‘). Diesmal lassen wir dem Kollegen den Vortritt.

Satz (1a‘): Jeanilaimemarie.  
Jeanil/aime/marie

Jean-	il	aime	Marie.
AGENS	MARKIERUNG	VERB	PATIENS

Wieder ist das Agens mit dem ‚il-Kasus‘ bzw. dem ‚l-Kasus‘ markiert. Wenn dann noch spätere diachrone Nachforschungen ergeben sollten, daß sowohl *-l* als auch *-il* auf das gleiche Personalpronomen zurückgehen (3. Pers. Sing.) und der einzige Unterschied in der vormaligen Kasusdifferenzierung liege, die inzwischen neutralisiert worden sei, dann kann der ergativen Interpretation unseres Materials kaum mehr widersprochen werden.

GIVÓN'S Feststellung, daß Topikalisierungen sich zu Passivkonstruktionen entwickeln können, läßt sich dadurch ergänzen, daß auch eine andere Entwicklungstendenz denkbar ist: die Tendenz zu ergativen Konstruktionen. Wie ist das möglich? Wenden wir uns nochmals dem Topikalisierungsmarker zu. Sobald er opak ist und seine Funktionen nicht mehr transparent sind, muß er von den Sprechern hinsichtlich der Funktionen neu interpretiert werden. Dieser Reinterpretationsprozeß kann in zwei Richtungen gehen: Die opake Markierung kann als Markierung von semantischen Rollen oder als Markierung der Opposition Definitheit/Indefinitheit gelesen werden. Das sind die beiden grammatischen Merkmale, die entweder ikonisch oder über Markierungen ständig zum Ausdruck gebracht werden müssen und damit auch ständig als Lesarten zur Verfügung stehen. Wird der Topikalisierungsmarker als Markierung der semantischen Rolle Agens gelesen, so entsteht eine Kasusmarkierung. Wird die Markierung dagegen als Ausdruck des grammatischen Merkmals der Definitheit gelesen und gleichzeitig dem Verb zugeordnet, so entsteht eine passivische Lesart des Verbs. Eine Variante dieser zweiten Möglichkeit besteht darin, daß *-il/-l* als Definitheitsmarkierung des Substantivs gelesen wird; wir hätten dann den Topikalisierungsmarker als nachgestellten Artikel interpretiert.

Da Topikalisierungen bereits auf ikonische Art und Weise die Opposition von Definitheit vs. Indefinitheit zum Ausdruck bringen, ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß das opake Affix als Marker einer semantischen Rolle gelesen wird. Für eine solche Lesart spricht auch, daß das einstige Personalpronomen (*il/le*) zum Ausdruck einer semantischen Rolle weit besser geeignet scheint als zum Ausdruck von Definitheit/Indefinitheit. Doch auch die von GIVÓN beobachtete Entwicklungstendenz von Topikalisierungen zu Passivkonstruktionen ist möglich. Der Vorzug eines Reinterpretationsprozesses dieser Art besteht darin, daß er die einzelsprachliche Präsupposition, daß akkusativischer Sprachbau vorliegt, berücksichtigt. Im Bewußtsein der Sprecher des Französischen ist dieser Sprachtyp verankert. Die Interpretation des Personalpronomens als Kasusmorphem, so folgerichtig sie zu sein scheint, wird durch die einzelsprachliche Präsupposition, daß das Agens im Französischen unmarkiert ist, blockiert. Solange beide Lesarten gleich wahrscheinlich sind, wird das wiederholte Personalpronomen nur als Topikalisierungsmarkierung gelesen. Da Topics

immer definit sind, könnte diese Markierung in der Folge als definitiver, nachgestellter Artikel gelesen werden.

Wenn sich Topikalisierungsmarkierungen nicht nur zu Passivmarkierungen entwickeln können, sondern auch zu Kasusmorphemen und zu definiten Artikeln werden können, dann müßte im übereinzelsprachlichen Maßstab häufig formale Identität von 3. Person mit spezifischen Kasusmarkierungen und evtl. mit dem definiten Artikel vorliegen. Das ist tatsächlich der Fall, nur daß solche Übereinstimmungen generell als zufällige Homonymien und nicht als notwendige funktionale Äquivalenzen verstanden werden. Eine Ausnahme macht eine viel zu wenig bekannte Arbeit von HAZELKORN 1983, die solche Homonymien am Beispiel der diachronen Entwicklung von finnougriischen grammatischen Morphemen als funktionale Verwandte enttarnen konnte. Die Übersetzung grammatischer Homonymien steht erst am Anfang und dürfte zunächst auf Widerstand stoßen, da sie der generellen Praxis widerspricht. Man denke nur an den Versuch einer funktionalen Annäherung der 3. Person Singular (-s) an den Genitiv (-s) im Englischen. Der Hinweis, daß der Ergativkasus am ehesten dem Genitiv entspricht und wir am Beispiel von Topikalisierungen des Französischen das Personalpronomen als Ergativkasus uminterpretieren konnten, dürfte nicht ausreichen. Der Hinweis, daß solche Entsprechungen in Sprachen vorkommen, die mit den indogermanischen Sprachen nicht einmal verwandt sind (HAZELKORN 1983), muß allerdings ernst genommen werden. Vor allem aber müssen wir uns fragen, warum im übereinzelsprachlichen Maßstab so viele grammatische Morpheme ‚homonym‘ sind. Die Homonymiethese zeichnet sich zwar durch Vorsicht aus. Die Vertreter dieser These müssen sich aber fragen lassen, warum sich Sprachen bei der formalen Markierung von grammatischen Inhalten soviel Inkonssequenzen und Uneindeutigkeiten leisten sollten. Stellt man diese Frage, dann erweist sich gerade die Homonymiethese als ausgesprochen arglos formuliert.

Diese kritischen Anmerkungen und die exotisierende Betrachtung von Topikalisierungen des gesprochenen Französischen sollten auf folgendes aufmerksam machen: In gesprochener Sprache werden Sätze zum größten Teil nicht vollständig geplant. Dadurch kommt es zu Abbrüchen oder zu Formen ‚unrichtiger Syntax‘. Dazu gehören auch Topikalisierungen. Bei Topikalisierungen wird das Personalpronomen (unter Umständen auch ein Relativpronomen) zunächst redundant geäußert. Die Funktionslosigkeit des Pronomens kann dazu führen, daß seine Funktion immer weniger transparent wird. Opake Elemente sind Reinterpretationsprozessen ausgesetzt. Topikalisierungen können also grammatische Konsequenzen haben.

Topikalisierungen sind charakteristisch für ungeplante Äußerungen. Ihre erneute Grammatikalisierung kann Sprachwandelprozesse auslösen. Das Passiv hat in diachroner sowie in synchroner Hinsicht viele Gemeinsam-

keiten mit Topikalisierungen. Das Passiv ermöglicht die Vervollständigung von Sätzen, die mit einem untypischen Subjekt beginnen. Untypische Subjekte sind in akkusativischen Sprachen Subjekte, die ein Geschehensverb oder eine Geschehenskonstruktion erfordern. Das Passiv darf jedoch nicht mit Topikalisierung gleichgesetzt werden. Das Beispiel des Französischen zeigt, daß auch typische Subjekte topikalisiert werden können (*Jean, il aime Marie* statt *Jean aime Marie*). Der Bereich der Topikalisierungen ist weiter als der des Passivs. Werden Patiens- und Agens-Topikalisierungen musterbildend verwendet und grammatikalisiert, so kommt es zu ergativen Satzmustern. Das Passiv ist nur mit den Patiens-Topikalisierungen vergleichbar. Der Vergleich mit den Topikalisierungen hat gezeigt, daß das Passiv eine Konstruktion der ungeplanten Äußerungen ist. Das Passiv darf daher nicht mit Formen von geplanten Patiens-Topikalisierungen funktional gleichgesetzt werden. Solche sind:

- (5) Den Lehrer hat bis jetzt noch niemand verstanden.
- (6) Diese Arbeit könnte man auch einfacher schreiben.

Sprachpsychologisch gesehen kann ein direktes Objekt erst dann geäußert werden, wenn der Satz bereits vorgeplant ist. Sätze, wie Satz (6) und (7) sind schon vollständig geplant, bevor sie geäußert werden. Die frühere Nennung des direkten Objekts ist eine bewußte Entscheidung. Die Funktion dieses Aktanten ist bereits determiniert, was zum Beispiel die Kasusmorphologie in (5) deutlich macht. Es ist auch bereits festgelegt, welcher Aktant als Subjekt geäußert wird. Topikalisierungen, die eine vollständige Planung des Satzes voraussetzen, wie das bei Sätzen mit topikalisierten direkten Objekten der Fall ist, gehören einer anderen sprachlichen Ebene an. Sie gehören dem Bereich der Stilistik an und nicht dem Kernbereich der grammatischen Markierungen.

Das Passiv stellt dagegen kein stilistisches Phänomen dar. Die Funktion des Passivs besteht nicht in der Topikalisierung von Objekten, sondern in der Signalisierung von bereits topikalisierten Patiensaktanten. Diese wurden topikalisiert, weil die Referenten, auf die sie sich beziehen, dem Sprecher zuerst in den Sinn kamen. Sätze mit topikalischen und unmarkierten Patiensaktanten setzen keine Planung voraus; sie sind zum Teil sogar das Ergebnis unvollständiger Satzplanung. Ein Satz, wie:

- (7) Den Artikel schreibe ich heute noch fertig.

muß dagegen vollständig geplant worden sein, sonst wäre die Signalisierung der Kasusmarkierung des zuerst geäußerten Aktanten nicht möglich. Wir haben somit ein Unterscheidungskriterium für zwei Typen von Sätzen mit topikalisierten Patiensaktanten.

Nach EROMS (1987: 76) waren die Verwendungsunterschiede der beiden möglichen Formen von Patiens-Topikalisierungen bis jetzt unterdeterminiert. EROMS' Beispiele sind:

(8) Dieses Buch gab mir gestern Onkel Fritz.

(9) Dieses Buch wurde mir gestern von Onkel Fritz gegeben.

Auch wenn EROMS Beispiele nimmt, in denen die Kasusmarkierungen von direktem Objekt und Subjekt ununterscheidbar sind, so gilt trotzdem, daß Satz (8) die vollständige Planung durch den Sprecher voraussetzt. Ein topikalisiertes direktes Objekt ist das Ergebnis eines Ableitungsprozesses. Das zeigt sich natürlich vor allem dann, wenn keine Kasushomonymie vorliegt. Das direkte Objekt war von Anfang an nicht als Subjekt intendiert. Beim Passivsatz dagegen ist das Patienssubjekt von Anfang an der Aktant, der als das Zentrum der Referenz und somit als Subjekt intendiert ist. Topikalisierungen, die die Planung der gesamten Äußerung voraussetzen, gehören in den Bereich der Stilistik.

Nur der stilistischen, geplanten Topikalisierung kann eine annähernde Synonymie mit den unmarkierten Aktivsätzen zugeschrieben werden. Passivsätze sind dagegen nicht mit Aktivsätzen synonym und sie sind auch nicht von diesen abgeleitet. Abgeleitetheit setzt Planung voraus. Gerade das ist bei Passivsätzen nicht der Fall. Sie werden nicht mit vollständigen Aktivsätzen in Bezug gesetzt. Die Verteilung der Merkmale Definitheit und Indefinitheit erfolgt in Passivsätzen außerdem anders als in den Aktivsätzen. Passivsätze werden daher zu Unrecht als Konversen von Aktivsätzen bezeichnet. Definitheit/Indefinitheit ist eine wesentliche Merkmalsopposition der Satzorganisation. Gerade in diesem Punkt unterscheiden sich die Passivsätze wesentlich von den Aktivsätzen. Bei einer Konversion oder einer Ableitung aber müßten diese Merkmale erhalten bleiben. Das ist nur bei Eigennamen zuverlässig der Fall.

Die vorgetragenen Überlegungen lassen sich so zusammenfassen: Die Funktion des Passivs besteht darin, topikalisierte untypische und stark definite Subjekte als solche zu markieren. Da die Markierung am ersten Aktanten nicht mehr unmittelbar erfolgen kann, da er bereits geäußert worden ist, wird das Verb gekennzeichnet, das nach LINDSLEY in der gesprochenen Sprache nur zum Teil und nicht vollständig vorgeplant ist.

Ist meine Funktionsbestimmung des Passivs korrekt, so müßte sich ein Zusammenhang zwischen der Häufigkeit des Passivs und spezifischen Textsorten nachweisen lassen: am häufigsten müßte das Passiv dann in gesprochener Sprache und in schnell geschriebenen Texten sein. Am wenigsten sollte es sich in sorgfältig überarbeiteten Texten finden lassen.

Da in gesprochener Sprache Abbrüche und Neuanfänge die Regel sind und so markierte Konstruktionen wie das Passiv vermieden werden, ist es notwendig, die gesprochene Sprache auszuklammern. Tatsächlich sind Passivkonstruktionen in gesprochener Sprache seltener als in geschriebener Sprache. OCHS 1979 geht davon aus, daß in ungeplanten gesprochenen Äußerungen markierte und daher im Kindspracherwerb später erworbene Kategorien seltener verwendet werden als in geplanten gesprochenen



Äußerungen. Sie versucht diese These auch für das Passiv zu beweisen. Spezifisch für gesprochene nicht-geplante Sprache ist nach OCHS (1979: 64–65) die „Referent + Proposition“-Konstruktion. Zwischen dem Referenten und der Prädikation besteht dabei keine syntaktische Beziehung. Damit ist gemeint, daß keine grammatische Kongruenz vorhanden ist. Die „Referent + Proposition“-Konstruktion von OCHS entspricht damit der Topikalisierung, wie sie hier anhand von Beispielen aus dem gesprochenen Französischen demonstriert wurde. Das wird am Beispiel von OCHS (1979: 64) deutlich:

- (9) The mo- the modern art the twentieth century art, there's about eight books.

Die generalisierte Feststellung von OCHS, daß markierte Kategorien in geplanten Äußerungen häufiger sind als in ungeplanten, trifft in bezug auf die Passivkonstruktion nur für die gesprochene Sprache zu. Und nur diese hat OCHS untersucht, um ihre These zu belegen. Für nichtgeplante geschriebene Sprache erweist sich meine Prognose als zutreffend und nicht die von OCHS. Berücksichtigt man, daß die von OCHS beschriebenen Topikalisierungen in diachroner Hinsicht ‚Prä-Passive‘ darstellen, besteht hier aber auch kein Widerspruch.

JÄNTTI (1978: 43), der unterschiedliche Textsorten des Deutschen auf Passivvorkommen hin auswertete, fand eine durchschnittliche Passivhäufigkeit von 10,1%. Weit über dem Durchschnitt liegt die Frequenz von Passivkonstruktionen in Zeitungstexten mit 17,8% (Auswertung der FAZ). Weit unterdurchschnittliche Verwendung ist dagegen bei belletristischen Texten nachweisbar (2,2%). Die Häufigkeit von Passiven in wissenschaftlichen Texten liegt etwa in der Mitte mit 12,5%.

Diese Daten lassen einen Zusammenhang zwischen der Intensität der Textplanung und der Häufigkeit des Passivs erkennen, vor allem wenn man die kurzfristig geschriebenen Zeitungstexte mit den literarischen Texten vergleicht. Die relative Häufigkeit von Passiven in wissenschaftlichen Texten im Vergleich zu der von Passiven in literarischen Texten läßt sich allerdings mit Planungszeiten allein noch nicht erklären. Hier kommt ein weiterer Faktor hinzu: die zentralen Gegenstände in wissenschaftlichen Texten sind überwiegend unbelebt. Da das Merkmal der Belebtheit mit dem Merkmal [+ Agens] korreliert, das Merkmal der Unbelebtheit dagegen Affinität zum Patiens aufweist, sind in wissenschaftlichen Texten die untypischen Patienssubjekte häufig nicht zu vermeiden. Verstärkt wird diese Tendenz durch die Forderung, das Betrachtete und nicht den Betrachter ins Zentrum des Interesses zu stellen. Dieser ‚stuft sich selbst zurück‘.

Die Häufigkeit des Passivs hängt von zwei Hauptfaktoren ab:

1. von den Planungszeiten der Äußerungen und
2. von der Merkmalsopposition der Belebtheit/Unbelebtheit.

Unbelebte Subjekte sind affin zu Geschehensrelationen, belebte dagegen zu Handlungsrelationen. Nach JÄNTTI (1978: 71) sind 83% aller Subjekte von Passivkonstruktionen unbelebt. Das Merkmal der Unbelebtheit weist eine deutliche Affinität zu Patiensrollen auf. Die Beobachtung, daß die meisten Subjekte von Passivsätzen unbelebt sind, ist ein unübersehbarer Hinweis darauf, daß es die Funktion des Passivs nicht sein kann, verlorengegangene Kasusmorphologie zu kompensieren. Daß ein Patiens vorliegt, ist bereits durch das Merkmal der Unbelebtheit sehr wahrscheinlich. Das Passiv monosemiert also nicht Kasusformen, sondern stellt die ‚richtige‘ Konstruktion für ein Patienssubjekt bereit.

Die Art der selektierten Verbalkonstruktion ist also durch die Wahl des Subjekts determiniert und nicht umgekehrt. Nicht das Verb selektiert das Subjekt, sondern das Subjekt selektiert das Verb oder die Verbkonstruktion. Die Wahl des Subjekts ist jedoch prädeterminiert durch den Sprachtyp. In einer Sprache wie dem Deutschen sind Agenssubjekte die prototypischen und damit die ‚besseren‘ Subjekte. Trotzdem gilt, daß das Subjekt nicht durch das Verb regiert wird. Statt also das Subjekt als eine von mehreren Verbergänzungen zu klassifizieren, wie das von Dependenzgrammatikern, mit Ausnahme von EROMS 1987, gehandhabt wird, sollte man das Subjekt als verbexternes Argument bestimmen, wie das im Rahmen der TG und der traditionellen Grammatik geschieht. Die Wahl des Subjekts wird somit durch zwei Faktoren determiniert:

- A. Vom Sprachtyp
- B. Vom Merkmal des Referenzmaximums.

Ich schlage nun vor, den Satz als expandiertes Subjekt bzw. als vollständig referentialisiertes Subjekt zu definieren. Das Subjekt ist die nichterweiterte, nichtprädierte Äußerung, vergleichbar mit dem Einwortsatz im Kindspracherwerb. Dieses ‚Satz-Subjekt‘ ist noch nicht mithilfe von ikonisch oder deiktisch vermittelten grammatischen Inhalten referentialisiert. Als Subjekt rückt immer das Element vor, das durch den Kontext und den Kontext über einen maximalen Grad an Referentialität (im Vergleich zu den anderen konkurrierenden Aktanten) verfügt. Ein untypisches Subjekt erfordert ein untypisches Verb oder eine untypische Verbkonstruktion. Das Passiv stellt solche Verbformen bereit.

Das Passiv weist zwei Eigenschaften auf, die in der Regel nicht miteinander in Beziehung gebracht werden: es ist hier als markiert und als unabgeleitet charakterisiert worden. In der Regel wird Markiertheit mit Abgeleitetheit in Beziehung gesetzt. Umgekehrt gelten unabgeleitete Konstruktionen als unmarkiert. Daß das Passiv nicht von Aktivsätzen ableitbar ist, sollte in diesem Kapitel plausibel gemacht werden. Daß das Passiv trotzdem eine markierte Verbform darstellt, wird durch Erkenntnisse aus der neueren Aphasieforschung bestätigt. Diese sollen als nächstes vorgestellt werden.

### 3.12 Passiv und Markiertheit

Daß Patienssubjekte schwerer zu dekodieren sind und als markierter einzustufen sind als Agenssubjekte, wird durch Ergebnisse aus der Aphasieforschung bestätigt:

FRIEDERICI und GRAETZ 1987 untersuchten die Leistungen von Wernicke- und Broca-Aphasikern, was das Verständnis von Passivsätzen betrifft. Die Muttersprache der Patienten war Niederländisch. Im Niederländischen ist, wie im Deutschen, die Wortstellung variabler als im Englischen, so daß die Agensangaben in Passivsätzen auch vorangestellt werden können. Die Aufgabe, die die Patienten auszuführen hatten, bestand darin, vorgelegte passivische Sätze laut zu lesen und sie jeweils einem Bild zuzuordnen. Als Ablenker wurden den Patienten auch Aktivsätze vorgelegt. Die Aktivsätze wurden in fast allen Fällen richtig dekodiert und dem richtigen Bild zugeordnet. Weder Wernicke- noch Broca-Aphasiker hatten nach FRIEDERICI/GRAETZ (1987: 99) auffallende Schwierigkeiten mit Aktivsätzen. Die Fehlerquote betrug hier lediglich 3,75% bei den Wernicke-Aphasikern und 2% bei den Broca-Aphasikern. Wenn wir davon ausgehen, daß Broca-Aphasiker und Wernicke-Aphasiker über stark unterschiedliche Störungen verfügen (Broca-Aphasiker haben einen erschwerten Zugang zu grammatischen Elementen, genauer zur „closed class morphology“, Wernicke-Aphasiker verfügen dagegen über ein schweres Defizit in bezug auf die semantische Komponente), dann fällt um so mehr auf, daß in keinem Fall die Fähigkeit gestört ist, Aktivsätze hinsichtlich ihrer semantischen Agens- und Patiensrollen richtig zu verstehen. Die Performanz der Aphasiker unterscheidet sich, was die korrekte Zuordnung von semantischen Rollen in Aktivsätzen betrifft, auch nicht nennenswert von der gesunder Kontrollpersonen. Aktivsätze stehen offenbar in Übereinstimmung mit natürlichen Verarbeitungsstrategien. Die Verteilung von semantischen Rollen entspricht den Erwartungen des Dekodierers.

Die Dekodierung von Passivsätzen erfolgt, je nach Art der aphasischen Störung, nach unterschiedlichen Strategien. Als Beispielsätze für einfaches Passiv (d. h. für normale passivische Aussagesätze; daneben wurden auch komplexere Strukturen, wie passivische Fragesätze, getestet) wurden von FRIEDERICI/GRAETZ (1987: 97) aufgeführt:

- (1) De jongen wordt door het meisje gekust.
- (2) Door het meisje wordt de jongen gekust.

In (1) wird das Patiens zuerst genannt, in (2) das Agens.

Wurde die Agensangabe zuerst genannt, so zeigten die Wernicke-Aphasiker die meisten Fehlleistungen, was darauf hinweist, daß sie sich bei der Dekodierung von Agens- und Patiensrollen vor allem auf die sequentielle Anordnung von semantischen Rollen verlassen. Die Erststellung von

Agensaktanten wird als Aktivsatz interpretiert mit dem Agens als Subjekt. Die Erststellung des Patiensaktanten wird als Passiv interpretiert. Offenbar haben auch Wernicke-Aphasiker (und nicht nur Broca-Aphasiker) keinen intakten Zugang zur Morphologie.

Auffällig ist im Gegensatz dazu die vergleichbar gute Performanz von Broca-Aphasikern bei diesem Versuch. Die sequentielle Anordnung von Patiens- und Agensrollen hatte keinen großen Einfluß auf die Performanz. Zu dem gleichen Ergebnis waren auch SMITH/MIMICA 1984 gekommen. FRIEDERICI/GRAETZ (1987: 193) interpretieren ihren Befund so, daß sie den Broca-Aphasikern die Fähigkeit zuschreiben, Markierungen, durch die die semantischen Rollen gekennzeichnet werden, zu erkennen: „Agrammatic Broca's aphasics are able to recognize those closed class elements which assign thematic roles. They are, however, unable to access all features of the structural information given by these elements.“

Auf welche Weise Broca-Aphasiker, trotz der Störung des Zugangs zur „closed class morphology“, die semantischen Rollen erkennen können, darüber geben die Arbeiten von SMITH/BATES 1987 und SMITH/MIMICA 1984 Aufschluß. Sie untersuchten die Bedeutung von mehreren semantischen Merkmalen, die mit den semantischen Rollen korrelieren, für die Performanz von Aphasikern. In bezug auf die Morphologie sind es die Kasusflexive, in semantischer Hinsicht die Merkmale der Belebtheit/Unbelebtheit, die Hinweise zur Erkennung von semantischen Rollen geben können. Dazu kommt als weiterer Faktor die Wortstellung. SMITH/BATES 1987 berücksichtigen als weiteren Faktor, der die Wiedererkennung von semantischen Rollen ermöglichen könnte, die Genuskongruenz zwischen Subjekt und Verb, eine Erscheinung, die es im Deutschen nicht gibt, die aber bei slavischen Sprachen vorkommt. Im Vergangenheitstempus kongruieren dort Subjekt und Verb nicht in bezug auf die Kategorien Numerus und Person; an der grammatischen Kongruenz beteiligt sind die Kategorien Genus und Numerus, wobei die Genuskategorie nur im Singular erkennbar ist. Die Kategorie der Person ist an der grammatischen Kongruenz nicht beteiligt.

SMITH/BATES 1987 berücksichtigen die Genuskongruenz, da es sich bei ihren Patienten um serbokroatische Broca-Aphasiker handelte. Ich gehe davon aus, daß grammatische Kongruenz in bezug auf die Kategorie der Person als ebenso starker Erkennungsfaktor zu bewerten ist wie die Genuskongruenz.

SMITH/BATES 1987 testeten bei Broca-Aphasikern, anomischen Aphasikern und bei Normalpersonen (als Kontrollgruppe) die Verständnisleistungen bei Sätzen, die aus zwei Nomina und einem transitiven Handlungsverb bestanden. Ihre Ergebnisse lassen sich so zusammenfassen:

Die Kontrollgruppe der Normalpersonen verläßt sich bei der Erkennung von Agens- und Patiensrollen primär auf die Kasusmorphologie

(100%). Wurden den Normalpersonen Sätze vorgelegt, bei denen sich die Kasusmorphologie in Widerspruch zur Genuskongruenz befand (z. B. bei der Kongruenz mit akkusativischen Patiensaktanten), so blieb die Kasusmorphologie ebenfalls der entscheidende Faktor bei der Erkennung der semantischen Rollen (90%). Noch weniger einflußreich als die Genuskongruenz war die Kategorie der Belebtheit<sup>7</sup>. Die gleiche Hierarchie, nämlich

#### KASUSFLEXIONEN > (GENUS-)KONGRUENZ > BELEBTHEIT/UNBELEBTHEIT

fanden SMITH/BATES (1987: 18) bei den anomischen Patienten vor.

Ganz anders verfahren die Broca-Aphasiker. Ihre Strategie ist dadurch gekennzeichnet, daß sie sich zur Erkennung semantischer Rollen maßgeblich auf die Merkmale der Belebtheit/Unbelebtheit verlassen.

SMITH/BATES 1987, SMITH/MIMICA 1984 und FRIEDERICI/GRAETZ 1987 stimmen in ihren Ergebnissen darin überein, daß Broca-Aphasiker nicht auf die Wortstellung rekurrieren, um semantische Rollen zu erkennen. Das erste Nomen wird nur dann bevorzugt als Agenssubjekt gelesen, wenn es gleichzeitig das Merkmal der Belebtheit aufweist. Umgekehrt wird ein Nomen auch dann als Agens selegiert, wenn es sich in Zweitposition befindet, aber gleichzeitig belebt ist. Die Kasusmorphologie hat geringen Einfluß auf die Erkennung semantischer Rollen<sup>8</sup>. Bei Sätzen, in denen das erste Nomen im Akkusativ steht, das zweite im Nominativ, wobei das erste Nomen gleichzeitig [+ belebt] ist, wird in 70% der Fälle das erste Nomen als Agenssubjekt interpretiert. Stimmt das erste Nomen im Kasus mit dem Nominativ überein und ist es gleichzeitig belebt, so wird es kaum häufiger als Agenssubjekt selegiert (76%). Das zeigt die Dominanz des Belebtheitskriteriums für Broca-Aphasiker bei der Erkennung von semantischen Rollen. Verständnisschwierigkeiten haben Broca-Aphasiker immer dann, wenn beide Aktanten durch ein Nomen mit dem Merkmal [+ belebt] repräsentiert sind. In einem solchen Fall tendieren auch die Broca-Aphasi-

<sup>7</sup> In den slavischen Sprachen gibt es im übrigen die grammatische Kategorie der Belebtheit: belebte Nomina werden anders flektiert als unbelebte Nomina. Aus der Arbeit geht aber hervor, daß SMITH/BATES nicht von den jeweils unterschiedlichen Kasusendungen für Belebtheit vs. Unbelebtheit ausgehen, sondern vielmehr von den semantischen Merkmalen der Belebtheit/Unbelebtheit, ohne Berücksichtigung der Auswirkungen auf die Kasusmorphologie.

<sup>8</sup> Die Verständnisleistungen der Aphasiker wurden dadurch zugänglich und überprüfbar, indem man sie die Situationen, die in den Sätzen zum Ausdruck kommen, mit Spielzeugmodellen, die belebte und unbelebte Nomina darstellten, nachspielen ließ. Die Agens- und Patiensrelationen werden durch die Art der Bewegungen der Modelle zueinander ausgedrückt.

ker dahin, den ersten Aktanten als Agens zu interpretieren. Die Hierarchie der Merkmale als Dekodierungshilfen ist bei den Broca-Aphasikern somit: BELEBTHEIT/UNBELEBTHEIT > WORTSTELLUNG > KASUS-FLEXIVE

All die erwähnten Merkmale (Kasusmorphologie, Kongruenz, Wortstellung, Belebtheit/Unbelebtheit) sind zueinander affin. In unmarkierten Basissätzen herrscht eine vollständige Korrelation dieser Merkmale vor. Die unterschiedlichen Strategien bei den verschiedenen Aphasietypen geben Hinweise darauf, welche Komponente — die syntaktische, semantische oder morphologische — erhalten geblieben ist. Wir erfahren auch, in wieviel Teilkomponenten unmarkierte Strukturen aufgefächert und damit zu markierten und informationsreicheren Strukturen werden können. Besteht eine vollständige Korrelation der Merkmale und somit maximale Unmarkiertheit, so ist die Performanz der Broca- und der Wernicke-Aphasiker mit der von Normalpersonen vergleichbar. Sie beträgt ebenfalls 100%, wie SMITH/BATES (1987: 22) feststellen: „Indeed, when there was a convergence of case contrasts, gender agreement, and animacy contrasts, all indicating that the first noun of the sentence was the agent, Broca's aphasics' performance was identical to that of normal subjects (100% choice of first noun as agent).“

Das stimmt auffällig mit dem Ergebnis von FRIEDERICI/GRAETZ 1987 überein, wonach Broca-(und Wernicke-)Aphasiker über eine mit Normalpersonen vergleichbare Performanz von Aktivsätzen verfügen. Da hier eine vollständige Korrelation aller Merkmale, die zur Markierung von möglichen Agens- und Patiensaktanten vorhanden sind, in prototypischer Form vorliegt, fällt es nicht ins Gewicht, wenn kein Zugang zu allen Markierungen von Merkmalen vorhanden ist. Ist die prototypische Merkmalsübereinstimmung aufgehoben, wie das bei den markierten Konstruktionen der Fall ist, so wird deutlich, zu welcher Art von Markierungen, die ja Dekodierungsanweisungen darstellen, die Aphasiker jeweils Zugang haben. Wernicke-Aphasiker verwenden die Wortstellung als Hilfe zur Erkennung von semantischen Rollen; Broca-Aphasiker rekurrieren auf das semantische Merkmal der Belebtheit/Unbelebtheit. Das sind Strategien, die mit dem bekannten Bild von der Wernicke-Aphasie übereinstimmen. Danach ist die Wernicke-Aphasie primär durch ein semantisches Defizit charakterisiert, wogegen bei der Broca-Aphasie vor allem ein syntaktisches Defizit vorliegt.

Wesentlich erscheint mir in diesem Zusammenhang die Einsicht, daß in beiden Fällen der Zugriff zur morphologischen Komponente gestört ist. Für Broca-Aphasiker wird derzeit nur ein rudimentärer Zugang zur „closed class morphology“ angenommen (z. B. von SMITH/BATES 1987 und von FRIEDERICI/GRAETZ 1987); letztere könnten sonst nicht erklären, warum

Broca-Aphasiker Passivsätze, bei denen die Agensrolle der Patiensrolle vorausgeht, trotzdem richtig interpretieren. Hier könnte allerdings auch über die vorhandene semantische Kompetenz die Präposition der Agensangabe als solche erkannt werden.

Ich habe die morphologischen Markierungen als Indikatoren für Abweichungen von ‚natürlicher‘ Syntax eingeführt. Natürliche Syntax ist durch die nichtarbiträre Zuordnung von syntaktischer (sequentieller) und semantischer Komponente charakterisiert worden. Die durch die morphologischen Markierungen repräsentierten grammatischen Kategorien haben die Funktion, grammatische Relationen aufzuzeigen, die von diesen nichtarbiträren primären Korrelationen abweichen. Bei einer Störung dieser Komponente können, wie durch die Ergebnisse aus der Patholinguistik transparent geworden ist, nur noch die jeweils unmarkierten grammatischen Merkmale dekodiert werden. Was bei den verschiedenen Störungen erhalten bleibt, sind also die Präsuppositionen. Bei den Broca-Aphasikern ist der Zugang zu dem Merkmal [+ belebt] erhalten, bei den Wernicke-Aphasikern der Zugang zu dem syntaktischen Merkmal [+ Topic]. Die restlichen Merkmale werden jeweils gemäß den natürlichen Präsuppositionen ergänzt. So erklärt es sich, daß die unmarkierten Aktivsätze, in denen keine Verstöße gegen die Präsuppositionen vorliegen, richtig interpretiert werden. Passivsätze sind dagegen schwerer zu dekodieren, weil sie sich durch Verstöße gegen die grundlegenden und erwartbaren Merkmalskorrelationen ausweisen:

1. Das Topic ist kein Agens.
2. Das Topic ist unbelebt.

Der erste Punkt stellt dabei das zentralere Merkmal von Passivsätzen dar, da (1) immer vorliegt, während (2) nur stark mit (1) korreliert. Verstöße gegen Präsuppositionen werden markiert. Diese Markierungen sind Wernicke- und Broca-Aphasikern gleichermaßen unzugänglich. Wenn die Performanz von Broca-Aphasikern trotzdem besser ist als die von Wernicke-Aphasikern, dann nicht deswegen, weil sie einen Zugang zur sog. „closed class morphology“ aufzuweisen hätten. Die Performanz der Broca-Aphasiker ist besser, weil das semantische Kriterium der Belebtheit/Unbelebtheit, auf das sie sich verlassen, sich besser zur Erkennung der semantischen Rollen Agens und Patiens eignet als das syntaktische Topic-Kriterium, auf das sich die Wernicke-Aphasiker verlassen.

Bei Normalpersonen ist das morphologische Kriterium das entscheidende Kriterium. Es hebt die präsupponierten Zuordnungen von Syntax (Topic) und Semantik (Agens) in ihrer Gültigkeit auf und ist so letztendlich verbindlich. Die Funktion der grammatischen Kategorien ist es also, die Zuordnung von semantischen und syntaktischen Merkmalen neu zu regeln, wodurch neue Information zum Ausdruck gebracht wird. Sie wird dadurch

erzeugt, daß die grammatischen Merkmale neu kombiniert werden. Dabei wird kein einziges der grammatischen Merkmale aufgehoben. Es liegen nur Merkmalsverschiebungen vor. Diese Verschiebungen werden durch die morphologischen Markierungen der grammatischen Kategorien kenntlich gemacht. Zwei Arten von Verschiebungen sind dabei auf der linearen Kette der sprachlichen Äußerungen möglich: Verschiebungen nach vorne (Topic-Richtung) und Verschiebungen in die entgegengesetzte Richtung. Beim Passiv wurde das bereits deutlich: beim persönlichen Passiv rückt das nichttopikale Patiens in Topic-Position und somit nach vorne. Mit ‚vorne‘ ist immer gemeint ‚früher geäußert/zu äußern‘; beim unpersönlichen Passiv kommt es zur Rückwärtsverweisung des sonst topikal Agens. Die beiden Arten der Verschiebungen kann man als anaphorische und kataphorische Verweisungsfunktionen bezeichnen. Grammatische Markierungen geben eine Anweisung, in welcher Richtung die Verweisung vorzunehmen ist.

Es ist zu vermuten, daß diese Verweisungsfunktionen nicht allein für das Passiv charakteristisch sind, sondern auch bei weiteren grammatischen Kategorien genutzt werden. Zum Abschluß sollen die bis jetzt geäußerten Passivdefinitionen nochmals zusammengefaßt werden, um daraufhin die Definitionen, die auf das Passiv beschränkt sind, von denen zu unterscheiden, die einen weiteren Gültigkeitsradius beanspruchen können.

### 3.13 Das Passiv und die anderen Kategorien

Ein Überblick über die versuchten Annäherungen an eine Funktionsbestimmung des Passivs soll deutlich machen, daß einige der beschriebenen Eigenschaften des Passivs nicht auf das Passiv allein beschränkt sind. Ein Teil der Funktionen des Passivs ist generalisierbar und auf andere Kategorien übertragbar. Vor allem eine der erarbeiteten Funktionen des Passivs erweist sich als konstitutiv für die grammatischen Kategorien ganz allgemein. Eine Zusammenfassung der erarbeiteten Definitionen und Funktionsbestimmungen des Passivs soll die Unterscheidung zwischen passivspezifischen Funktionen und Funktionen, die sich auch auf andere Kategorien übertragen lassen, erleichtern:

- (1) Die Funktion des Passivs ist es, ein definites Patiens in der syntaktischen Position des direkten Objekts zu vermeiden (3.2).
- (2) Das Passiv ist das Ergebnis eines Intransitivierungsprozesses. Dieser ist notwendig, um nichtprototypische Subjektwahl zu ermöglichen. Agensreduktion ist nur eine Begleiterscheinung, nicht aber der Zweck dieses Prozesses (3.3).
- (3) Der Vergleich des Passivs mit dem Antipassiv bestätigt diese Definition. Auch beim Antipassiv findet ein Intransitivierungsprozeß statt.



- Auch dieser Prozeß resultiert in einer für den spezifischen Sprachtyp untypischen Zuordnung von Subjekt und semantischer Rolle (3.4).
- (4) Das Vorhandensein von Passiv und Antipassiv legt den Schluß nahe, daß in einer Sprache zwei Perspektiven — die Handlungsperspektive und die Geschehensperspektive — zur Realisierung drängen (3.5).
  - (5) Das Passiv ist eine Perspektivierungskategorie, die die Wahl zwischen zwei ‚Origines‘ ermöglicht (3.5).
  - (6) Die Funktion des Passivs ist es, ein bereits definites Patiens an privilegierter Position zu realisieren. Das Passiv ist dabei der Ausdruck einer Strategie, die darauf zielt, Dominanzkonflikte zwischen dem Merkmal der Definitheit und dem Agensmerkmal zugunsten des Definitheitsmerkmals zu entscheiden (3.5 und 3.6).
  - (7) Das (definite) Passiv ist der definite Pol einer Definitheits-/Indefinitheitskategorie. Es gibt auch ein indefinites Passiv. Wie der definite Artikel ist das definite Passiv anaphorisch; das indefinite Passiv hat, wie der indefinite Artikel, kataphorische Verweisungsfunktion (3.6).
  - (8) Die Funktion des Passivs besteht in der Wiederherstellung der natürlichen, präsupponierten kommunikativen Gliederung der Äußerung. Die Funktion des Passivs besteht somit in der sekundären Reikonisierung der Syntax (3.7).
  - (9) Das Passiv ist eine Kategorie, die für das Subjekt arbeitet. Es lokalisiert das Subjekt (3.8).
  - (10) Die Funktion des Passivs ist es, ein Referenzgefälle innerhalb des Satzes zu garantieren (3.10).
  - (11) Das Passiv ist markiert und unabgeleitet, d. h. nicht von Basissätzen ableitbar (3.11 und 3.12).

Schon der Vergleich mit der Aspektkategorie hat Hinweise darauf geben können, welche Funktionen die Kategorie des Passivs überschreiten. Auch der Aspekt ist eine perspektivische Kategorie, mit der Differenzierung nach Innen- und Außenperspektive. Beim Passiv kommt eine weitere Differenzierung hinzu: die zwischen Handlungs- und Geschehensperspektive. Welche dieser beiden Perspektiven privilegiert wird, hängt beim Passiv vom Grad der Definitheit, genauer vom Grad der Referentialität der einzelnen Aktanten ab. Bei beiden Kategorien herrscht ein gewisser Spielraum bei der Wahl der einen oder anderen Perspektive. Es gibt zwar grammatische Zwänge und Notwendigkeiten, die eine bestimmte Perspektive manchmal ausschließlich fordern können, doch handelt es sich dabei um keine prinzipielle Einschränkung der Perspektivierungsfreiheit. Die funktionalen Zwänge werden immer nur von anderen Kategorien ausgeübt, die auf einer höheren Ebene der grammatischen Organisation stehen. Es wird zu zeigen sein, daß dann auf dieser Ebene die Möglichkeit, die Perspektive zu wählen, vorhanden ist, wodurch der Zugriff auf die anderen, ‚einfacheren‘ Perspektivierungsfunktionen eingeschränkt sein

kann. Die Untersuchung der Relationen zwischen Aspekt und Passiv im folgenden Kapitel wird zeigen, daß der funktionale Zwang tatsächlich nur unidirektional wirksam werden kann.

Auf die Familienähnlichkeit von Additivität und Indefinitheit, sowie von Nonadditivität und Definitheit wurde bereits aufmerksam gemacht. Perfektive und außenperspektivierende Verben haben zum Teil ähnliche Qualitäten wie das definite Passiv: Ereignisse, die in ihrer Totalität dargestellt werden, haben Konturen, sind begrenzt und weisen somit Ähnlichkeit mit dem Merkmal der Definitheit auf.

Das definite Passiv hat ferner anaphorische Qualität. Der definite Artikel verweist darauf, daß etwas bereits im Kontext geäußert worden ist und darin also bereits vorerwähnt ist, oder daß es bereits im außersprachlichen Kontext vorkommt. Das definite Passiv verweist darauf, daß das Patiens bereits vorkam, also früher als erwartet geäußert worden ist. Auch der nonadditive Aspekt hat anaphorische Qualität. Außenperspektivierung impliziert ein Zurücktreten vom Gegenstand, wodurch dieser in den Vordergrund tritt, als Ganzes sichtbar und mit Konturen versehen wird.

Konturen haben eine vordergrundierende Wirkung. Das sei an einem Beispiel erläutert: Man nehme ein Blatt Papier und zeichne darauf einen Kreis oder eine beliebige andere abgeschlossene Figur. Die abgeschlossene Kontur wird in unserer Wahrnehmung immer als vorne dekodiert, die potentiell unbegrenzte Fläche des Papiers als hinten. Auch wenn 'objektiv' keine solche Differenzierung vorliegt, neigen wir in unserer Wahrnehmung zu dieser Art von Reliefbildung.

Daß dies auch bei sprachlichen Kategorien der Fall ist, ist mehrfach aufgefallen. WEINRICH 1964 hat die Differenzierung von Vordergrundierung und Hintergrundierung anhand der Tempuskategorie demonstriert. Diese Differenzierung läßt sich nicht allein auf die Tempuskategorie einschränken. WEINRICHs aggressive Behandlung der Aspektkategorie weist darauf hin, daß er diese Funktion auf das Tempus beschränken wollte. Dadurch wurden dem Tempus exklusiv Funktionen zugeteilt, die es mit den anderen Kategorien lediglich teilt. WALLACE 1982 hat ebenfalls zwischen vordergrundierenden und hintergrundierenden Kategorien unterschieden, indem er die Differenzierung von „Figure and Ground“, die aus der Wahrnehmungspsychologie stammt, auf die Kategorien übertragen hat. Er sieht ebenfalls den perfektiven Aspekt als vordergrundierende Kategorie: „We can not escape the conclusion that the perfective, at least in these languages, connotes greater specificity, selection, and attention, while the imperfective is hazier, vaguer, more in background, and less salient“ (WALLACE 1982: 205). WALLACE entdeckt die Figure-Ground-Differenzierung auch bei der Modus- und Tempuskategorie und beim Genus verbi. Wenn hier auf eine genauere Darstellung von WALLACE's Zuordnungen verzichtet wird, dann deswegen, weil seine Zuordnungen

im Detail von den von mir vorgenommenen stark abweichen. So definiert er, um nur ein Beispiel zu nennen, das Passiv als hintergrundierende Kategorie, während ich das (definite) Passiv mit dem perfektiven Aspekt als Vordergrundkategorie eingeordnet habe. Wichtig an der Skizze von WALLACE ist, daß er darauf aufmerksam macht, daß Wahrnehmungskategorien in den sprachlichen Kategorien wieder auftauchen. Die Zuordnungen, die er daraufhin vorgeschlagen hat, muß man als erste Überlegungen dazu betrachten, die noch nicht verbindlich sein können. Diese Zuordnungen sind nicht auf Anhieb zu entdecken.

Jede Kategorie hat jedenfalls eigene Relieffunktionen. Der Aspekt verweist auf die Differenzierung von Innen und Außen, das Passiv auf die von Handlung und Geschehen, das Tempus auf ein Vorher (Vergangenheitstempora) und ein Nachher (Futur). Auf die Moduskategorie soll noch nicht vorgegriffen werden.

Will man die gemeinsame Qualität, die sich diese Kategorien teilen, zusammenfassen und diesen Inhalt mit ihren formalen Markierungen in einen Zusammenhang bringen, so bleibt als Nenner: alle Kategorien weisen anaphorische und kataphorische Verweisungsrelationen auf. Die anaphorischen Markierungen verweisen nach vorne. Dieses ‚vorne‘ bezieht sich auf die lineare sprachliche Kette. Der kategoriale Inhalt dieser anaphorischen Markierungen ist schon nicht mehr auf die lineare Dimension beschränkt, sondern wird in die Vorstellung eines Vordergrunds übersetzt. Die kataphorischen Markierungen verweisen auf einen späteren Punkt auf der linearen Kette; ihr kategorialer Inhalt ist Hintergrundierung. Da bei jeder grammatischen Kategorie diese Differenzierung in jeweils modifizierter Qualität aktualisiert wird, ermöglicht die Gesamtheit der grammatischen Kategorien die Evozierung von vieldimensionalen Vorstellungen.

In akkusativisch gebauten Sprachen wie dem Deutschen werden überwiegend die anaphorischen Relationen markiert, die kataphorischen dagegen vorausgesetzt. Am Beispiel des Passivs war allerdings bereits sichtbar geworden, daß anaphorische Markierungen nicht selten durch einen zusätzlichen kataphorischen Pol ergänzt werden: dieser wird beim definiten Passiv durch das indefinite Passiv gebildet. Primär steht das definite Passiv im Deutschen aber in Opposition zum Aktiv. Daß auch hier die Opposition zwischen Anaphorik und Kataphorik vorliegt, soll abschließend noch illustriert werden.

Entscheidend für das Verständnis des Passivs und des Aktivs ist, daß man die Relationen, die zwischen dem Verb und den einzelnen semantischen Rollen vorliegen, berücksichtigt. Die Relationen zwischen dem Verb und dem Patiens bzw. zwischen dem Verb und dem Agens bleiben immer gleich und werden auch nicht durch die Veränderung des syntaktischen Status von Agens oder Patiens verändert. So ist die Gerichtetheit der Relation zwischen dem Verb und der Patiensrolle in transitiven Aktivsätzen

dieselbe wie in den intransitiven Passivsätzen. Die Verbsituation ist immer auf das Patiens gerichtet:

AKTIV: AGENSSUBJEKT  $\longrightarrow$  VERB  $\longrightarrow$  PATIENS  
 PASSIV: PATIENSSUBJEKT  $\longleftarrow$  VERB

Im Aktivsatz ist das Agens die Origo der Handlung. Bei Geschehenskonstruktionen und Geschehensverben ist die Origo der Handlung im Verb. Es verwundert nicht, daß beim Passiv der akkusativischen Sprachen das (meist unausgedrückte) Agens immer mitverstanden wird.

Die Funktion des Passivs ist allein über die Relation zwischen dem Verb und dem Patiens nicht zu bestimmen. Das Patiens ist immer derjenige Aktant, auf den das Verbereignis gerichtet ist. Das Agens ist der Aktant, von dem es ausgeht. Der wesentliche Unterschied zwischen Aktiv und Passiv besteht darin, daß sich die Verbalgerichtetheit in bezug auf die vorgegebene Linearität der Äußerungskette unterscheidet. Liegt Parallelität zwischen natürlicher Linearität und Verbalrichtung vor, so handelt es sich um eine unmarkierte Konstruktion. In akkusativischen Sprachen wie dem Deutschen ist das die Aktivkonstruktion. Beim Passiv wird die Linearität der sprachlichen Kette erneut genutzt, nur diesmal in umgekehrter Richtung. Durch die beim Passiv vorliegende kontraikonische Konstruktionsweise entsteht ein Zuwachs an Information, der die ikonisch realisierten grammatischen Inhalte der ersten Ebene überlagert. Daß die natürliche materielle sprachliche Linearität doppelt genutzt wird, ist vom Standpunkt der sprachlichen Ökonomie aus betrachtet nur konsequent.

Im übereinzelsprachlichen Maßstab betrachtet, ist keine dieser beiden Richtungen natürlicher. In ergativen Sprachen werden vor allem die kataphorischen Relationen markiert, und die anaphorischen Relationen bleiben unmarkiert. So ist dort die Mehrzahl der Verben perfektiv, das Antipassiv wird bevorzugt mit imperfektiven Verben gebildet etc. Nur einer der mit sprachlicher Linearität verbundenen Inhalte wird universal präsupponiert: die Opposition zwischen Definitheit und Indefinitheit. Alle anderen Inhalte werden erst sekundär und einzelsprachspezifisch darauf aufgebaut. Die ‚willkürliche‘ Wahl zwischen den Alternativen bestimmt den Sprachtyp: von da an ist nichts mehr willkürlich.

Das definite Passiv im Deutschen steht in zweifacher Opposition. Es ist eine anaphorische Kategorie, die primär in Opposition zum kataphorischen Aktiv und sekundär in Opposition zum ebenfalls kataphorischen indefiniten Passiv steht. In Opposition zum Aktiv stellt das Passiv den markierten Pol, in Opposition zum indefiniten Passiv stellt das (jetzt explizit definite) Passiv den unmarkierten Pol dar. Durch diesen Prozeß des Wechsels von Kataphorik zu Anaphorik und umgekehrt (Aktiv — definites Passiv — indefinites Passiv) mit gleichzeitiger Umkehrung der Markiertheitswerte wird ein kategoriales System aufgebaut. Es wird an weiteren Kategorien

zu prüfen sein, ob dieser Prozeß nur beim Teilsystem Passiv zu beobachten ist oder ob auch andere Kategorien nach diesem Prinzip organisiert sind und in vergleichbarer Weise in mehrfachen Oppositionen stehen.

Die Wahl eines der Pole von sprachlichen Kategorien ist nicht durch die erfahrbare außersprachliche Wirklichkeit determiniert. Darin unterscheiden sich sprachliche Kategorien von Wahrnehmungskategorien. Es liegt am Sprecher, ob er die anaphorische oder die kataphorische sprachliche Perspektive wählt: er kann entscheiden, ob er ein Ereignis als in seiner Totalität betrachtet oder aus einer Innenperspektive heraus darstellen will. Genauso frei kann die Geschehens- oder Handlungsperspektive gewählt werden, sobald ein Ereignis mehrere Standpunkte der Beteiligung zuläßt. Mit dem indefiniten Passiv steht schließlich sogar die Möglichkeit zur Verfügung, beide Standpunkte in den Hintergrund zu verlegen und so den Vordergrund unbesetzt zu lassen. Die anaphorischen und kataphorischen sprachlichen Kategorien sind zwar inhaltlich durch Wahrnehmungskategorien wie ‚Figure and Ground‘ motiviert, aber sie erlauben es, diese aufzuheben, zu negieren oder ständig zu wechseln. Mit anderen Worten: die sprachlichen Kategorien ermöglichen es, daß wir uns immer wieder von der erfahrbaren, außersprachlichen Wirklichkeit lösen, indem wir ständig unseren vorgegebenen egozentrischen Standpunkt verlassen und ihn so relativieren. Auch in bezug auf die Tempuskategorie läßt sich das bereits andeuten, wenn auch noch nicht vorwegnehmen: Ereignisse werden als vergangen, gegenwärtig oder zukünftig dargestellt. Es liegt in der Entscheidung des Sprechers, wie weit er den Radius der Gegenwart spannt. Bei der Verwendung modaler Kategorien verhält es sich nicht anders.

Natürlich bestehen funktionale Zwänge; so muß im Deutschen in indirekter Rede ein spezifischer Modus verwendet werden. Entscheidend aber ist, daß diese funktionalen Zwänge vom System der sprachlichen Kategorien ausgehen und nicht durch die nichtsprachliche Außenwelt erzwungen sind. Diese Umwelt macht zwar Vorgaben (real/irreal), aber diese sind nicht verbindlich. Die freie Wahl einer Perspektive kann dagegen Konsequenzen bei der Selektion anderer Perspektiven haben. So sind bestimmte Konstruktionen in manchen Sprachen nur mit spezifischen Aspektverben möglich. Der Grund dafür sind die Affinitäten der Kategorien zueinander, die noch genauer dargestellt werden.

Die Perspektivierungsfreiheit, die uns durch die sprachlichen Kategorien gewährt wird, ist potentiell unbegrenzt. Wenn Kategorien sich stufenweise über anaphorische und kataphorische Verweisungsrelationen entfalten können, wobei durch den Prozeß der Markiertheitsumkehrung neue kategoriale Inhalte entstehen können und falls sich dieser Prozeß über die grammatischen Ebenen hinaus bis in die Ebene des Stils fortsetzen sollte, dann ist eine Begrenzung des Perspektivierungspotentials nicht absehbar. Mit anderen Worten: falls sich sprachliche Kategorisierung als prozessuales

Verfahren herausstellen sollte und nicht als starres Inventar von Filtern, dann liegt es am Sprecher allein, wie weit er dieses Verfahren in seinen jeweiligen Äußerungen treiben will. Sprecher können sich mit fossilisierten Redewendungen begnügen, die hinsichtlich ihrer kategorialen Vielfalt beschränkt und ebenfalls versteinert sind, oder sie können versuchen, sich von dem Vorgegebenen (sprachliche Muster oder Erfahrungsmuster) zu lösen, wobei vielfältige Stadien dieses Loslösungsvorgangs möglich sind.

Die einzigen Einschränkungen bei der Verwendung von Kategorien werden, wie gesagt, durch diese selber bewirkt. Die Wahl einer Kategorie oder eines kategorialen Pols, zum Beispiel des definiten Passivs, kann unter noch genau zu klärenden Voraussetzungen die Freiheit der Aspektwahl einschränken. Die komplexere Kategorie übt dabei immer einen Druck auf die einfachere Kategorie aus und nicht umgekehrt. So ist im übereinzelsprachlichen Maßstab beobachtbar, daß das Passiv nicht selten bevorzugt von perfektiven Verben gebildet wird (das Antipassiv von imperfektiven Verben). Im folgenden Kapitel soll auf diese Affinitäten und funktionalen Zwänge aufmerksam gemacht werden. Es geht zunächst um das sogenannte Resultativum, eine Kategorie, die man als instabile Übergangskategorie bezeichnen könnte.

Kennzeichen des Resultativums ist es, soviel sei vorausgeschickt, daß es nur mit perfektiven Aspektverben und terminativen Aktionsartverben gebildet werden kann. Am Beispiel des Resultativums soll gezeigt werden, daß Sprachen generell dazu tendieren, auch diese funktionalen Zwänge aufzuheben, wodurch neue Kategorien entstehen. Ein Resultativum, das sich mit jedem Verb, gleich welcher Aspektualität, konstruieren läßt, ist kein Resultativum mehr. Das ist kein kategorialer Unfall, sondern eine Tendenz, die häufig zu beobachten ist. Es gibt Übergangskategorien und Vollkategorien, wie ich im folgenden zeigen will. Vollkategorien sind Aspekt und Genus verbi. Übergangskategorien sind dadurch gekennzeichnet, daß sie nur anaphorisch oder nur kataphorisch sind. Erst durch die Ausbildung des zweiten Pols werden sie zu vollständigen Kategorien. Im Deutschen sind Reste einer Übergangskategorie, die zwischen Aspekt und Passiv angesiedelt ist, noch vorhanden. In den weiteren Kapiteln soll schließlich gezeigt werden, daß die ‚Versprechungen‘, die ich bislang in bezug auf die sprachlichen Kategorien vorgebracht habe und die auf der Basis von nur zwei Kategorien als übertrieben erscheinen mögen, auch eingelöst werden können.

Kategorien  
Vollkategorien

## 4. Kapitel: Zwischen Aspekt und Passiv: das Resultativum

### 4.1 Das Resultativum *sein* + Partizip II: Entstehung und Entwicklung

Nimmt man die formale Übereinstimmung von *sein*-Perfekt und *sein*-Passiv ernst und veranschlagt nicht lediglich Homonymie der beiden Vorkommen von *sein* + Partizip II, so sollte man einen gemeinsamen Nenner dieser beiden, scheinbar hinsichtlich ihrer grammatischen Bedeutungen unterschiedlichen Formen rekonstruieren können:

Fragen wir uns also, worin die Gemeinsamkeit der folgenden Sätze bestehen könnte:

- (1) Sie ist gekommen.
- (2) Sie ist gestorben.
- (3) Die Blume ist verblüht.
- (4) Er ist getauft.

Das Charakteristische der Bedeutung dieser Verbalformen ist, daß es sich sämtlich um zugrundeliegende nonadditive Verbalereignisse handelt. All diese Verbalprozesse sind durch das Merkmal der Grenzbezogenheit gekennzeichnet. Das Erreichen der Grenze ist ein Teil der Verbalbedeutung. Würden nun die Sätze (1) bis (4) nach den Vorschlägen der gegenwärtigen Grammatikschreibung klassifiziert werden, so wären die Sätze (1) bis (3) dem *sein*-Perfekt zuzuordnen; die Verbalform in (4) müßte man dagegen dem Zustandspassiv zuweisen.

Wie kommt es zu diesen beiden unterschiedlichen Verbklassen und wie kommt es, daß *sein* + Partizip II gleich zwei unterschiedlichen Verbkategorien zugeordnet wird? Einmal gehört es der Kategorie des Genus verbi (Passiv) an, zum anderen der Tempuskategorie. Das sog. *sein*-Perfekt wird von der traditionellen Grammatikschreibung durchaus als Tempus klassifiziert, wenn auch als relatives Tempus. Eine weitere Frage stellt sich jedem, der die Grammatik naiv und ohne weiteren theoretischen Anspruch betrachtet: Warum verfügt das Deutsche gleich über zwei Perfektformen (das *sein*-Perfekt und das *haben*-Perfekt) und zwei Passivformen (das *sein*-Passiv und das *werden*-Passiv)? Wie kommt es, daß das Englische nur ein Passiv (*be* + Partizip II) und nur ein Perfekt (*have* + Partizip II) aufweist? Im Französischen wiederum gibt es nur eine Passivform (*être* +

Partizip II), aber zwei Perfektformen, während in anderen romanischen Sprachen, wie etwa dem Italienischen, der Dualismus in der Passivbildung wieder erscheint (MILAN 1985). In den slavischen Sprachen, wie z. B. dem Russischen und dem Tschechischen, gibt es zwar zwei Passivformen, aber kein Perfekt. Es ist sinnvoll zu versuchen, Hinweise auf Gesetzmäßigkeiten, die sich hinter dieser Varianz verbergen könnten, zu kumulieren. Auf diese Weise kann eine übergeneralisierende Erklärung der Vorkommen von *sein* + Partizip II im Deutschen vermieden werden. Auch die Berücksichtigung der Diachronie gibt Hinweise, die der übergeneralisierenden Tendenz von rein synchronen Systematisierungsversuchen entgegenwirken können. Ich beginne mit der diachronen Betrachtung von *sein* + Partizip II. Später werden sich übereinzelsprachliche Erkenntnisse zum Resultativum anschließen.

Was die Distribution von *sein* + Partizip II im Gotischen und im Althochdeutschen (einschließlich NOTKER) betrifft, so besteht eine eindeutige Affinität von Verben perfektiver Aspektualität zu dieser Konstruktionsart. Nach OUBOUZAR (1974: 11) wird bei NOTKER das Partizip II nur von Verben resultativen Aspekts (d. h. perfektiven Aspekts und terminativer Aktionsart) gebildet. Man könnte nun annehmen, daß diese Aussage erst recht für das Gotische zutreffen müßte, wo die aspektuelle Differenzierung Perfektivität vs. Imperfektivität bzw. Resultativität vs. Kursivität noch ausgeprägter war als im Althochdeutschen. Doch ist die Regel im Gotischen nicht so eindeutig:

*Wisan* + Partizip II wurde mit der Präsensform von *wisan* nur mit perfektiven/terminativen (und gleichzeitig transitiven) Verben gebildet. Das Präteritum *was* + Partizip II wurde allerdings mit Verben perfektiver/terminativer und imperfektiver/durativer Aspektualität gebildet. Das heißt, es muß 2. Partizipien von imperfektiven/durativen Verben gegeben haben.

Wenn nun OUBOUZAR bei NOTKER kein Partizip II von imperfektiven (,kursiven') Verben findet, so nehme ich nicht an, daß sie ihr Material uminterpretiert hat. Bei NOTKER ist im Vergleich zum Gotischen folgende Neuerung zu beobachten:

*Sein* + Partizip II ist an diesem Stadium auch mit perfektiven intransitiven Verben belegt; d. h. *sein* + Partizip II kann im Gegensatz zum Gotischen sowohl von transitiven als auch von intransitiven Verben gebildet werden, mit einer Einschränkung: Hauptkriterium für den Zugang zur Konstruktion ist die Aspektualität des Verbs: es hat perfektiven Aspekts bzw. terminativer Aktionsart zu sein.

Nach ÖBERG 1907 hat sich das Gotische mit der Umschreibung mit *ist* ein „Tempus Perfektum des Passivs“ geschaffen; der gleichen Ansicht ist PAUL 1902. Dazu muß man wissen, daß es im Gotischen ein synthetisches Passiv gegeben hat; allerdings war nur das Präsensparadigma des synthetischen Passivs erhalten geblieben. *Wisan* + Partizip II wird nun als die



Ergänzung des Paradigmas verstanden. Dazu kommt, daß *wairþan* + Partizip II als Konstruktion im Gotischen ebenfalls belegt ist, allerdings nur im Präteritum, also *warþ* + Partizip II. Auch *warþ* + Partizip II wird fast ausschließlich mit perfektiven/terminativen Verben verwendet. Daß bei der Entstehung des Passivs die Verben perfektiver/terminativer Aspektualität zunächst primär beteiligt waren, überrascht nicht. Es besteht eine ausgeprägte Affinität zwischen Verben perfektiven Aspekts und Passivierung bzw. eine Affinität von Perfektivität und Passivbedeutung sowie im übrigen von Imperfektivität und Tempusbedeutung, was erst später ausgeführt werden kann.

Ich gebe zunächst eine Übersicht zum Gotischen:

- |                            |  |
|----------------------------|--|
| <i>ist</i> + Partizip II:  | Diese Präsensformen werden nur von perfektiven transitiven Verben gebildet.  |
| <i>warþ</i> + Partizip II: | Es gibt davon nur Formen im Präteritum; sie werden nur von perfektiven transitiven Verben gebildet.                        |
| <i>was</i> + Partizip II:  | Das Präteritum von <i>wisan</i> + Partizip II wird von perfektiven und imperfektiven (wieder transitiven) Verben gebildet. |

Ebenso wie das Antipassiv offenbar primär mit imperfektiven Verben gebildet wird, besteht ein Zusammenhang von Passiv und perfektiver Aspektualität, zumindest was die Motivierung der Entstehung einer solchen Konstruktion angeht. Wir haben nun aber im Gotischen zwei Passivkonstruktionen, einmal *wisan* + Partizip II, zum anderen *wairþan* + Partizip II. Davon hat sich die erste Konstruktion im Englischen durchgesetzt; im Gegenwartsdeutschen gilt *werden* + Partizip II als das eigentliche Passiv, das in der Regel als Vorgangspassiv bezeichnet wird. *Sein* + Partizip II wird in seinen heutigen Funktionen im Gegenwartsdeutschen noch bestimmt werden müssen.

Ich rekonstruiere nun folgenden Entstehungsgang: zuerst entsteht *wisan* + Partizip II als analytisches Passiv im Präteritum; es ist die präteritale Ergänzung zum präsensischen synthetischen Passiv. Während *ist* + Partizip II nur mit perfektiven Verben gebildet wird, finden imperfektive Verben allmählich Eingang in die *was* + Partizip II-Konstruktion. Das ist möglich, weil sie mit ihrem absoluten Tempusmerkmal von *was* [+ vergangen] das relative Tempusmerkmal [+ Vorzeitigkeit] bzw. [+ Abgeschlossenheit], das die Verben perfektiver Aspektualität inhärent enthalten, kopieren. Statt der Zustandsbedeutung, die bei *wisan* + Partizip II von perfektiven Verben entsteht, ergibt sich in diesem Fall Vorgangsbedeutung. Möglicherweise ist nun *warþ* + Partizip II die Ergänzung zu *was* + Partizip II von perfektiven Verben, die Zustandsbedeutung hat. Der Zustandskonstruktion wird eine Konstruktion mit Vorgangsbedeutung beigeordnet.

Man kann *wisan* + Partizip II als resultatives Passiv im Gotischen einordnen. Das dominante, kategoriendeterminierende Merkmal ist das der Passivität (determiniert durch das Merkmal der Transitivität) und nicht das Merkmal der Resultativität.

Bei NOTKER haben sich die Dominanzverhältnisse umgekehrt: das Merkmal der Perfektivität ist bei Dominanzkonflikten zwischen den Merkmalen [+ transitiv] und [+ perfektiv] das entscheidende Kriterium. *Sein* + Partizip II ist somit im Althochdeutschen primär ein Resultativum. OUBOUZARS (1974: 13) Charakterisierung der Bedeutung der *sein* + Partizip II-Konstruktion bei NOTKER stützt diese Einordnung als Resultativum: „Durch die Verbform wird ein Zustand des Subjekts ausgedrückt, der das Ergebnis eines vorausgegangenen Vorgangs ist.“

Das neue Primat der Perfektivität ermöglichte *sein* + Partizip II-Konstruktionen mit intransitiven, natürlich perfektiven Verben. Die Stärke dieser Merkmalsdominanz zeigt sich im Althochdeutschen noch an anderer Stelle:

Konnten im Gotischen nur transitive perfektive/terminative Verben mit *wairþan* + Partizip II (im Präteritum) konstruiert werden, so erscheinen jetzt auch intransitive perfektive/terminative Verben in dieser Konstruktion (vgl. EGGERS 1987). Das überrascht aufgrund der hier vorgetragenen Sicht der Merkmalsverhältnisse im Althochdeutschen nicht. Überrascht zeigt sich dagegen EGGERS. Offenbar hat man in der Forschung mit diesen Belegen von *werden* + Partizip II mit intransitiven perfektiven Verben bislang wenig anfangen können (vgl. EGGERS 1987: 239–240). EGGERS selbst sieht die Konstruktion nicht als Teil des althochdeutschen Verbalsystems; sie erscheint ihm vielmehr als Fremdkörper, den er mit Rekurs auf die damals herrschende Schreibtradition erklären will. Was ihn dazu veranlaßt, ist die Geregeltetheit der Übertragung der analytischen ‚einfachen‘ Formen des lateinischen Passivs in die Formen *uuerdan* + Partizip II und *uuesan* + Partizip II (im Isidor): die erste Form übersetzt lateinische Futurformen (des Passivs), die zweite übersetzt Präsensformen des Passivs (EGGERS 1987: 242). Die Beispiele sind (EGGERS 1987: 241):

- (1) *multiplicabitur* wird zu *chimanacfaldit uuirðhit*
- (2) *adnumerantur* wird zu *sind chizelido*.

Mit *uuesan* + Partizip II-Formen werden allerdings auch Indikativ Präsens Aktivformen übersetzt (EGGERS 1987: 241), wodurch manifest wird, daß diese Formen nicht primär als Passivformen verstanden werden dürfen.

Die *uuerdan* + Partizip II-Formen kommen in zwei Varianten vor (nach EGGERS 1987: 241 ff.):

1. *uuirðit*, *uuerdant* + Partizip II: es übersetzt lateinisches Indikativ Futur Passiv. Die Beispiele sind:

*occidetur* wird zu *arslagan uuirdit*  
*claudentur* wird zu *uuerdant bilobhan*.

2. *uuard* + Partizip II: es übersetzt, so EGGERS, ein lateinisches Indikativ Präsens Passiv, das als „Präsens historicum“ aufzufassen ist:

*demonstratur* wird zu *uuard arangit*.

Außerdem übersetzt es lateinisches Imperfekt Passiv.

Auch hier gibt es einen Beleg dafür, daß die *uuerdan* + Partizip II-Formen nicht nur lateinische Passivformen übersetzen: Lateinisches „Präsens historicum“ des Aktivs *dicit* entspricht bei ISIDOR einmal *uuardb chisaghet*.

Aufschlußreich ist, daß das Präteritum der *uuesan* + Partizip II-Formen (*uuas*) zur Übersetzung ‚einfacher‘ lateinischer Passivformen nicht belegt ist. Lateinisches Perfekt Passiv wird sowohl durch *uuesan* + Partizip II als auch durch *uuerdan* + Partizip II wiedergegeben. Nach EGGERS übersetzt *uuard* + Partizip II „historisches Perfekt“, ebenso wie es von den lateinischen einfachen Formen „historisches Präsens“ übersetzt. Die Frage ist, ob EGGERS hier nicht überinterpretiert. Das wird man prüfen müssen:

Als Beleg für die Wiedergabe von lateinischem Perfekt Passiv durch *uuesan* + Partizip II gibt er an:

*natus est* wird zu *chiboran ist*

Man vergleiche nun einen der Belege für die Übersetzung eines lateinischen, ‚historisch‘ aufgefaßten Perfekt Passivs:

*natus est* oder *genitus est* werden zu *uuard chiboran*

EGGERS räumt selbst ein, daß diese Unterscheidung nicht an den lateinischen Formen selbst zu gewinnen sei, sondern nur „an der Sinndeutung des zu übersetzenden Textes“ zu gewinnen gewesen sei. Die Regel, die diesen Übersetzungen zugrundeliegt, ist m. E. nicht sofort eruierbar. EGGERS sieht ganz anders soviel Regelmäßigkeit in der Übersetzung, daß er sie auf eine gründliche Schulung der Schreiber zurückführen will (1987: 244):

Angesichts der Behandlung des regulären lateinischen Perfektsystems und des Parallellaufs zum Präsenssystem wiederholt sich der Eindruck, daß der Übersetzer seine Einsicht in die Struktur des lateinischen Verbalsystems und vor allem auch seine Sicherheit der Übertragung in das anders geartete germanisch-deutsche Verbalsystem in dieser Gründlichkeit nur in einer vorzüglich ausbildenden Schule erworben haben kann.

EGGERS bezieht sich mit Regularität und ‚Parallellauf‘ zum Präsens offensichtlich auf die ‚historischen‘ Präsens- und Perfektformen. Diese Differenzierung erscheint mir zu subtil, um in jedem Fall nachprüfbar nachvollzieh-

bar zu sein. Diese Differenzierungsmöglichkeit aber bei den Übersetzern sehen zu wollen und sie auf Schulung zurückführen zu wollen, hat wohl vorerst nicht mehr als den Status einer Behauptung.

EGGERS kann damit auch nicht das Fehlen von *uuesan* + Partizip II-Formen im Präteritum erklären; das Fehlen solcher Formen „mag auf Zufall beruhen“, so EGGERS (1987: 244). Jede Erklärung der Distribution von *uuesan* + Partizip II und *uuerdan* + Partizip II im Althochdeutschen, die ohne diese Zufallsthese auskommt, dürfte vorzuziehen sein.

EGGERS' Betonung der gründlichen Schulung der Übersetzer am Beispiel der Übersetzung lateinischer Passivformen durch *uuesan/uuerdan* + Partizip II-Formen ist allerdings nur der Vorspann seiner Ausführungen. EGGERS' eigentliches Vorhaben ist es zu klären, wieso aktivische perfektive und intransitive Verben mit den periphrastischen „Passivformen“ konstruiert wurden (und sie werden im übrigen auch heute noch so konstruiert). EGGERS stellt mit Recht fest, daß kein Unterschied im Deutschen zwischen *er ist gekommen* und *er ist geschlagen* besteht: „Im täglichen Sprachgebrauch nimmt man aber nicht wahr, daß das Partizip Präteritum einmal aktivische und einmal passivische Bedeutung hat“ (1987: 248). EGGERS kommt der sprachlichen Realität damit näher als die gegenwärtige Grammatikschreibung, die uns die hier sekundären Merkmale (‘aktivisch’ und ‘passivisch’) als primäre kategoriale Merkmale plausibel machen will, und das gegen jede sprachliche Intuition.

Die Differenzierung zwischen aktivischen und passivischen *uuesan* + Partizip II-Fügungen hat es auch im Althochdeutschen nicht gegeben. Statt von ‚Zustandspassiv‘ und ‚sein-Perfekt‘ zu sprechen, setzt EGGERS für das Althochdeutsche ein „Zustandspräsens“ an (1987: 249). Er bezieht sich damit aber eingeschränkt nur auf die Lesart ‚er ist ein Gekommener‘ für *ist quboman*. Die nhd. Formen nach dem Muster *er ist gekommen* klassifiziert EGGERS trotzdem als Perfektformen. Im althochdeutschen Verbal-system versteht EGGERS *ist quboman* als die Konstruktion der Intransitiva, die der *uuesan* + Partizip I-Fügung (Partizip Präsens) entsprechen soll. Für *uuard* + Partizip II nimmt er gelehrten Ursprung an:

Zunächst sei nur lateinisches *factus est* mit *uuard (chi)-uuardan* übersetzt worden; die Häufigkeit dieser Fügung im Isidor stützt EGGERS' Deutung. EGGERS führt als weitere Stütze die Zweiteiligkeit der lateinischen Konstruktion an: die streng geschulten Übersetzer hätten immer strikt die Regel befolgt, zweiteilige lateinische Konstruktionen in zweiteilige althochdeutsche Konstruktionen zu übertragen. Diese Konstruktion sei dann auf andere Intransitiva übertragen worden.

Das Nord-Süd-Gefälle, das in bezug auf die Häufigkeit und Verbreitung dieser Formen auffällig ist – im Heliand und in der Genesis sowie im Altenglischen sind diese Fügungen häufiger als im Althochdeutschen – will EGGERS ebenso auf den Einflußbereich von Schreibschulen zurückfüh-

ren. Von den Angelsachsen sei die hohe Übersetzungskunst übernommen worden. Auch diese Deutung von EGGERS ist nicht mehr als bloße Vermutung. Was die Verteilung von periphrastischen Formen betrifft, ist auch sonst vielfach eine Nord-Süd-Differenzierung festzustellen. So ist auch *haben* + Partizip II von intransitiven Verben im Altsächsischen häufiger (und auch früher belegt) als im Althochdeutschen. Jedesmal die Schreibschulen für solche areal unterschiedlichen Differenzierungen verantwortlich machen zu wollen, ist wenig überzeugend.

EGGERS' Erklärungsversuch der Vorkommen von Partizip II intransitiver perfektiver Verben mit *uuard* ist im großen und ganzen sehr umwegreich und spekulativ; er ist der Ausdruck einer großen Ratlosigkeit vor diesen Formen. Man kann die Belege von *uuerdhan* + Partizip II intransitiver Verben mit weniger Umwegen erklären, wenn man diese Formen nicht von vornherein als Passivformen klassifiziert, sondern als Resultativa. Das gleiche gilt für *uuesan* + Partizip II-Konstruktionen mit intransitiven Verben. Für eine solche Klassifikation spricht:

1. Die *uuesan* + Partizip II-Formen übersetzen auch lateinische Aktivformen.
2. Nur perfektive Verben bilden ein Partizip II, unabhängig vom Merkmal der Transitivität/Intransitivität.
3. Das Fehlen von *uuas* + Partizip II muß nicht als Zufall erklärt werden, sondern kann, wie ich zeigen werde, ebenso durch die Dominanz des Merkmals der Perfektivität über das Merkmal der Transitivität erklärt werden.

Zur Orientierung gebe ich einen Überblick über die Konstruktionen im Gotischen, im Althochdeutschen und Neuhochdeutschen:

GOTISCH: Das Partizip II wird nur von transitiven perfektiven Verben gebildet. Ausnahmen von dieser Regel finden sich nur im Präteritum: *was* + Partizip II wird auch mit transitiven imperfektiven Verben gebildet. Die Konstruktion *warþ* + Partizip II bleibt dagegen auf die transitiven perfektiven Verben beschränkt:

Tab. 5:

Präsens	<i>ist</i> + Part. II	
Präteritum	<i>was</i> + Part. II	<i>warþ</i> + Part. II

Es besteht eine Dominanz des Merkmals der Transitivität, gleichzeitig eine große Affinität zum Merkmal der Perfektivität. Die Formen sind als (meist resultative) **PASSIVE** einzuordnen.

ISIDOR: Das Partizip II wird von transitiven perfektiven Verben gebildet. Die Ausnahmen sind im Schema folgendermaßen gekennzeichnet:

- \*: wird manchmal auch mit intransitiven perfektiven Verben gebildet.
  - \*\*:
- Im Altsächsischen wird *uuirðit* + Partizip II auch im Präsens mit intransitiven perfektiven Verben gebildet.

Tab. 6:

Präsens	<i>ist</i> + Part. II*	<i>uuirðit</i> + Part. II**
Präteritum		<i>uuard</i> + Part. II*

Es besteht eine Dominanz des Merkmals der Perfektivität, gleichzeitig eine große Affinität zum Merkmal der Transitivität. Die Formen sind als (meist passivische) RESULTATIVA einzuordnen.

Tab. 7:

NEUHOCH- DEUTSCH:	Präsens	<i>ist</i> + Part. II	<i>wird</i> + Part. II
	Präteritum	<i>war</i> + Part. II	<i>wurde</i> + Part. II

System I

System II

System I: ist mit transitiven und mit intransitiven Verben möglich; die Verben müssen terminativ/perfektiv sein. Wie im Althochdeutschen dominiert in diesem System das Merkmal der Perfektivität. Es handelt sich also um Resultativkonstruktionen.

System II: Vor allem die transitiven Verben können in diese Konstruktion eintreten. Es handelt sich um Passivformen.

Über die Frequenz der einzelnen Formen wurde bis jetzt noch nichts ausgesagt. Auch ist noch unklar, warum die Häufigkeit von *sein* + Partizip II in der Entwicklung des Verbalsystems bis zum Neuhochdeutschen abnimmt. Vorerst war es meine Absicht zu zeigen, welches Merkmal sich bei Merkmalskonkurrenz als das jeweils dominante und damit als das kategoriendeterminierende erweist.

Das vorläufige Fazit des Exkurses in die Diachronie ist, daß *sein* + Partizip II auch im Deutschen ein Resultativum ist.

## 4.2 Definition des Resultativums

Ich gehe also von der These aus, daß *sein* + Partizip II im Neuhochdeutschen weder ein Perfekt noch ein Zustandspassiv ist. Es ist sinnvoll, hinter der einheitlichen Ausdrucksseite eine einheitliche Information zu vermuten. Ich plädiere dafür, die formale Einheit von *sein* + Partizip II ernstzunehmen und sie deshalb nicht als kategoriale Einheit auseinanderzureißen. Ich gehe auch davon aus, daß der kompetente Sprecher des Deutschen *sein* + Partizip II als Einheit realisiert (sowohl in der Sprachproduktion als auch in der Rezeption der Form).

Kennzeichen dieses Resultativums ist es, daß es entweder aktivische oder passivische Bedeutung hat. Ein aktivisches Resultativum liegt immer dann vor, wenn das Partizip II eines intransitiven Verbs vorliegt (P.P.A.). Ein passivisches Resultativum liegt dann vor, wenn das Partizip II von einem transitiven Verb gebildet wird (P.P.P.).

Charakteristisch für das Resultativum ist ferner: es ist immer intransitiv. Dabei gibt es zwei Varianten:

1. Liegt primäre, nichtabgeleitete Intransitivität vor, ist das Resultativum aktiv:
  - (1) Er ist eingeschlafen.
  - (2) Sie ist abgereist.
  - (3) Viele sind an dieser Krankheit gestorben.
2. Bei sekundärer Intransitivität entsteht in der Regel Passivbedeutung. Sekundäre Intransitivität ist ja ein Merkmal des Passivs:
  - (4) Die Ausstellung ist eröffnet.
  - (5) Die Koffer sind abgeschickt.
  - (6) Die Wohnung ist vermietet.

Das Subjekt von *sein* + P.P.A.-Fügungen ist in semantischer Hinsicht ein Agens; das Subjekt von *sein* + P.P.P. ist dagegen ein Patiens. Die Verbform ist jedesmal unverändert. Diese wird einmal mit einem Agenssubjekt, das andere Mal mit einem Patienssubjekt konstruiert. Für die Zuordnung der beiden Varianten zu zwei verschiedenen Verbkategorien besteht kein Anlaß. Dafür fehlen ganz einfach die Markierungen. Es ist aber auch nicht möglich, *sein* + P.P.A. und *sein* + P.P.P. einer der beiden Kategorien (Perfekt oder Passiv) zuzuordnen. Im folgenden soll gezeigt werden, daß *sein* + P.P.A. kein *sein*-Perfekt, und *sein* + P.P.P. kein *sein*-Passiv ist. Beidemale handelt es sich um eine Kategorie, die der Tempuskategorie und dem Passiv vorgeordnet ist und der Aspektkategorie nachgeordnet.

Dafür daß *sein* + Partizip II nicht als Tempuskategorie klassifiziert werden kann, spricht, daß alle *sein* + Partizip II-Fügungen intransitiv sind. Eine Tempusform nur für intransitive Verben und Verbformen anzu-

nehmen ist nicht naheliegend und hat als These exotische Qualität. Die Tempuskategorie ist von Merkmalen wie Transitivität und Intransitivität nicht determiniert.

Hier könnten manche einwenden, daß dies doch der Fall sei, daß nämlich die transitiven Verben im Deutschen ihr Perfekt mit *haben*, die intransitiven terminativen Verben mit *sein*, und die intransitiven durativen Verben wieder mit *haben* bilden. Hier sollte man bedenken, daß das *haben*-Perfekt eine spätere Entwicklung darstellt als das sogenannte *sein*-Perfekt (das aktive Resultativum). *Haben* + Partizip II konnte außerdem zunächst nur mit transitiven Verben konstruiert werden. Die durativen intransitiven Verben waren von dieser Konstruktion noch ausgeschlossen. *Haben* + Partizip II war zunächst die aktivische Entsprechung zu *sein* + Partizip II von transitiven Verben. PAUL (1902: 165) verwendet für die beiden Konstruktionen die Termini ‚aktives Perfekt‘ und ‚passives Perfekt‘: *haben* + P.P.P. war aktivisch, *sein* + P.P.P. war passivisch.

Beließe man es bei PAULS Terminologie, so müßte man konstatieren, daß die transitiven Verben zuerst ein Perfekt Passiv und erst dann ein Perfekt Aktiv entwickelt haben. Das wäre dann doch eine zumindest auffällige Erscheinung. Die markierte Form hätte sich dann früher entwickelt als die unmarkierte. Da die markierte Form auf die Opposition zu einer unmarkierten Form angewiesen ist, ist es schwer vorstellbar, wie eine solche Entwicklungsrichtung überhaupt möglich sein sollte. Daß sich das Deutsche durch besondere Irregularität in diesem Punkt auszeichnet, sollte man erst dann in Erwägung ziehen, wenn keine bessere Erklärung gefunden werden kann. Manchmal kann eine verfehlte Anwendung grammatischer Terminologie Zerrbilder der grammatischen Entwicklung erzeugen.

Wenn der alternative Vorschlag, das ‚Perfekt Passiv‘ als ein passivisches Resultativ einzuordnen, richtig sein sollte, dann wäre das spätere ‚Perfekt Aktiv‘ ebenso ein Resultativ. Daß aktivische Resultativa markierter sind als passivische Resultativa, hat nichts Überraschendes. Das normale Resultativ ist passivisch und nicht aktivisch; das haben die Daten aus der Diachronie schon gezeigt. Weitere werden diese ergänzen.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang, daß auch *haben* + Partizip II ursprünglich ebenfalls resultative Bedeutung hatte, so PAUL (1902: 166). Die resultative Bedeutung entsteht durch die Beteiligung von perfektiven/terminativen Verben an spezifischen Konstruktionen. Resultativität wird durch die Aspektualität des Verbs determiniert. Wenn wir *haben* + Partizip II als aktivisches Resultativ einordnen wollen, dann dürften an dieser Konstruktion nur perfektive und terminative Verben beteiligt gewesen sein. Das trifft in bezug auf die intransitiven Verben zu:

Imperfektive/durative intransitive Verben, die heute ihr Perfekt mit *haben* bilden, konnten ursprünglich nicht in die *haben* + Partizip II-



Konstruktion eintreten. Genausowenig konnten sie mit *sein* + Partizip II konstruiert werden. Die spätere, heute mögliche Bildung von *haben* + Partizip II mit imperfektiven intransitiven Verben ist nach PAUL (1902: 166) erst in Anlehnung an *haben* + Partizip II von transitiven Verben entstanden. Die intransitiven Verben kopierten elliptisch geäußerte *haben* + Partizip II-Konstruktionen von transitiven Verben, so PAULS These. Durch diese übergeneralisierende Verwendung von *haben* + Partizip II, entstanden schließlich die ersten nichtresultativen Resultativa<sup>4</sup>. Eine derart unmögliche Merkmalskombination, wie sie durch Übergeneralisierungen nicht selten zustandekommt, kann entweder als ungrammatisch empfunden werden oder akzeptiert werden. Wird sie akzeptiert, dann darf sie nicht als die bloße Negation eines Merkmals interpretiert werden; sie muß vielmehr neu interpretiert werden. Was dabei entsteht, ist dann ‚etwas anderes als ein Resultativ‘. Ein neuer grammatischer Inhalt wird unterlegt; eine neue Kategorie entsteht. Da die Form dieser neuen Kategorie sich in nichts von dem alten Resultativum unterscheidet, die Form gleichzeitig aber keine Nebensache ist, üben die neuen übergeneralisierten Formen einen Sog auf die alten Resultativa aus, nach dem Prinzip: eine Form – ein Inhalt. Da die grammatische Bedeutung [+ resultativ] zu eng geworden ist, kommt es zur Übernahme der weiteren grammatischen Bedeutung, zum Beispiel zu der Bedeutung, die *haben* + Partizip II heute hat. Es ist besser, zunächst terminologische Zuordnungen auszuklammern, um die Formen selbst und auch ihre Entwicklungslogik zu betrachten.

BENVENISTE (1960/1966) hat auf eine, für unseren Zusammenhang besonders wichtige Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung der *sein*- und *haben*-Formen ganz generell aufmerksam gemacht. Danach bilden Sprachen die analytischen Konstruktionen *haben* + Partizip II immer erst dann heraus, wenn bereits *sein* + Partizip II vorhanden ist. Für die Herausbildung des deutschen *haben* + Partizip II nimmt er, anders als oft in Erwägung gezogen worden ist (z. B. schon von ERDMANN 1886: 105), keinen Einfluß des Lateinischen an. BENVENISTE weist darauf hin, daß *haben* + Partizip II auch im Isländischen vorhanden ist, obwohl hier lateinischer Einfluß nicht anzunehmen sei. BENVENISTE verzichtet deswegen darauf, die Herausbildung von *haben* + Partizip II auf Sprachkontaktphänomene zurückzuführen. Statt dessen geht er von einer autonomen Entwicklung aus. Seine wichtige Erkenntnis läßt sich so zusammenfassen: die Konstruktion *haben* + Partizip II setzt entwicklungslogisch ein *sein* + Partizip II voraus.

Es gibt tatsächlich indoeuropäische Sprachen, die über *sein* + Partizip II verfügen, aber nicht über *haben* + Partizip II. Als Beispiel für eine solche Sprache sei das Russische genannt. Das Umgekehrte trifft nicht zu: es gibt keine Sprache, die über ein *haben* + Partizip II verfügt, ohne

gleichzeitig ein *sein* + Partizip II aufzuweisen. *Haben* + Partizip II impliziert also *sein* + Partizip II. Der einzige mir bekannte Widerlegungsversuch von BENEVISTES These stammt von RYGALOFF 1984, der die Entwicklung der Auxiliarverben *sein* und *haben* im Chinesischen gegen BENVENISTE anführt. RYGALOFF berücksichtigt allerdings nur die Entstehung der Auxiliarverben allein, also nicht in Verbindung mit anderen Formen. Daß *haben* (*you*) im Chinesischen zuerst entstanden ist, und dann erst *sein* (*shi*), widerspricht BENVENISTES These nicht, der sich auf die analytischen Formen mit Auxiliar und Partizip II bezieht.

Ich rekapituliere: es widerspricht unseren Erfahrungen hinsichtlich der inhärenten Entwicklungslogik der indoeuropäischen Sprachen, zuerst die Entwicklung einer Passivform und erst dann einer Aktivform anzunehmen. Die Entwicklung zuerst von *sein* + Partizip II und erst dann von *haben* + Partizip II hat außerdem nichts Irreguläres an sich. Sie steht in Übereinstimmung mit der von BENVENISTE formulierten Regel; statt also bei den traditionellen Erklärungen dieser Formen zu bleiben, die mit dem Nachteil verbunden sind, daß sie ungewöhnliche Entwicklungsprozesse in Kauf nehmen müssen, halte ich es für sinnvoller, für *sein* + Partizip II eine Erklärung zu suchen, die jenseits der Kategorien Genus verbi und Tempus angesiedelt ist.

Mein Vorschlag ist: wir haben in den *sein* + Partizip II-Formen resultative Konstruktionen vor uns, die intransitiv sind und deren Subjekt immer dann ein Patienssubjekt ist, wenn das Partizip II von einem transitiven Verb gebildet ist. Wenn ich es ablehne, von Passiv zu sprechen, dann bleibt nur noch eine Möglichkeit, dieses Patienssubjekt zu erklären: wir haben es mit einem Ausschnitt ergativer Syntax zu tun. Das ist eine für das Deutsche ungewohnte Interpretation. Schließlich ist das Deutsche eine akkusativische Sprache. Sprachen müssen jedoch nicht durchgehend und konsequent nur akkusativisch oder nur ergativ gebaut sein. Die neuere Sprachtypologie hat darauf aufmerksam gemacht, daß vielfach beide Systeme in einer Sprache realisiert werden können. Bestimmte Teilsysteme der Grammatik tendieren dabei zu einem bestimmten Konstruktionstyp. In Sprachen rein akkusativischen oder rein ergativen Baus ist eines der beiden Systeme übergeneralisiert worden (SASSE 1978: 245), so daß Affinitäten von bestimmten Kategorien zu einer ganz spezifischen Konstruktionsweise überdeckt werden.

Kommen wir zu den resultativen Konstruktionen zurück. Sie haben nach COMRIE (1981: 113) die Tendenz zu ergativer Syntax. Er bringt zur Illustration resultative Beispielsätze aus dem Gilyak, einer Sprache, die im fernen Osten der Sowjetunion gesprochen wird. Als Beispiel für ein von intransitiven Verben gebildetes Resultativum führt er an:

- (7) Anaq   yo       -γəta                   -dʹ.  
 Eisen    rosten RESULTATIVUM FINIT  
 ‚The iron has rusted‘. (COMRIE Übersetzung)  
 ‚Das Eisen ist verrostet‘.

Als Beispiel für ein von transitiven Verben gebildetes Resultativum führt COMRIE an:

- (8) Tʹus     řa       -γəta                   -dʹ.  
 Fleisch braten RESULTATIVUM FINIT  
 ‚The meat has been roasted‘.  
 ‚Das Fleisch ist gebraten‘.

Die deutschen Übersetzungen kommen den Beispielsätzen aus dem Gilyak sehr viel näher als die englischen. Der Grund dafür liegt nicht darin, daß mir die besseren Übersetzungen eingefallen wären. Der entscheidende Unterschied zwischen den englischen und deutschen Entsprechungen ist formaler, aber auch inhaltlicher Natur. In formaler Hinsicht weist das Deutsche mit dem Gilyak die Übereinstimmung auf, daß die Verbmorphologie jedesmal unverändert bleibt, während man sich bei der Übersetzung ins Englische mit Verben unterschiedlicher Morphologie behelfen muß.

COMRIE beschreibt die resultativen Konstruktionen im Gilyak so: Bei resultativen Konstruktionen von transitiven Verben fällt das Agens weg. Das trifft auch für das Deutsche zu. Man sehe sich als Beispiel nur die Übersetzung von (8) an. COMRIE gibt schließlich eine Analyse der Gilyak-Resultativa, die in dieser Formulierung unverändert als Analyse der *sein* + Partizip II-Konstruktionen übernommen werden kann (COMRIE 1981: 113):

Whatever the precise details of the syntactic analysis, we can say that the resultative verb has a single argument, and that this argument corresponds to the S of a non-resultative intransitive verb, but to the P of a non-resultative transitive verb. In other words, S and P behave alike as opposed to A.

[S = Subjekt des intransitiven Satzes; A = Agens des transitiven Satzes; P = Patiens des transitiven Satzes]

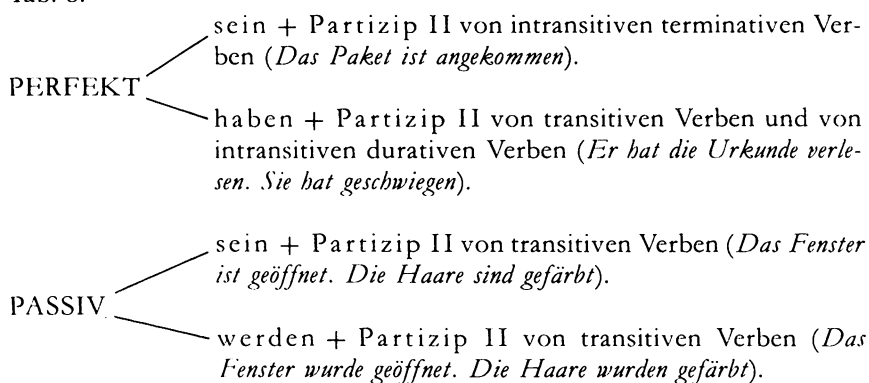
Die Parallelität mit dem Deutschen ist unübersehbar. Auch die *sein* + Partizip II-Konstruktionen sind einwertig. Das einzige Argument entspricht auch hier dem Subjekt des intransitiven Verbs in nichtresultativer Konstruktion oder, falls ein transitives Verb in resultativer Konstruktion erscheint, dem Patiens des transitiven Ausgangsverbs. Wenn sich das Patiensargument eines Satzes wie das Subjekt eines intransitiven Satzes verhält, dann liegt eine ergative Konstruktionsweise vor. COMRIE betrachtet daher das Resultativum im Gilyak als Beispiel für eine „natural ergative-absolutive syntax“. Mit gleichem Recht kann man die mit *sein* + Parti-

zip II konstruierten Sätze im Deutschen als ergativ konstruierte Resultativa betrachten.

Damit haben wir eine einheitliche Erklärung für eine einheitliche Verbform gefunden. Es genügt nicht, als das Charakteristikum von Passivkonstruktionen die Nichtübereinstimmung von Subjektsnominativ und Agensargument anzugeben (wie das HELBIG 1987: 227 in Anlehnung an den Leningrader Passivbegriff, wie er in LÖRTZSCH/RŮŽIČKA 1976 vertreten wird, macht). Dieses Merkmal ist zwar notwendig, aber nicht hinreichend. Nichtübereinstimmung von Subjektsnominativ und Agens findet sich schließlich auch beim Medium und bei ergativ konstruierten Resultativkonstruktionen. Mit dem Passiv als grammatischer Kategorie ist notwendigerweise eine Verbmarkierung verbunden, die das Verb in Opposition zur nichtmarkierten Aktivkonstruktion setzt. In gleicher Weise gilt, daß das Antipassiv in markierter Opposition zu den nichtmarkierten ergativen Verben steht.

Wir haben damit im Deutschen nicht zwei Perfektformen und auch keine zwei Passivformen vorliegen. Ungültig ist damit folgende Klassifikation:

Tab. 8:



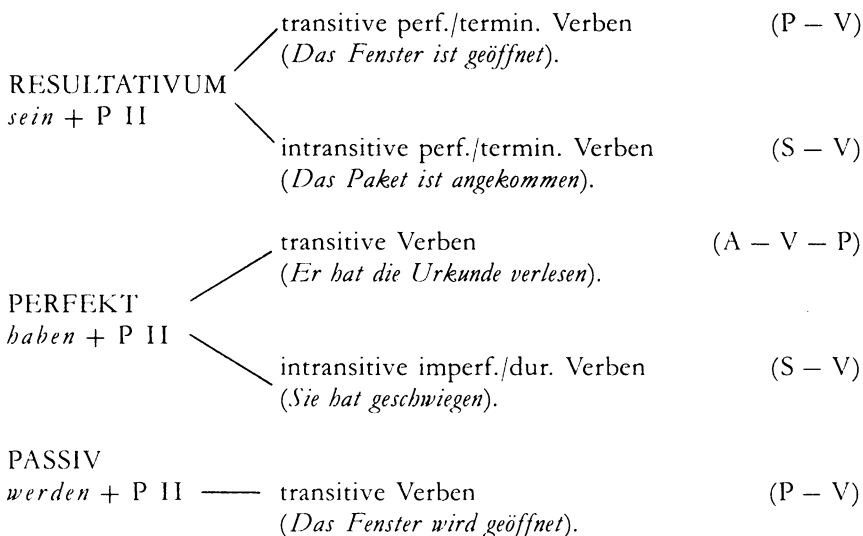
Die neu vorgeschlagene Klassifikation ist:

Tab. 9:

RESULTATIVUM:	sein + P II	mit ergativer Syntax
PERFEKT:	haben + P II	mit akkusativischer Syntax
PASSIV:	werden + P II	mit akkusativischer Syntax

Das läßt sich noch detaillierter auffächern:

Tab. 10:



Die beiden (S – V)-Konstruktionen (die intransitive *haben*-Konstruktion und die intransitive *sein*-Konstruktion) sind nicht in ihrer Struktur identisch, sondern unterscheiden sich in der ‚Gerichtetheit‘ des Verbs:

Tab. 11:

<i>sein</i> + P II	(von intransitiven nonadditiven Verben): <i>Die Blume ist verblüht</i> . S ← V
<i>haben</i> + P II	(von intransitiven additiven Verben): <i>Die Sonne hat geschienen</i> . S → V

Bei den beiden *sein* + Partizip II-Varianten besteht dagegen Übereinstimmung hinsichtlich der Verbalrichtung. Die Sätze

(9) Das Paket ist angekommen.

(10) Das Fenster ist geöffnet.

unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Konstruktionsrichtung nicht. Es handelt sich jeweils um anaphorisch konstruierte Sätze: Die Struktur ist S ← V. Alle resultativen Konstruktionen sind anaphorisch. Es gibt keine kataphorischen Resultativa. Die anaphorischen Resultativkonstruktionen

weisen große Ähnlichkeit zu *sein* + Adjektiv-Konstruktionen auf. Die Gemeinsamkeit besteht in der ebenfalls anaphorischen Konstruktionsrichtung. Es überrascht daher nicht, daß sich die Partizipien von perfektiven Verben häufig zu Adjektiven entwickeln. Adjektive werden häufig auch als ‚stative verbs‘ bezeichnet, was auf diese Verwandtschaft hinweist. Der Unterschied zwischen einem Resultativ und einem Stativ besteht darin, daß das Resultativ eine Nachzustandsbedeutung hat, während das Stativ eine Zustandsbedeutung hat. Die Nachzustandsbedeutung weist auf die Abgeleitetheit der Konstruktion hin. Wird diese Differenzierung neutralisiert, so ist das Partizip II nicht mehr vom Adjektiv unterscheidbar. Zu solcher Neutralisation kommt es immer dann, wenn auch von imperfektiven Verben ein Partizip II gebildet werden kann.

Der Unterschied zwischen traditionellen Klassifikationen von *sein* + Partizip II und der hier vorgestellten Klassifikation soll nochmals an folgenden Sätzen deutlich gemacht werden (aus der Süddeutschen Zeitung):

- (11) Wahrscheinlich *ist* damit einfach eine Weise des Dienstes am Lande *gemeint*, die selbst in den Augen der Union nicht länger akzeptabel war.
- (12) Welchen Wert haben solche Überlegungen im Nachhinein, wenn das Kind schon in den Brunnen *gefallen ist*.
- (13) So *wäre* in anderen Zeiten ein Mann wie Pfeiffer nicht nur beim Spiegel *abgeblitzt*.
- (14) Khadhafi *ist gezeichnet*, die Wirklichkeit war stärker als seine Ideale.
- (15) Das alles hat Khadhafi anfangs vielleicht wirklich geglaubt, das alles *ist* aber, wie in anderen Ländern auch, an der Wirklichkeit *gescheitert*.

Folgt man der traditionellen Einteilung, dann müßte man nun die einzelnen Vorkommen von *sein* + Partizip II entweder dem Passiv (‚Zustandspassiv‘) oder dem Perfekt zuordnen. Das ist nicht einfach. Wir haben jeweils die gleiche Verbmorphologie vor uns. Daß (10), (11) und evtl. (14) passivisch sind, während die anderen Sätze aktivisch sein sollen, ist nicht unmittelbar einsichtig. Die sprachliche Intuition sträubt sich gegen solche Differenzierungen. Und nur diejenigen, die es gelernt haben, sind dazu imstande, die Unterschiede überhaupt herauszufinden: Man muß jeweils *sein* + Partizip II durch das Präsensverb ersetzen:

- (11 a) Wahrscheinlich *meint* man damit einfach eine Weise des Dienstes am Land, die selbst in den Augen der Union nicht mehr länger akzeptabel war.

Wir müssen *meinen* hier mit einem unpersönlichen Subjekt ergänzen, da das Subjekt von (11) zum Objekt in (11 a) geworden ist. Anders verhält es sich mit (13):

- (13 a) In diesen Zeiten *blitzt* ein Mann wie Pfeiffer nicht nur beim Spiegel  
*ab*.

Das Subjekt bleibt als Subjekt erhalten. Sicherlich besteht diese Differenzierung zwischen den zwei Varianten von *sein* + Partizip II, aber es handelt sich nicht um die zentrale grammatische Bedeutung der Konstruktion, sondern um eine sekundäre Differenzierung, die sich mit der zentralen Bedeutung verträgt. Sekundäre Merkmale sind keine kategorisierendeterminierenden Merkmale.

Bei Satz (14) ist nicht eindeutig zu entscheiden, ob *gezeichnet* ein Adjektiv oder ein Partizip II darstellt. Es erweist sich als schwierig, *sein* + *gezeichnet* in ein Präsens zu verwandeln:

- (14 a) <sup>?</sup>Die Wirklichkeit zeichnet Khadhafi.

Die Konstruktion mit *haben* weist andererseits darauf hin, daß *gezeichnet* besser kein Adjektivstatus zugewiesen werden sollte:

- (14 b) Die Wirklichkeit hat Khadhafi gezeichnet.

Vergleichen wir nun folgende Konstruktionen:

- (14 b) Die Wirklichkeit hat Khadhafi gezeichnet.

- (14 c) Khadhafi ist gezeichnet.

Die traditionelle Grammatik setzt hier eine Tempusdifferenzierung an und eine Differenzierung nach Genus verbi. Danach ist (14 b) ein Perfekt und gleichzeitig aktivisch, während (14 c) ein Präsens ist und passivisch. Falls *gezeichnet* als Adjektiv eingeordnet werden würde, handelte es sich nur um ein Präsens.

Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Konstruktionen besteht hier aber nicht in einem Tempusunterschied oder in einer Differenzierung nach Genus verbi. Der zentrale Unterschied ist die Konstruktionsrichtung. Die beiden Sätze sind in bezug auf die semantischen Rollen spiegelbildlich konstruiert. Der Satz (14 c) ist anaphorisch konstruiert, (14 b) dagegen ist kataphorisch konstruiert. Das Kennzeichen aller bis jetzt vorgestellten anaphorischen Konstruktionen ist, daß sie alle intransitiv sind. Das ist auch hier der Fall. Der Unterschied der beiden Sätze besteht nur in den Oppositionen Transitivität vs. Intransitivität und Anaphorik/Kataphorik. Da in akkusativischen Sprachen alle anaphorischen Konstruktionen intransitiv sein müssen, ist die Opposition von Anaphorik und Kataphorik der zentrale Unterschied. Erst von hier aus werden weitere Differenzierungen aufgebaut.

Die bis jetzt erwähnten analytischen Verbalformen lassen sich alle entweder als anaphorische oder kataphorische Konstruktionen einordnen:

Tab. 12:

## ANAPHORISCHE KONSTRUKTIONEN

- I a)  $P \leftarrow V$       *sein* + P II von transitiven Verben:  
*Sie ist gemeint. Er ist gezeichnet.*
- b)  $S \leftarrow V$       *sein* + P II von intransitiven perfektiven Verben:  
*Er ist abgeblitzt.*
- II     $P \leftarrow V$       *werden* + P II überwiegend mit transitiven Verben:  
*Er wird bedauert.*

## KATAPHORISCHE KONSTRUKTIONEN

- III     $S \rightarrow V$       *haben* + P II von intransitiven imperfektiven Verben:  
*Er hat nachgedacht.*
- $A \rightarrow V \rightarrow P$     *haben* + P II von transitiven Verben:  
*Sie hat einen Roman geschrieben.*

Ich fasse zusammen: Es besteht eine ausgeprägte Tendenz, die *sein* + Partizip II-Konstruktionen nur mit nonadditiven Verben zu bilden. Dadurch kommt es zur resultativen Bedeutung der Konstruktion. Das Resultativum ist immer intransitiv und anaphorisch. Kategorien sind dadurch gekennzeichnet, daß sie Oppositionen eingehen. In diesem Sinn ist das Resultativum keine Vollkategorie. Da es nur perfektive und terminative Verben selektiert und somit einen funktionalen Zwang auf die Aspektkategorie ausübt, steht es in keiner Opposition zur Aspektkategorie. Die Beziehung zur Aspektkategorie läßt sich besser mit dem Terminus der Affinität als mit dem der Opposition beschreiben. Es besteht allerdings nur Affinität zu einem Pol der Aspektkategorie. Das Resultativum wird erst dann zu einer Vollkategorie, wenn es seine Selektionsrestriktionen aufgibt. Die Restriktionen sind folgender Art:

1. Das Resultativum läßt nur perfektive Verben in die Konstruktion eintreten.
2. Das Resultativum ist immer intransitiv, unabhängig davon, ob transitive oder intransitive Verben an der Konstruktion beteiligt sind.

Die Aufhebung dieser Restriktionen kann also in zweifacher Richtung geschehen:

1. Aufhebung der Selektionsbeschränkungen in bezug auf die Aspektualität der Verben.
2. Zulassung auch von transitiven Resultativkonstruktionen.

Im ersten Fall, der bei *sein* + Partizip II bereits im Gotischen sich andeutet, kommt es zur Entstehung eines „nichtresultativen Resultati-



vums'. Im zweiten Fall entsteht ein ‚transitives Resultativum‘. In beiden Fällen kommt es zur Auflösung eines konstitutiven Merkmals der Resultativkategorie. Damit wird das Resultativum selbst aufgehoben und spaltet sich in zwei neue Kategorien. Das aspektneutrale, intransitiv bleibende *sein* + Partizip II entwickelt sich zum Passiv. Das ist zum Beispiel im Englischen bei der *be* + Partizip II-Konstruktion der Fall.

Das transitive Resultativum entwickelt sich zum Perfekt. Ein transitives Resultativum kann nur durch die Umkehrung der Konstruktionsrichtung geschaffen werden, da anaphorische Konstruktionen in akkusativischen Sprachen immer intransitiv sind. Diese Umkehrung wird durch das Auxiliar *haben* ermöglicht. In die neue kataphorische Konstruktion können nun aber auch die additiven Verben eintreten, die zu dieser Konstruktionsrichtung affin sind. Damit kommt es zu zwei Varianten des Perfekts, zumindest solange, als die Aspektualität des Verbs spürbar bleibt, auch wenn sie nicht mehr als kategoriendeterminierendes Merkmal fungieren kann.

Auch zwei Varianten des Passivs können sich in einem Übergangsstadium herausbilden: ein ‚perfektives Passiv‘ mit resultativer Bedeutung oder Zustandsbedeutung und ein ‚imperfektives Passiv‘ mit Vorgangsbedeutung. Die übereinzelsprachlich zu beobachtenden Vorkommen dieser doppelten Passivbildung, auf die als nächstes aufmerksam gemacht werden soll, zeigen einmal, daß das Passiv in diachroner Hinsicht von der Aspektkategorie abstammt, in synchroner Hinsicht aber dazu tendiert, die aspektuellen Affinitäten abzubauen. Die Vollkategorie Passiv ist schließlich aspektneutral und weiterhin anaphorisch. Die Vollkategorie Perfekt ist ebenfalls aspektneutral und zusätzlich neutral in bezug auf die Merkmalsopposition der Transitivity vs. Intransitivity. Es gibt intransitive und transitive Perfektkonstruktionen, während es nur intransitive Passive gibt. Die Beobachtung, daß Merkmale stufenweise neutralisiert werden, läßt die Entwicklungslogik, daß zuerst das Passiv („Perfekt Passiv“) und erst dann das aktivische Perfekt entsteht, nicht mehr als überraschend, sondern als völlig notwendig erscheinen. In dieser Reihenfolge soll auch hier weitergedacht werden.

#### 4.3 Zwischenbetrachtung: „Zustands- und Vorgangspassiv“

Es ist keine Eigenheit des Deutschen oder spezifischer germanischer Sprachen, auch nicht der indogermanischen Sprachen allein, daß gleich zwei Formen des Passivs ausgebildet werden: das Zustands- und das Vorgangspassiv. Trotzdem habe ich das ‚Zustandspassiv‘ als Resultativum und nicht als Passiv eingeordnet. Die Zusammenhänge zwischen Resultativum und Passiv sollen in dieser Zwischenbetrachtung präzisiert werden.

Zustands- und Vorgangssemantik sind keine mit dem Passiv notwendig verbundenen Werte. Die Zustands- und Vorgangssemantik bringen die Verben von anderswo mit. Das läßt sich nachweisen:

Neben dem Aktiv und dem Passiv gibt es Formen und Konstruktionen, die sich keiner der beiden Kategorien eindeutig zuordnen lassen. Es sind Verbformen, die sowohl ein Agens- als auch ein Patienssubjekt zulassen, ohne daß eine formale Charakterisierung der unterschiedlichen semantischen Rollen (entweder am Aktanten oder am Verb selbst) stattfindet. Am bekanntesten ist das Medium. Als weitere Konstruktion, die weder dem Aktiv noch dem Passiv zugeordnet werden kann, habe ich das Resultativum vorgestellt.

Ich bezeichne beide – Medium und Resultativum – als Mittelkonstruktionen<sup>1</sup>, auch wenn dieser Terminus sonst auf das Medium und auf mit dem Medium verwandte Phänomene begrenzt wird. Mittelkonstruktionen nenne ich sie deshalb, weil beide weder als aktivische noch als passivische Konstruktionen klassifizierbar sind. Die Überblicksskizze auf der folgenden Seite faßt die hier vorgetragenen Vorstellungen von Mittelkonstruktionen zusammen.

Sprachgeschichtlich gesehen entwickelt sich aus dem Resultativum häufig ein Zustandspassiv, manchmal auch ein hinsichtlich der Zustands- und Vorgangssemantik neutrales Passiv. Das ist immer dann möglich, wenn keine konkurrierende Vorgangspassivform vorliegt oder wenn diese nur rudimentär ausgebildet ist.

Beispiele:

(Ia) Die Post ist gekommen.

(Ib) Die Post ist ausgetragen.

(IIa) Die Post häuft sich.

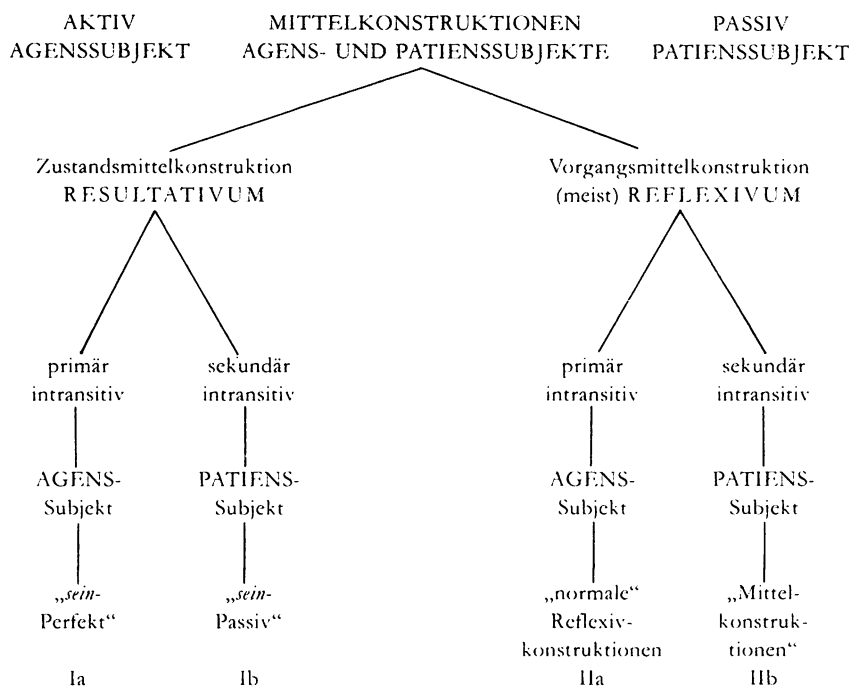
(IIb) Diese Post trägt sich nur schlecht aus. (Selten und eher ungewohnt im Deutschen. Weitere und bessere Beispiele in ABRAHAM 1987 und 1987a: „Der Pullover trägt sich gut“).

Aus dem Reflexivum entwickelt sich häufig ein Vorgangspassiv. Daten aus der Sprachgeschichte bestätigen das. Es gibt aber auch periphrastisch gebildete Vorgangspassive, wie das im Deutschen der Fall ist (*werden* + Partizip II). Auch das Vorgangspassiv kann zur einzigen und dominanten Passivform werden; so ist das ‚Vorgangspassiv‘ im Deutschen inzwischen das Passiv schlechthin. Es kann von Verben jeglicher Aspektualität gebildet werden.

Medium und Resultativum unterscheiden sich in einem entscheidenden Merkmal: Das Resultativum ist eine Zustandsmittelkonstruktion, das Medium dagegen ist eine Vorgangsmittelkonstruktion. Das bedeutet auch,

<sup>1</sup> Ein Terminus, den ABRAHAM für das Medium und verwandte Phänomene verwendet.

Fig. 6:



daß es von der aspektuellen Verbsemantik abhängt, ob ein Verb Zugang zu der einen oder der anderen Konstruktion hat.

Zustands- und Vorgangsmittelkonstruktionen verhalten sich komplementär zueinander. Die komplementäre Distribution der beiden Konstruktionen wird durch die Aspektualität des Verbs determiniert. Das gleiche gilt prinzipiell für das Zustands- und Vorgangspassiv. Verben perfektiven Aspekts und Verben terminativer Aktionsart treten in die Zustandskonstruktion ein; Verben imperfektiven Aspekts und Verben durativer Aktionsart in die Vorgangskonstruktion. In Sprachen, in denen die Verbalaspektualität formal nicht systemhaft repräsentiert ist, wird die Gesetzmäßigkeit solcher Distributionsregeln zu wenig transparent, als daß man sie ohne Mühe entdecken könnte. In Sprachen mit einem ausgeprägten Aspektsystem, wie etwa dem Russischen, ist unvergleichlich besser wahrnehmbar, daß der Faktor der Verbalsemantik determinierend für die Wahl der Zustands- oder der Vorgangskonstruktion ist. Ich will das an Beispielen kurz skizzieren, weil es zu Einsichten verhilft, die bei der Opazität der Interdependenzen von Aspektualität und selektierter Verbkonstruktion im Deutschen auf Anhieb nicht so leicht möglich wären.

Im Russischen haben wir nun, was die Zustands- und die Vorgangskonstruktion betrifft, zwei Passive und nicht zwei Mittelkonstruktionen vor uns, wobei der Ursprung dieser Passive einmal aus dem Reflexivmedium und zum anderen aus dem Resultativum ausgesprochen deutlich ist. Am Russischen wird man auch lernen können, warum hier der Übergang vom Reflexivmedium zum Vorgangspassiv und vom Resultativum zum Zustandspassiv so systemhaft und ohne Reliktbildung und Anfallen von Restkategorien, wie das im Deutschen der Fall ist, hat stattfinden können. Zunächst sollen einige Beispiele vorgetragen werden:

(1a) Devuška-  $\emptyset$  moet- sja  
Mädchen- NOMINATIV wäscht- RM (Reflexivierungsmarker)  
'Das Mädchen wäscht sich.'

- (1b) Bel'jo- Ø moet- sja [devuškoj]  
 Wäsche- NOMINATIV wäscht- RM [Mädchen-INSTRUMENTAL]  
 ‚Die Wäsche wird [vom Mädchen] gewaschen.‘

In (1 a) wird durch das Anfügen des Reflexivpronomens an das potentiell transitive Verb Valenzreduktion erreicht: der Objektsaktant wird getilgt. Das Pronomen hat, um seine Verweisungsfunktion erfüllen zu können, nur die Möglichkeit, sich auf die verbliebene Nominalphrase zu beziehen. Es kommt zu einer Koreferenz zweier semantischer Rollen (GENIUSIENĖ 1987: 355). Diese liegt auch vor, wenn das Oberflächensubjekt getilgt wird und das ursprüngliche direkte Objekt als privilegierter Aktant erhalten bleibt. Als einziger Oberflächenaktant muß er in Subjektsposition rücken (1 b). Die Koreferenz zwischen ursprünglichem direktem Objekt und dem Reflexivierungspronomen ergibt ‚Passivbedeutung‘. Allerdings gilt dies



Das periphrastische Passiv wird in der Regel nur mit perfektiven Verben gebildet. Ausnahmen sind aber möglich. Diese seien näher erläutert, da sie für das Verständnis der Herausbildung des Passivs aufschlußreich sind.

Wenn es im Russischen auch ein periphrastisches Passiv mit *sein* und dem Partizip Passiv imperfektiver Verben gibt, so aufgrund einer sprachlichen Differenzierung, die es im Gotischen nicht mehr gibt: es gibt im Russischen, im Gegensatz auch zum Deutschen, zwei Formen des Partizips Passiv:

1. ein Partizip Präsens Passiv
2. ein Partizip Präteritum Passiv

Ersteres kann nur von den imperfektiven Verben gebildet werden, letzteres nur von perfektiven Verben (vgl. TAUSCHER/KIRSCHBAUM <sup>15</sup>1983: 317). Die temporalen Bedeutungen der Partizipien sind dabei keine absoluten, sondern relative temporale Bedeutungen, die besser mit ‚Gleichzeitigkeit‘ und ‚Vorzeitigkeit‘ wiedergegeben werden sollten. Das periphrastische Passiv mit *sein* und dem Partizip Präsens Passiv unterliegt besonderen Bildungsrestriktionen: es kann nur mit dem Präteritum von *sein* (*byl*) gebildet werden, und selbst diese Konstruktion ist selten, wenn auch möglich.

An dieser Stelle werden nun die Parallelen zum Gotischen unübersehbar. Zwar gibt es im Gotischen keine zwei Formen des Partizips Passiv, sondern nur ein Partizip Präteritum Passiv, aber sonst sind die Parallelen offenkundig. Ich erinnere nochmals an die Fakten: die imperfektiven und durativen Verben bilden im Gotischen in der Regel kein Passiv mit *sein* + Partizip II; allerdings kommen mit dem Präteritum von *sein* (*was*) auch periphrastische Passivkonstruktionen mit imperfektiven und durativen Verben vor, wenn auch weit seltener. Daß sowohl im Russischen als auch im Gotischen die Verben imperfektiven Aspekts oder durativer Aktionsart mit dem Präteritum von *sein* in die Passivkonstruktion eintreten können, zeigt, daß die Verben in irgendeiner Form das Merkmal der Abgeschlossenheit aufweisen müssen, sei es nun das der relativen temporalen (aspektuellen) Abgeschlossenheit oder ‚aushilfsweise‘ das der absoluten temporalen Abgeschlossenheit. Das Merkmal der Abgeschlossenheit ist die Grundvoraussetzung für die Realisierung des Nach- und Folgezustandes, der einen wesentlichen Teil der resultativen Bedeutung ausmacht.)

Zwischen *sein* + Partizip II-Konstruktionen und Konstruktionen mit dem Kopulaverb *sein* + Adjektiv besteht eine große und auffallende Ähnlichkeit. Im Russischen und ebenso im Deutschen ist das Partizip Präteritum Passiv die Partizipform, die sich am häufigsten zu einem Adjektiv entwickelt. Der Unterschied zwischen dem Partizip II und dem Adjektiv besteht vor allem darin, daß das Adjektiv keinen Folgezustand, sondern nur einen Zustand bezeichnet. Im Sinne der in NEDJALKOV (1983/

1988) getroffenen Unterscheidung ist das Adjektiv somit ein Stativ. Das Stativ könnte man als Resultativ ohne das Merkmal des Folgezustands bezeichnen.

Das Auxiliärverb *sein* und das Kopulaverb *sein* haben eine gemeinsame Eigenschaft: *sein* ist jedesmal ein anaphorisches Verb, im Gegensatz zu *haben*. Das wurde bereits angedeutet, soll aber an gegebener Stelle noch ausführlicher gezeigt werden. Vorerst ist wichtig sich zu vergegenwärtigen, daß die verschiedenen Formen von *sein* nicht zufällig homonym sind. Beide Varianten von *sein* sind nur in intransitiven oder in valenzreduzierten Konstruktionen möglich. Als Beispiel für *sein* in einer monovalenten Konstruktion ohne Aktanten im Nominativkasus sei genannt:

(4) Mir ist kalt.

Die Eigenschaft der Anaphorik teilt *sein* mit dem Reflexivierungsmarker des russischen Vorgangspassivs. Hieran zeigt sich, daß das Merkmal [+ anaphorisch] ein zentrales Kennzeichen des Passivs darstellt. Die Zustands- und Vorgangssemantik, die durch die Aspektualität der Verben beigesteuert wird, darf mit der passivspezifischen Anaphorik nicht verwechselt werden. Es handelt sich um eine anaphorische Relation anderer Qualität, sobald auch Verben, die nicht passen, nämlich die imperfektiven Verben, in die Konstruktion eintreten (*be* + Partizip II im Englischen) oder die Konstruktion durch eine komplementäre Konstruktion ergänzen, wie das beim russischen Reflexivpassiv der Fall ist.

Ich fasse zusammen: Zustands- und Vorgangspassiv verfügen über die gleiche Grundfunktion: Ihre Distribution ist komplementär und wird durch die Aspektualität der Verben determiniert. Das wird am Russischen, das über ein ausgeprägtes Aspektsystem verfügt, besonders deutlich. Das Passiv entwickelt sich aus dem Resultativum. Nun wäre es aber falsch anzunehmen, daß das Zustandspassiv das prototypische Passiv darstellt. Genau das Gegenteil trifft zu. Das muß als nächstes ausgeführt werden.

Folgende Fragen sind wichtig: Wie steht es mit Sprachen, die über kein ausgeprägtes Aspektsystem verfügen? Welche der beiden Passivformen erweist sich dann als die primäre, das Zustandspassiv oder das Vorgangspassiv?

Wichtige Arbeiten dazu hat FRAJZYNGIER (1978; 1985) verfaßt. Ausgangspunkt für FRAJZYNGIER 1978 ist seine Kritik an der These von LANGACKER/MUNRO 1975, wonach das Passiv inhärent immer Zustandsbedeutung (stative meaning) hat. Ausgehend vom englischen *be*-Passiv nehmen LANGACKER/MUNRO ganz allgemein eine dem Passiv inhärente Zustandsqualität an. FRAJZYNGIER geht bei seiner Kritik an dieser These vom Russischen aus und kann daher leicht zeigen, daß es durchaus Passivformen gibt, wie zum Beispiel das russische Reflexivpassiv, die über keine inhärente Zustandsbedeutung verfügen. FRAJZYNGIERS nächster Schritt ist der Nach-

weis, daß das *sein*-Passiv keineswegs die prototypische Passivform darstellt, wenn es innerhalb einer Sprache mit anderen Passivformen zu konkurrieren hat. Das gelingt FRAJZYNGIER mit seiner Untersuchung der Vorkommen von *sein*-Passiven und Passiven ohne *sein* („non-*be*-passives“ oder „non-stative passives“) in mehr als 40 Sprachen, die mehr als acht nichtverwandten Sprachfamilien zugehören. Hinsichtlich der Vorkommen von Zustandspassiven und Nicht-Zustandspassiven (die man nicht gleich mit Vorgangspassiven gleichsetzen sollte) teilen sich die Sprachen in zwei Klassen auf. Es gibt:

1. Sprachen, die sowohl über ein *be*-Passiv als auch über ein non-*be*-Passiv verfügen. Dazu gehören die meisten indoeuropäischen Sprachen, aber auch eine semitische Sprache (das Aramäische) u. a.
2. Sprachen, die über ein non-*be*-Passiv verfügen. Dazu gehören die meisten semitischen Sprachen, das Japanische, Chinesische, Türkische, Indonesische, Swahili u. a.

Der dritte denkbare Fall, nämlich daß eine Sprache nur über ein Zustandspassiv verfügen würde, ist nicht belegt. Weist eine Sprache nur eine Passivform auf, so ist diese hinsichtlich ihrer Zustands- oder Nichtzustandsbedeutung zweideutig und häufig nur über den Kontext desambiguiert. FRAJZYNGIER (1978: 139) verweist auf das englische *be*-Passiv, das nicht eindeutig Zustandsbedeutung hat. Das im Englischen vorhandene *get*-Passiv, das als Vorgangspassiv eingeordnet werden kann, kommt zu selten vor, als daß es regulär als komplementäres Vorgangspassiv das *be*-Passiv ergänzen könnte.

FRAJZYNGIER untermauert seinen Befund durch Argumente zur Diachronie der Passive. *Sein*-Passive sind in den von ihm untersuchten Sprachfamilien nicht als die ersten Passivvorkommen nachweisbar. Vielmehr treten sie immer erst dann auf, wenn bereits Nicht-Zustandspassive existieren. Zustandspassive sind immer Innovationen und als solche immer vom Vorhandensein eines Passivs ohne Zustandsbedeutung abhängig. Ferner gibt es Zustandspassive nur in Sprachen, die bereits über die Konstruktion *sein* (Kopulaverb) + Nomen verfügen, was FRAJZYNGIER an etwa 30 Sprachen, wiederum aus verschiedenen, nicht verwandten Sprachfamilien nachweisen kann. Der umgekehrte Fall, nämlich daß ein Zustandspassiv, aber keine nominale Konstruktion vorliegt, war nicht belegbar, weshalb FRAJZYNGIER (1978: 150) generell annimmt: „If a language does not have an equivalent of ‚be‘ in a nominal sentence, it will not have it in the passive sentence.“ FRAJZYNGIER nimmt deswegen an, daß *sein*-Passive von solchen Nominalsätzen diachron herzuleiten sind.

FRAJZYNGIERS Ergebnisse stimmen mit den hier vorgetragenen Überlegungen vollständig überein. Danach kann eine Sprache nicht über nur ein Zustandspassiv verfügen. Eine solche Konstruktion ist nichts anderes



als ein aspektaffines Resultativum. Die Affinität besteht dabei nur zum markierten Pol des Aspekts. Erst wenn bei einer Konstruktion Aspektneutralität vorliegt oder wenn eine Zustandskonstruktion durch eine Vorgangskonstruktion ergänzt wird, kann von einer Passivkategorie ausgegangen werden. Es gibt also ganz notwendig keine Sprache, die nur über ein Zustandspassiv verfügen würde.

Im Russischen sind Zustandspassiv und Vorgangspassiv (Reflexivpassiv) komplementäre Konstruktionen. Das sogenannte deutsche Zustandspassiv kann dagegen nicht als komplementärer Pol zum *werden*-Passiv im Deutschen betrachtet werden. Das *werden*-Passiv ist mehr als ein Vorgangspassiv. Es ist in bezug auf die Verben, die für die Konstruktion selektiert werden, aspektneutral. Aspektneutralität ist das Kennzeichen von Vollkategorien. Sie zeigt sich bei *werden* + Partizip II darin, daß alle transitiven Verben, die in die *sein* + Partizip II-Konstruktion eintreten können, auch mit *werden* + Partizip II konstruiert werden können.

Im Deutschen ist *sein* + Partizip II als Resultativ einzuordnen, da es immer noch nur mit nonadditiven Verben gebildet werden kann. Dazu kommt, daß sowohl transitive als auch intransitive Verben mit *sein* + Partizip II gebildet werden können. Ich wende mich als nächstes allen Vorkommensvarianten von *sein* + Partizip II im Gegenwartsdeutschen zu, um meine These, daß alle *sein* + Partizip II-Konstruktionen im Deutschen einheitlich als Resultativa erklärbar sind, gegen mögliche Gegenargumente zu verteidigen.

#### 4.4 Rechtfertigung der unifizierenden Klassifikation von *sein* + Partizip II

Ich habe bis jetzt dafür plädiert, die *sein* + Partizip II-Konstruktionen einheitlich zu interpretieren und damit ihre Ausdrucksseite ernstzunehmen. HELBIG 1987 warnt dagegen davor, sich von der formalen Identität der *sein* + Partizip II-Konstruktionen zu einer einheitlichen Klassifikation (,1:1-Entsprechung von Form und Inhalt') verleiten zu lassen. Ich will daher meine These, wonach *sein* + Partizip II generell ein Resultativum ist, an HELBIGs Klassifikation von *sein* + Partizip II-Formen überprüfen. Nach HELBIG 1987 gibt es sechs Klassen von *sein* + Partizip II-Vorkommen im Deutschen, von denen er nur eine als ‚Zustandspassiv‘ gelten läßt:

Es handelt sich um die Konstruktionen vom Typ: *Das Fenster ist geöffnet*. Sie entsprechen hier dem Resultativum, das mit perfektiven/terminativen transitiven Verben gebildet wird. Als ‚Zustandspassiv‘ läßt HELBIG nur *sein* + Partizip II-Konstruktionen gelten, die folgende Bedingungen erfüllen:

1. Es muß Nichtübereinstimmung von Subjektsnominativ und Agens vorliegen.

2. Voraussetzung für die Bildung des Zustandspassivs ist, daß es von einem Satz mit Agenssubjekt abgeleitet ist.
3. Der Zustand muß die Qualität eines Folgezustands haben. Es muß ihm ein transformativer Prozeß vorausgegangen sein. (Das ist immer dann der Fall, wenn die Form mit perfektiven oder terminativen Verben gebildet wird, um in meine Terminologie zu wechseln).
4. Das Partizip II darf in seinem Vorkommen nicht isoliert sein, sondern muß einem Verb mit mehreren Argumenten zugeordnet werden können.

Aufgrund dieser Kriterien lehnt HELBIG folgende Vorkommen von *sein* + Partizip II als Zustandspassivformen ab:

- A. Verben mit isolierten Partizipien:

*Das Problem ist umstritten.*

- B. Zustandsreflexive:

*Der Lehrer ist erholt.*

von: *Der Lehrer erholt sich.* *kein Logos!*

- C. *Sein* + Partizip II-Konstruktionen, die nicht über die Bedeutung eines Nachfolgezustandes verfügen:

*Die Stadt ist von zwei Millionen Menschen bewohnt.*

- D. *Sein* + Partizip II von intransitiven Verben.

*Die Frucht ist gereift. Der Kranke ist gestorben.*

Aufgrund seiner strengen Kriterien müßte HELBIG sein Zustandspassiv eigentlich in Resultativpassiv umbenennen, da er (C) nicht als Zustandspassiv akzeptiert. ‚Zustandspassiv‘ ohne resultative Bedeutung entstehen immer dann, wenn additive Verben an der Konstruktion beteiligt sind. Nur perfektive/terminative Verben können resultative Bedeutung (Nachfolgezustand) bewirken. HELBIG nennt sie in seiner Terminologie transformative Verben.

Die Konstruktionen in (C) sind die einzigen Vorkommen von *sein* + Partizip II, die von mir und gleichzeitig auch von HELBIG als problematisch eingestuft werden. Mir sind sie problematisch, weil sie nicht resultativ sind. Wie sollte ich sie also den Resultativen zuordnen können? Für HELBIG sind sie im Vergleich dazu weit weniger problematisch, weil für ihn das ‚Zustandspassiv‘ der Kategorie des Passivs zuzuordnen ist; und als Passiv ließe sich (C) dann trotzdem klassifizieren. Wenn HELBIG sie dennoch aussondern will, dann deswegen, weil sie hinsichtlich ihrer temporalen Bedeutung mit dem *werden*-Passiv synonym sind. Seine Beispiele sind:

(1) Die Stadt ist bewacht.

(2) Die Stadt wird bewacht.

Beide Sätze haben gegenwärtigen Zeitbezug und beiden Sätzen kann der gleiche Wahrheitswert zugeordnet werden. Anders verhält es sich beim ‚echten‘ HELBIGschen Zustandspassiv:

- (3) Das Fenster ist geöffnet.  
 (4) Das Fenster wird geöffnet.

Sowohl die Zeitbezüge, als auch die zuordenbaren Wahrheitswerte differieren.

HELBIG stellt zwar die richtigen Kriterien auf, aber er ist, was die Zulassungsbeschränkungen zum Eintritt in die Konstruktion betrifft, strenger als die Sprache selbst. Schon im Gotischen, wo es nur passivische *sein* + Partizip II-Formen gab, haben sich die imperfektiven/durativen (nichttransformativen) Verben den Zugang zum resultativen Passiv ‚erschwindeln‘ können, wie ich gezeigt habe, wenn auch zunächst nur im Präteritum. Das gelingt ihnen, weil sie ihr temporales Merkmal [+ vergangen] als ein aspektuelles Merkmal [+ abgeschlossen] ausgeben können. Die späteren Präsensformen dürften Analogiebildungen sein.

Das alles ändert wenig daran, daß ich ernsthafte Probleme mit diesen Formen habe. Das zentrale Merkmal des Resultativums ist eben das des Nachzustands. Da ich alle *sein* + Partizip II-Formen als Resultativa klassifizieren will, habe ich es mit unerwünschten Ausnahmen zu tun. Resultativität wird eben nur auf der Basis von perfektiven und terminativen Verben erzeugt. Ich könnte nun diese Formen als Relikte, die bis auf älteste Sprachstufen zurückverfolgt werden können, einstufen. So will ich jedoch nicht verfahren. Ich hebe mir diesen für HELBIG einfachsten, für mich schwierigsten Fall bis zum Schluß auf und diskutiere zunächst die einfacheren Fälle, da sich in dieser Reihenfolge brauchbare Argumente für die Lösung dieses Problems sammeln lassen:

Ich beginne mit (D), dem sogenannten *sein*-Perfekt. HELBIG gliedert diese Formen, wie auch allgemein in der Grammatikschreibung des Deutschen verfahren wird, sofort aus. Der Grund für ihn ist, daß bei diesen Formen keine Agens-Konversion vorliegt. Mit anderen Worten: es handelt sich um primär intransitive und nicht um abgeleitete Konstruktionen. Da diese im Deutschen nur mit terminativen Verben gebildet werden, sind alle *sein* + Partizip II-Formen, die zu (D) gehören, ohne Schwierigkeit als Resultativa zu klassifizieren.

Ich komme zu HELBIGs Zustandsreflexiven (B): Als Zustandsreflexive bezeichnet HELBIG (1987: 218) alle *sein* + Partizip II-Formen, die nicht auf eine *werden* + Partizip II-Konstruktion zurückführbar sind, sondern auf Reflexivverben:

- (5 ) Der Lehrer ist erholt.  
 (5a) Der Lehrer erholt sich/hat sich erholt.  
 (5b) \*Der Lehrer wird erholt.

Diese Formen verhalten sich nicht anders als die primär intransitiven Resultativa (‚sein-Perfekt‘). Auch hier ist die Bedeutung des Nachzustands vorhanden. Ich behandle Verben vom Typ *sich erholen* als lexikalische

Einheit. Es ist beispielsweise nicht möglich zu sagen: \**Er hat mich erbolt*. Die einzige Differenz zu den anderen Agensresultativa besteht darin, daß ein Teil der lexikalischen Einheit, das *sich*, in der Resultativkonstruktion ausfällt. Das bleibt also noch zu erklären. Die Antwort darauf war bereits in der Behandlung des russischen Reflexivpassivs enthalten. Das *sich* hat anaphorische Funktion. Als Anaphorisierungsmarker dreht es die Satzkonstruktion um, also  $S \leftarrow V$ , unabhängig davon ob S ein Patiensaktant oder ein Agensaktant ist. Da die Konstruktion *sein* + Partizip II selbst schon anaphorisch ist, ist das *sich* in dieser Konstruktion redundant und fällt weg.

Auch die Konstruktionen mit isolierten Partizipien (A) möchte ich nicht als bloße Homonyme von *sein* + Partizip II eingestuft sehen. Eines von HELBIGS Beispielen ist:

(6) Er ist auf seine Brille angewiesen.

Das Partizip *angewiesen* kann auf kein Grundverb im Präsens zurückgeführt werden. Man könnte es heute als Adjektiv einstufen. Auf die Verwandtschaft zwischen dem Resultativum *sein* + Partizip II und dem Stativ *sein* + Adjektiv habe ich bereits hingewiesen. Das Partizip II wurde ursprünglich fast ausschließlich von perfektiven/terminativen Verben gebildet (BEHAGHEL 1924: § 756). Auch im Russischen kann das Partizip Präteritum Passiv in erster Linie nur von perfektiven Verben gebildet werden. In beiden Sprachen sind diese Partizipien affin zu Adjektiven. Im Russischen besteht diese Übereinstimmung sogar in formaler Hinsicht. Das ist kein Zufall. Adjektive in prädikativer Position werden oft als ‚stative verbs‘ klassifiziert. Resultativa und Stative haben folgende gemeinsame Merkmale:

- a) Anaphorik
- b) Intransitivität
- c) Zustandsbedeutung

Das Resultativ unterscheidet sich vom Stativ nur durch ein zusätzliches Merkmal

- d) das Merkmal des Nachfolgezustands.

Damit ist das Resultativum als die komplexere und die markiertere Form zu klassifizieren. Daß Resultativa sich leicht in Stative transformieren können, läßt sich nun erklären. Es handelt sich um einen Fall von Markiertheitsabbau durch die Neutralisation eines zusätzlichen Merkmals. Von zufälliger Homonymie kann also nicht die Rede sein. Es liegt eine Übereinstimmung in mindestens drei Merkmalen vor.

Die eben gewonnene Erklärung ist auf die nichtresultativen Formen vom Typ (C) übertragbar. Es sind weder Resultativpassive, noch Resultative. Da sie aber mit letzteren alle Merkmale teilen, mit Ausnahme des

Merkmals des Nachzustands, sind sie diesen trotzdem nicht nur formal, sondern auch inhaltlich ähnlich. HELBIG könnte sie als Stativpassive bezeichnen.

Damit sind alle *sein* + Partizip II-Formen auf zwei Klassen reduzierbar:

1. auf die Klasse der Resultativa
2. auf die Klasse der Stativa, die als die unmarkierten Varianten von Resultativa nicht selten deren Abbauförmn darstellen.

Zwischen den beiden Klassen besteht nicht nur formale Gleichheit, sondern auch eine sehr weitgehende inhaltliche Übereinstimmung bei drei von vier Merkmalen. Die Zuordnung von Ausdruck und Inhalt ist somit nichtarbiträr.

#### 4.5 Anaphorik und Kataphorik bei den Auxiliärverben *haben* und *sein*

Nachdem ich auf die inhärenten anaphorischen Kapazitäten von *sein* schon aufmerksam gemacht habe, will ich auf die Eigenschaften von *haben* im Vergleich zu *sein* eingehen. Das Auxiliar *haben* ist wie *sein* ein Zustandsverb. BENVENISTE (1960/1966) bezeichnet es als pseudotransitives Zustandsverb. Ebenso wenig wie *sein* kann *haben* passiviert werden. Das Subjekt von *haben*-Konstruktionen ist kein Agens einer Handlung. Die *haben*-Konstruktion imitiert nach BENVENISTE (1960/1966: 197) lediglich einen Prozeß.

*Haben*-Konstruktionen weisen von ihrer Semantik her eine Ähnlichkeit mit den Präteritopräsentia auf: Nach BENVENISTE (1960/1966: 197) können alle Präteritopräsentia im Gotischen mit *haben* + Substantiv paraphrasiert werden. Zum Beispiel:

wait	‚ich weiß‘	ich habe Kenntnis
parf		ich habe das Bedürfnis
man		ich habe die Meinung

Präteritopräsentia sind auf ein indogermanisches Perfekt zurückführbar, auf ein Zustandsperfekt, dessen ursprüngliche Funktion „die Bezeichnung eines aus einer vergangenen Handlung resultierenden Zustands am Subjekt in der Gegenwart“ (BIRKMANN 1987: 67) war. Diese Definition läßt sich mit der Bezeichnung Resultativum abkürzen. Da Resultativa bevorzugt ergativ konstruiert sind, überrascht es nicht, daß diese Verben ‚in die andere Richtung‘ konstruiert sind.

Wie bei den Präteritopräsentia wird bei den *haben*-Konstruktionen ein Zustand am Subjekt bezeichnet. Ich bleibe vorerst noch bei den Konstruktionen nur mit dem Auxiliar und lasse die *haben* + Partizip II-Konstruktionen zunächst noch unberücksichtigt.

Die Verbform *habeo* ist synonym mit der Konstruktion *mihi est*; genauso verhält sich *ich habe* zu *mir ist*. Man vergleiche nur das deutsche *mir ist kalt* mit dem französischen *j'ai froid*, das wörtlich mit *ich habe kalt* zu übersetzen wäre. ‚Mihi est-Konstruktionen‘ finden sich gehäuft in Sprachen, die über kein Auxiliärverb *haben* verfügen. Als Beispiel sei das Russische genannt:

mne chododno ‚mir ist kalt‘

Ganz eindeutig liegt bei den *haben*-Konstruktionen (*j'ai froid*) eine Umkehrung der Konstruktionsrichtung vor. Man vergleiche auch folgende Konstruktionen:

- (1) u menja bilet  
‚mein (sind) die Karten‘
- (2) ich habe Karten

Der markierte Aktant der *sein*-Konstruktion wird zum unmarkierten, privilegierten Aktanten der *haben*-Konstruktion. Das Subjekt der *sein*-Konstruktion wird zum Objekt der *haben*-Konstruktion. Das Auxiliär *haben* ist das kataphorische Gegenverb zu *sein*. Besonders deutlich wird die Umkehrung der Argumente, wenn man folgende, im Deutschen eher seltene *haben*-Konstruktion (ein Beleg von EROMS 1987: 77) mit *sein* konstruiert:

- (3) 42 Weichen allerdings können nicht mit Strom beheizt werden, sie haben Propangasbrenner eingebaut.
- (4) ..., ihnen sind Propangasbrenner eingebaut.

Die Umkehrung der Konstruktionsrichtung wird auch an folgenden Beispielsätzen mit modaler Bedeutung sichtbar:

- (5) Diese Regel ist von jedem zu befolgen.
- (6) Jeder hat diese Regel zu befolgen.

SCHUCHARDT war das gegensätzliche Verhalten von *haben* und *sein* zunächst am Baskischen aufgefallen: „So verhalten sich nun auch *haben* und *sein* [...] zueinander, wie Aktiv und Passiv, und daraus erklärt sich, daß sie sich im Gebrauch öfters vertreten, sowohl innerhalb des Baskischen, wie der andern Sprachen, nicht am wenigsten des Deutschen“ (SCHUCHARDT 1925: 13). Da das Passiv eine anaphorische Konstruktion ist, und das Aktiv als kataphorische Konstruktion hier bezeichnet worden ist, kommt der Vergleich mit Aktiv und Passiv den hier geäußerten Überlegungen schon sehr nahe.

Daß *haben* kataphorische Kapazitäten hat, zeigt sich auch in seiner häufigen Verwendung als finiter Teil von analytischen Futurfügungen. Unabhängig von nachweisbaren Sprachkontakten wird das analytische Futur im Gotischen und im Altkirchenslavischen mit *haben* (*imati*) gebildet. Im Französischen geht sogar das Flexiv des synthetischen Futurs auf ein *avoir* zurück:

FUTUR VON *CHANTER*

(,SINGEN')

je chanter-ai

tu chanter-as

il chanter-a

etc.

## PRÄSENSPARADIGMA VON

*AVOIR*

j'ai

tu as

il a

Natürlich ist die kataphorische Qualität des Perfekts von anderer Art als die kataphorische Qualität des Futurs, so wie die aspektuelle Anaphorik sich von der passivischen Anaphorik unterscheidet. Die kataphorische Bedeutung des Futurs ist temporaler Art. Die kataphorische Bedeutung des Perfekts bezieht sich nicht auf die temporale Lesart, sondern auf die Merkmale der Transitivität und Intransitivität. Das *haben*-Perfekt war ursprünglich ein präsentes Resultativum, das kataphorisch konstruiert worden ist.

Wir haben uns als nächstes zu fragen, warum *haben* + Partizip II sich zu einem Tempus entwickeln konnte, das in temporaler Hinsicht auch noch über anaphorische Bedeutung verfügt. *Haben* + Partizip II hat im Gegenwartsdeutschen ja keine präsentes Bedeutung mehr, sondern Vergangenheitsbezug. Warum ist *haben* + Partizip II nicht als transitives bzw. retransitiviertes Resultativum erhalten geblieben? Wie kommt es dazu, daß eine Kategorie, die der Retransitivierung einer Konstruktion dient und die zunächst in temporaler Hinsicht unmarkiert war und deshalb präsentes Bedeutung hatte, zu einem Vergangenheitstempus wird?

*Haben*-Konstruktionen verfügten zunächst über zwei zentrale Eigenschaften in Opposition zu *sein*-Konstruktionen:

1. Sie haben die genau entgegengesetzte Konstruktionsrichtung, verglichen mit den *sein*-Konstruktionen.
2. Sie stellen sichtbar einen zusätzlichen Aktanten bereit. Die *sein* + Partizip II-Formen von transitiven Verben sind sekundär intransitivisierte Konstruktionen. Die *haben* + Partizip II-Formen sind sekundär transitivierte Konstruktionen.

Ersetzt man also *sein* durch *haben*, kann eine Retransitivierung einer bereits latent transitiven Konstruktion wieder eingeleitet werden. Diese Retransitivierung ist nur durch die Vertauschung der Aktanten möglich. Das latente Agens erhält erneut die privilegierte Subjektsposition, das Patiens wird wieder zum sekundären Aktanten. Die *haben*-Konstruktionen sind zunächst also nichts anderes als Resultativa mit vertauschten Aktanten. Die Konstruktionsrichtung wurde zum Zweck der Retransitivierung umgekehrt. Das war notwendig, weil in akkusativischen Sprachen in anaphorischer Richtung auf dieser Ebene nur intransitive Konstruktionen möglich sind. Die hier vorgeschlagene Interpretation erklärt:

- a) warum entwicklungslogisch *haben* + Partizip II immer nach *sein* + Partizip II auftritt.
- b) warum primär intransitive Resultativa (Agensresultativa) zunächst kein *haben* + Partizip II bilden konnten.

Daß *haben* + Partizip II primär die Funktion eines Resultativums hatte, geht aus OUBOUZARS Untersuchung (1974: 14) hervor. Danach hat *haben* + Partizip II bei NOTKER keine Tempusfunktion, sondern die gleiche Funktion wie *sein* + Partizip II von intransitiven Verben. Die Entstehung der temporalen Lesart von *haben* + Partizip II wird durch die Neutralisation zweier Merkmale bewirkt. Sobald das ‚transitive Resultativum‘ imperfektive Verben zuläßt und intransitive Verben akzeptiert werden, die nicht mehr retransitiviert werden können, ist es nicht mehr notwendig transitiv und nicht mehr notwendig resultativ. Diese Merkmale reichen nicht mehr aus, um die Konstruktion zu definieren. Da sich die imperfektiven Verben ursprünglich durch das Merkmal der temporalen Abgeschlossenheit den Zugang zur Konstruktion ‚erschwindelt‘ haben, indem sie das aspektuelle Merkmal der Abgeschlossenheit imitiert haben, bietet sich als neue Lesart der Konstruktion die temporale Lesart an, die mit additiven Verben und mit intransitiven Verben kompatibel ist. Die präsentische Lesart von *haben* + Partizip II wird zurückgedrängt.

Es ist scheinbar etwas Seltsames passiert: aus einer kataphorischen Konstruktion ist eine temporale anaphorische Konstruktion geworden. Das temporale Perfekt verweist auf die Vergangenheit zurück. Im nächsten Kapitel soll nun aber gezeigt werden, daß Tempora gerade mit Kataphorik kompatibel sind. Tempora, auch Vergangenheitstempora, stehen in diachroner Hinsicht in enger Beziehung zu den imperfektiven Verben. Tempora entstehen zunächst immer mit imperfektiven Verben, erst sekundär werden sie übergeneralisierend mit perfektiven Verben verwendet. Ist das Perfekt dann eine Ausnahme von dieser Regel? Genau genommen ist es eine Bestätigung der Regel. Als kataphorische Konstruktion erleichtert es kataphorischen Verben den Zugang; diese lösen dann die temporale Lesart aus.

Ein nur imperfektives Tempus ist natürlich genausowenig ein Volltempus wie ein nur perfektives Passiv. Letzteres wurde hier als Resultativum definiert, das eine instabile Übergangsform darstellt. In einem nächsten Schritt möchte ich im Tempusbereich eine ebensolche instabile und schillernde Übergangskategorie darstellen: das Futur. Es wäre zwar sinnvoll, mit dem Präteritum zu beginnen, da sich im akkusativischen Sprachtyp die anaphorischen Varianten früher ausbilden als die kataphorischen. Das anaphorische Tempus ist das Präteritum. Wenn ich mit dem Futur im Deutschen beginne, dann aus folgenden Gründen:



1. Die Entwicklungslogik läßt sich am Futur besonders gut ablesen, weil dieses sich im Deutschen noch in einem Übergangsstadium befindet und noch keine eindeutig festlegbare grammatische Bedeutung aufweist.
2. Das Verhalten des Chamäleons-Futur, das einmal wie ein Modus aussieht, dann wieder wie ein Tempus, steht in engem Zusammenhang mit der Aspektualität des Verbs.
3. Die Entstehung des Präteritums ist längst abgeschlossen; die Bezeichnung Imperfekt weist auf den vorhin postulierten Entstehungszusammenhang hin. Er liegt in der Sprachgeschichte des Deutschen zu weit zurück, als daß sich der Zusammenhang von Aspektualität und Tempus plausibel nachweisen ließe. Zudem wird das Präteritum derzeit vom Perfekt verdrängt.
4. Am Futur läßt sich nicht nur die Verwandtschaft zur Aspektkategorie aufweisen, sondern auch die Verwandtschaft zum Modus. Die gewonnenen Einsichten lassen sich anschließend im Bereich der Vergangenheitstempora und des Konjunktivs anwenden.

## 5. Kapitel: Tempus: zwischen Aspekt und Modus

### 5.1 Ein Tempus im Werden: *werden* + Infinitiv

Perfektive Verben weisen offensichtlich eine Affinität zu bestimmten Konstruktionsarten (Resultativa) auf, die dann vorbereitende Funktion in bezug auf andere Kategorien (Passiv und Perfekt) haben. Ähnlich verhält es sich mit den imperfektiven Verben. Während die perfektiven Verben dazu tendieren, in Resultativkonstruktionen verwendet zu werden, weisen die imperfektiven Verben eine Tendenz zu Konstruktionen mit nichtpräsentischen Zeitbezügen auf. In beiden Fällen liegt eine Teilneutralisation der zugrundeliegenden aspektuellen Bedeutung vor. Bei den resultativen Konstruktionen wird das Merkmal der Nonadditivität in der Bedeutung des Nachzustands aufgegeben. Zustände sind immer durch Additivität gekennzeichnet. Bei den imperfektiven Verben kommt es, sobald sie in eine temporale Konstruktion eintreten, zur partiellen Aufhebung des Merkmals der Nichtgrenzbezogenheit. Bei Vergangenheitstempora liegt ebenso eine Begrenzung der Handlung vor wie bei den Zukunftstempora. Diese Begrenzung ist allerdings in beiden Fällen nach einer Seite offen. Tempora begrenzen eine Handlung oder ein Geschehen an der Nahtstelle zur Gegenwart. Die andere Richtung (Ausdehnung in Richtung Vergangenheit oder Zukunft) bleibt weiterhin potentiell unbegrenzt. So wie die Resultativkonstruktionen zwei konträre Merkmale gleichzeitig enthalten, nämlich das Merkmal der Nonadditivität und das der Additivität, so enthalten auch die mit imperfektiven Verben gebildeten Tempora das Merkmal der Nichtgrenzbezogenheit und gleichzeitig das der Grenzbezogenheit, ohne daß sich beide gegenseitig aufheben würden.

Es mag überraschen, daß gerade die imperfektiven Verben die Tempuskategorie vorbereiten sollen. Gerade die perfektiven Verben mit ihrem Merkmal der aspektuellen Abgeschlossenheit erscheinen auf den ersten Blick als besonders affin zur Tempuskategorie. Am Beispiel des deutschen Futurs soll gezeigt werden, daß solche Affinitäten zu sekundären temporalen Bedeutungen gerade mit Abstoßungsreaktionen gegenüber der Tempuskategorie einhergehen. Perfektive Verben weisen aufgrund ihrer sekundären Bedeutungen einen Sättigungsgrad an temporalen Bedeutungen auf, der mit dem Eintritt in zusätzliche Tempuskonstruktionen nicht vereinbar ist.

Daß imperfektive Verben bevorzugt in Konstruktionen eintreten, die temporale Bedeutung haben, soll in einem nächsten Schritt gezeigt werden.

Am Beispiel der Entwicklung des Resultativums zum Perfekt war diese Tendenz bereits angedeutet worden, wenn auch noch in anderer Form: hier wurde eine Konstruktion durch den Eintritt imperfektiver Verben nachträglich in ein Tempus verwandelt.

Am Beispiel von *werden* + Infinitiv soll als nächstes gezeigt werden, daß Verben perfektiver Aspektualität von dieser Konstruktion abgestoßen werden. Diese Abstoßungsreaktion geht mit der Modalisierung der Konstruktion einher. Das ist eine These, die so abseits von den gegenwärtigen Erklärungsversuchen liegt, so daß sie in vorsichtigen Schritten vorgetragen werden soll.

Es wird immer wieder diskutiert, ob das Futur im Deutschen besser als Tempus oder als Modus eingeordnet werden soll. In vielen Sätzen mit *werden* + Infinitiv überwiegt die modale Bedeutung; andere Futurfügungen sind wiederum temporal: es überwiegt der zukünftige Zeitbezug. Schließlich gibt es noch eine große Anzahl von Sätzen, bei denen beide Lesarten möglich sind, allerdings nicht in dem Sinne, daß der Futurfügung in gleichem Maß Anteile von temporalen und modalen Bedeutungen zugeschrieben werden könnten. Vielmehr kippt die Lesart immer wieder von der eindeutig modalen zur eindeutig temporalen Lesart um.

Die Diskussion um das deutsche Futur wurde vor fast 30 Jahren von SALTVEIT 1960 ausgelöst und dauert bis heute an. Sie läßt sich auch nicht mit dem oft geäußerten Hinweis abkürzen, daß Future immer irgendwie modal sind, da zukünftige Ereignisse immer ein Moment der Ungewißheit enthielten. Es ist besonders auffällig, daß die Präsensformen, die mit futurischem Zeitbezug verwendet werden, keine Modalisierung der Aussage bewirken, obwohl gleichermaßen unsicher bleibt, ob die Handlung stattfinden wird. Das Futur im Deutschen ist irgendwie anders modal als das Futur im Englischen. FUCHS (1988: 21; Anm. 21) differenziert nicht zwischen diesen beiden Qualitäten von Modalität, wenn sie schreibt: „Der — auch universell in weitem Maße — modale Charakter des Futurs läßt sich aber nicht schon aus der inhärenten Unsicherheit des Zukünftigen ableiten, wie es verschiedentlich geschieht: sonst wären die Präsensaussagen über Zukünftiges modal.“ Nicht in allen Sprachen werden Präsensformen zum Ausdruck zukünftigen Zeitbezugs verwendet. Solange die Bedingungen, die ‚futurische Präsensformen‘ ermöglichen, nicht geklärt sind, kann den Futuren eine universell inhärente Modalität nicht abgesprochen werden.

Die Hartnäckigkeit, mit der die Diskussion bis heute fortgeführt wird, weist darauf hin, daß das Futur im Deutschen sich eigenwilliger verhält als etwa das Futur im Englischen oder Französischen. Die Eigenwilligkeit des deutschen Futurs ordnet sich jedoch zu einer beeindruckenden Gesetzmäßigkeit, so die hier vorgetragene These, sobald man die Kategorie des Aspekts bei der Beschreibung und Erklärung des Futurs berücksichtigt.

Diese These dürfte Skepsis hervorrufen, da weder die Anhänger der Modusthese noch die Verteidiger der Tempusthese Aspekt als Faktor, der die grammatische Bedeutung des Futurs determinieren könnte, einzuschätzen gewillt sind. Es wird zu zeigen sein, daß sich mit der ‚Aspektthese‘ die beiden Seiten der Futurkontrahenten auf einen gemeinsamen Nenner bringen lassen. Ein Zitat von NABOKOV soll andeuten, wie sich dieser gemeinsame Nenner zur Erklärung des Futurs finden ließe:

NABOKOV bezeichnet einmal zwei seiner Protagonisten im Roman „Professor Pnin“ freundlich ironisch als ‚Anhänger des Präsens‘:

„I go now“, said Hagen, who, though a lesser addict of the present tense than Pnin, also held it in favour.<sup>1</sup>

Was haben Hagen und Pnin gemeinsam, daß sie die gleichen Interferenzfehler machen und dem Präsens den Vorrang geben, anstatt das korrekte „I’ll go now“ zu verwenden? Ihre Gemeinsamkeit ist: Pnin ist Russe, und Hagen ist Deutscher. Oder weniger überspitzt formuliert: Pnin spricht eine Sprache mit ausgeprägtem Aspektsystem, in dem das morphologische Präsens perfektiver Verben futurischen Zeitbezug hat; und Hagen spricht Deutsch, eine Sprache mit einem bereits zerfallenen ursprünglichen Aspektsystem, das nur noch in Rudimenten vorhanden ist, weshalb Hagens Vorliebe für das Präsens auch nicht so ausgeprägt sein kann wie bei Pnin. Tatsächlich verwenden die Sprecher des Deutschen regelmäßig das Präsens statt des Futurs, um auf zukünftige Ereignisse zu referieren. Dazu sei als Beispiel eine Ansage im Eurocity, die zweisprachig erfolgt, angeführt:

(1a) Meine Damen und Herren, in wenigen Minuten erreichen wir den Grenzbahnhof Passau.

(1b) Ladies and gentlemen, in a few minutes we will arrive at the borderstation in Passau.

Ich meine nun: NABOKOV hat sehr feinfühlig und humorvoll eine Beobachtung zum Ausdruck gebracht, die die Auflösung des kontrovers diskutierten Rätsels, ob das deutsche Futur ein Tempus oder vielmehr ein Modus ist, eigentlich schon enthält. Die metasprachliche Erklärung solcher sensibler sprachlicher Erkenntnisse erweist sich leider als weit langwieriger.

Die Diskussion über das deutsche Futur wurde, wie gesagt, durch die Arbeiten von SALTVEIT (1960; 1962) ausgelöst. Er hat dort einen spezifischen Zusammenhang zwischen Tempus und Modus bei der Verwendung der Fügung *werden* + Infinitiv aufgezeigt. Danach stehen modaler und temporaler Wert von Futur I „im Verhältnis einer umgekehrten Variation“ (1962: 175) zueinander: „Nun hat die Analyse gezeigt, daß bei zunehmender Zeitfunktion (hier – Zukunftsbezug) die Modusfunktion abnimmt, und

<sup>1</sup> Die schöne Stelle war V. KIPARSKY (1967: 233) aufgefallen.

umgekehrt“ (SALTVEIT 1960: 59). VATER (1975: 71–148) radikalisierte diesen Ansatz und stellte die heute noch von ihm verfochtene These auf, die Futurperiphrase sei primär modal zu interpretieren. *Werden* wird von ihm als Modalverb klassifiziert. Nach diesem Ansatz besteht der Hauptunterschied zwischen sog. Futur I und Präsens nicht in einem differierenden temporalen Wert. Sie unterscheiden sich vielmehr durch ihre modalen Werte (1975: 103). SALTVEITS und VATERS Thesen haben immer wieder Gegendarstellungen provoziert, die dem Futur seinen Status als Tempuskategorie erneut zuweisen sollten.

SALTVEIT selbst ist nicht so weit gegangen wie die späteren Anhänger der Modalthese. Er hat den temporalen Wert und den dazu gegenläufigen Wert der Futurfügung von der Aktionsart des Verbs abhängig gemacht. Trotz des zentralen Stellenwerts dieser lexikalisch-grammatischen Kategorie in SALTVEITS Argumentation, steht die Aktionsart nicht im Mittelpunkt der Kontroversen. Sie wird entweder beiläufig oder gar nicht erwähnt. SALTVEIT (1962: 175) stellt fest, seine Funktionsanalyse habe gezeigt:

- durative Aktionsart des Verbs bewirkt Gegenwartsbezug der Futurfügung
- perfektive und kontinuitive Aktionsart dagegen Zukunftsbezug.

Zu dem gleichen Ergebnis war SALTVEIT bereits 1960 gekommen, ohne noch dort eine Funktionsanalyse vorgelegt zu haben<sup>2</sup>. Er stellt dort den Verben durativer Aktionsart nur die perfektiven Verben, nicht aber kontinuitive Verben gegenüber. Inspiriert wurde er zu dieser Zuordnung durch einen Abschnitt aus BEHAGELS *Deutscher Syntax*. Dort steht (1924: 112): „In beschränktem Maß bestehen Beziehungen der Aktionsarten zu gewissen zeitlichen Ausdrucksformen. Die Präsensia der Perfektiva haben im allgemeinen futurischen Charakter.“ SALTVEIT unterläuft nun der kleine, aber weitreichende Fehler, daß er dies als eine feste Zuordnung zwischen Aktionsart und temporalem Wert auffaßt. Für ihn haben perfektive Verben immer Zukunftsbezug, durative immer Gegenwartsbezug. SALTVEIT berücksichtigt nicht, daß sich die perfektiven Verben im Präsens anders verhalten könnten, als in der *werden* + Infinitiv-Fügung. BEHAGEL hatte nur festgehalten, daß perfektive Verben im Präsens Zukunftsbezug haben. SALTVEITS Fehler besteht nur in der Übergeneralisierung dieser richtig erkannten Regel: Er dehnt BEHAGELS Regel auf *werden* + Infinitiv aus: die morphologischen Präsensformen und das *werden*-Futur der perfektiven Verben haben nach SALTVEIT immer Zukunftsbezug; die Präsensformen und das *werden*-Futur der durativen (imperfektiven) Verben dagegen immer Gegenwartsbezug. Auf die gleiche Weise war schon HERMANN 1928 vorge-

<sup>2</sup> ULVESTAD (1964: 447) spricht in seiner Rezension von SALTVEIT 1962 vom „a-priori flavor of both the synchronic and diachronic results“.

gangen. Daß SALTVEITS Zuordnungen nicht stimmen, mußte bald auffallen. Der Gedanke, daß die Aktionsart des Verbs einen Einfluß auf die grammatische Bedeutung von *werden* + Infinitiv haben könnte, wurde zu Unrecht fallengelassen. SALTVEIT war bei seinen Zuordnungen nur ein winziger Denkfehler unterlaufen, der seltsamerweise niemandem aufgefallen ist. Die Korrektur dieses Fehlers beinhaltet bereits die Lösung.<sup>3</sup>

BEHAGHEL hatte seine Aussage keineswegs zufällig auf die morphologischen Präsensformen der perfektiven Verben eingeschränkt: Aufgrund ihrer Grenzbezogenheit und ihrer holistischen Semantik haben die Präsensformen von perfektiven Verben in der Regel zukünftigen Zeitbezug (unabhängig davon, ob es sich um Aktionsart- oder Aspektverben handelt). Der Vergleich mit den morphologischen Präsensformen der perfektiven Verben im Russischen liegt nah. Sie werden in der Grammatik als Futurformen abgehandelt und nicht etwa bloß als ‚futurisches Präsens‘. Interessant ist nun die Beobachtung, daß die perfektiven Verben kein analytisches Futur bilden können. Zu dieser Konstruktion (*budu* + Infinitiv), die genauso aufgebaut ist wie das deutsche analytische Futur, haben nur die Verben imperfektiven Aspekts Zugang. Auch im Gotischen und in den älteren Sprachstufen des Deutschen verhielt es sich so. Es gab mehrere konkurrierende analytische Futurformen, die eines gemeinsam hatten: sie wurden mit imperfektiven Verben gebildet, nicht aber mit perfektiven Verben. Da perfektive Verben bereits zukünftigen Zeitbezug aufweisen (*Er kommt heute* bedeutet ‚Er ist noch nicht da‘), wäre eine Futurform nur redundant. Was den perfektiven Verben fehlt, ist ein Präsens, d. h. ein Tempus mit Präsensbezug. Man könnte sich nun fragen, warum die perfektiven Verben kein analytisches Präsens herausgebildet haben. Die Antwort läßt sich aus dem letzten Kapitel herauslesen. Sie haben ein Präsens herausgebildet. Das Resultativum ist nichts anderes als ein perfektives Präsens (*Er ist gekommen*).

Die Aspektualität des Verbs beeinflußt also sowohl die Tempusbedeutung der jeweiligen Formen als auch die Herausbildung spezifischer weiterer Konstruktionen. So wie die perfektiven Verben zur Herausbildung des Resultativums drängen, so drängen die imperfektiven Verben zur Herausbildung eines Tempus mit Zukunftsbezug. Warum also sollte ausgerechnet das *werden* + Infinitiv imperfektiver Verben keinen Zukunftsbezug haben, sondern Gegenwartsbezug?

Halten wir fest, daß Aktionsart und Aspekt des Verbs einen starken Einfluß auf die temporalen Bedeutungen von Verbformen haben. Darin

<sup>3</sup> Auch JANNSSEN 1989, der SALTVEITS Korrelationen nochmals aufgreift, tradiert diese Zuordnungen, ohne sie zu hinterfragen. Nur bei ABRAHAM (1989: 351–353), der auf den Zusammenhang von Aspektualität und zukünftiger Zeitreferenz eingeht, finden sich vorurteilsfreie Zuordnungen.

bestand SALTVEITS wichtige Erkenntnis, die heute als überwunden gilt. Der Grund für diese Einschätzung ist, daß die Zuordnungen, die SALTVEIT vortrug, falsch sind und zwar falsch in einem ganz einfachen Sinn: SALTVEIT hätte sie nur umkehren müssen. Das heißt dann, nicht das *werden* + Infinitiv perfektiver Verben hat Zukunftsbezug, sondern das der imperfektiven Verben. Und nicht die imperfektiven Verben bewirken die Modalisierung von *werden* + Infinitiv, sondern die perfektiven Verben. Erhalten bleibt von SALTVEITS These das Gesetz der umgekehrten Variation von Modus- und Tempusbedeutungen, und erhalten bleibt auch die Relevanz der aspektuellen Bedeutung des Verbs. Nur die Zuordnungen werden anders vorgenommen.

Es war bald aufgefallen, daß SALTVEITS Zuordnung durch beliebig viele Beispiele widerlegbar war. VATER (1986: 3) stellt kategorisch fest: „Es stimmt nicht, daß die Aktionsart des Verbs eine Rolle spielt.“

SALTVEIT hatte zwar 1962 zu den perfektiven Verben noch sog. kontinuitive Verben hinzugenommen, wohl nur, um die Gegenbeispiele, die ihm selber aufgefallen waren, in den Griff zu bekommen. Eine Aufspaltung einer binären Aktionsartenklassifikation in drei einzelne Aktionsarten hat selbst keinen Sinn. Entweder behält man die Binarisierung in grenzbezogene vs. nichtgrenzbezogene Verben bei, oder man ist gezwungen, gleich mehrere Aktionsarten anzusetzen. Außerdem dürfte es nicht leichtfallen, durative Verben von kontinuativen Verben zu unterscheiden, was auch VATER seit 1975 immer wieder betont: „Die Aktionsarten bei SALTV. 1960 sind zudem schlecht definiert; das gilt besonders für die kontinuitive AA, bei der es sich in Wirklichkeit um durative AA handelt“ (VATER 1986: 3; Anm. 2).

Statt SALTVEIT aufzurechnen, daß es beliebig viele Beispiele gibt, die mit seiner Aktionsarthese inkompatibel sind, hätte man seine These nur in folgender Form umkehren und umformulieren müssen:

Da bei perfektiven Verben bereits die Präsensia Zukunftsbezug herzustellen vermögen, ist die Fügung *werden* + Infinitiv bei diesen Verben redundant. Bei Verben durativer Aktionsart dagegen ist das morphologische Präsens auch hinsichtlich des Zeitbezugs präsentisch. Hier ist die Fügung *werden* + Infinitiv nicht redundant. Sie ist außerdem notwendig, um (nicht-modalisierten) Zukunftsbezug zu ermöglichen, was die Vorläufer von *werden* + Infinitiv nicht in dem Maß zu leisten imstande waren. Werden perfektive Verben mit *werden* + Infinitiv verwendet, so kommt es aufgrund der Redundanz der Konstruktion zu einer Unverträglichkeitsreaktion. Diese kann eine Äußerung als grammatisch inakzeptabel erscheinen lassen oder eine neue Lesart bewirken. Das letztere trifft bei *werden* + Infinitiv mit perfektiven Verben zu. Es entsteht die modale Lesart von *werden* + Infinitiv. Folgender Überblick zeigt die Umkehrung von SALTVEITS Korrelationen:

## 1. SALTVEITS Zuordnung:

Die durative Aktionsart des Verbs bewirkt Gegenwartsbezug von *werden* + Infinitiv. Die modale Bedeutung überwiegt die temporale Bedeutung von *werden* + Infinitiv.

Die perfektive Aktionsart bewirkt den Zukunftsbezug von *werden* + Infinitiv. Die temporale Bedeutung ist dominant.

## 2. Umkehrung von SALTVEITS Zuordnung:

Die durative Aktionsart des Verbs ist mit dem zukünftigen Zeitbezug von *werden* + Infinitiv vereinbar. Die temporale Bedeutung ist dominant.

Die perfektive Aktionsart des Verbs modalisiert *werden* + Infinitiv.

Diese neu vorgenommenen Zuordnungen sind mehr als nur ein Spiel mit Umkehrungen. Die nachfolgenden Überlegungen zeigen, daß SALTVEIT ganz einfach kurz vor der Lösung stand.

Daß bei durativen Verben die *werden* + Infinitiv-Fügung in ihrer primären Verwendung und Bedeutung zukünftigen Zeitbezug hat, zeigen vor allem die sprachhistorischen Fakten:

Es waren seit dem Gotischen generell die imperfektiven/durativen Verben, die zum Ausdruck zukünftigen Zeitbezugs über analytische Konstruktionen verfügten, wie *duginnan* (‘beginnen’), *haban* und *skulan* + Infinitiv. Bei perfektiven Verben wird allein die morphologische Präsensform verwendet, um zukünftigen Zeitbezug herzustellen. Auch die imperfektiven/durativen Verben verfügen über diese Möglichkeit. Während aber die morphologischen Präsensformen der perfektiven/terminativen Verben kontextunabhängig Zukunftsbezug haben können, sind die imperfektiven/durativen Verben kontextabhängig. Eindeutiger Zukunftsbezug wird daher oft nur über zusätzliche Temporaladverbien (z. B. *danne* im Ahd.) oder eben durch die analytischen Verbformen gesichert (HINSDALE 1897; SCAFFIDI-ABBATE 1981). Im Gotischen waren die analytischen Futurformen die Ausweichkonstruktionen zur Sicherung des Zukunftsbezugs der imperfektiven/durativen Verben. Die partielle Parallelität zu den slavischen Sprachen sei nochmals hervorgehoben. Dort (z. B. im Russischen und Tschechischen) bilden die Verben imperfektiven Aspekts ihr Futur mit (russ.) *budu* + Infinitiv. Bei den perfektiven Verben hat das morphologische Präsens primär Futurbedeutung. Die Form *budu* + Infinitiv entspricht strukturell und inhaltlich dem deutschen *werden* + Infinitiv. Beide Formen ersetzen außerdem ältere analytische Futurformen aus Modalverben + Infinitiv (zu den altkirchenslavischen Entsprechungen von ‘wollen’, ‘haben’ und ‘beginnen’ vgl. LEISS 1985: 253).

*Werden* + Infinitiv weist ebenso wie die älteren analytischen Futurformen Affinität zu durativen Verben auf; so schreiben MATZEL/ULVESTAD (1982: 297 f.):



Präsens im Deutschen unter Berücksichtigung eben dieser Zwischenkategorie. Er stellt schließlich eine Entsprechung zwischen der Aktionsart bzw. der Aspektualität des Verbs und dessen „optimaler Tempusform“ zum Ausdruck zukünftigen Zeitbezugs fest (1975: 49): „Für nichtterminative Verben ist eine solche optimale Tempusform das Futur I, für Verben mit deutlich ausgedrückter Bedeutung der Begrenztheit das Präsens.“ Durch eine zahlenmäßige Auswertung der von ihm zugrundegelegten Belege bestätigt er diese Zuordnung allerdings nicht als Regel, sondern als Tendenz der deutschen Gegenwartssprache (1975: 48). ŽUIKIN kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß Modalität immer dann entsteht, wenn die Aspektualität des Verbs nicht mit seiner optimalen morphologischen Tempusform übereinstimmt. Bei grenzbezogenen (terminativen, nonadditiven) Verben, die bereits in ihrer morphologischen Präsensform Zukunftsbezug aufweisen, entfaltet daher die Fügung *werden* + Infinitiv ihre modalen Kapazitäten. Bei Übereinstimmung von Aspektualität des Verbs und optimaler Tempusform werden dagegen die modalen Nebenfunktionen nicht verstärkt.

ŽUIKINS Ergebnis betrachte ich als die Bestätigung meiner Vermutung, daß SALTVEITS Korrelationen von Aktionsart des Verbs und den temporalen vs. modalen Werten der Fügung umgekehrt werden muß. Daß das analytische Futur gerade der nonadditiven (perfektiven/terminativen) Verben modale Bedeutung haben muß, wird durch eine Beobachtung von SEIDEL (1939/40) gestützt: SEIDEL fiel auf, daß die Präsensform perfektiver Verben im Tschechischen (sog. perfektives Futur) immer gerade dann, wenn sie nicht futurischen Zeitbezug haben, sondern modal verwendet werden, bei der Übersetzung ins Deutsche mit *werden* + Infinitiv wiedergegeben werden: „Die Häufigkeit der Fälle, in denen pf. Präsens nicht als eigentlich futurisch anzusehen ist, wohl aber auch in der deutschen Übersetzung eine futurische Ausdrucksweise zeigen kann, ist sehr groß. Es handelt sich immer um die modale Verwendung des Futurs, wenngleich die Beispiele untereinander durchaus ungleich geartet sind“ (SEIDEL 1939/40: 8).

SEIDEL steht mit seiner Beobachtung nicht alleine. WEBER (1954: 182) kommt bei seinen französisch-deutschen Übersetzungsvergleichen zu einem Ergebnis, das SEIDELS Befund ergänzt. WEBER konstatiert zunächst: „Die natürliche Entsprechung des frz. futur ist das dtsh. Präsens“ und „Zahlenmäßig halten sich dtsh. Präs. und dtsh. Futur als Übersetzung des frz. futur ungefähr die Waage; dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß das dtsh. Futur oft ‚Formensubstitution‘ ist“ (WEBER 1954: 184, Anm. 1). Neben dem Einfluß der Übersetzungsvorlage erwähnt WEBER nun allerdings noch einen zusätzlichen Faktor: das französische ‚futur‘ wird bevorzugt dann mit *werden* + Infinitiv übersetzt, wenn dem ‚futur‘ Modalität „anhaftet“. WEBER macht noch eine weitere Bemerkung, die mir

wichtig erscheint. Das französische ‚futur‘ kann oder darf häufig nicht mit dem deutschen Futur wiedergegeben werden. Das heißt, daß selbst die sogenannte Formensubstitution oft nicht möglich ist, was den Schluß notwendig macht, daß futurisches Präsens und *werden* + Infinitiv in vielen Fällen nicht austauschbar und damit nicht annähernd synonym sind. WEBER macht dafür „semantische Gründe“ (1954: 193) verantwortlich, ohne diese näher zu präzisieren.

Ich meine nun, daß diese dafür ‚verantwortliche Semantik‘ mit der inhärenten aspektuellen Semantik der Verben gleichgesetzt werden muß. Wenn modalisiertes ‚futur‘ mit der *werden* + Infinitiv-Übersetzung kompatibel ist, temporales ‚futur‘ aber

- a) einmal mit *werden* + Infinitiv und mit futurischem Präsens übersetzt werden kann, während es
- b) in anderen Fällen nur mit futurischem Präsens wiedergegeben werden kann,

dann deutet das auf zwei semantische Verbklassen mit jeweils unterschiedlichem grammatischen Verhalten hin. In Verbindung mit SEIDELS Beobachtung kann man annehmen, daß es gerade die nonadditiven perfektiven/terminativen Verben in der *werden* + Infinitiv-Konstruktion sind, die die Fügung modalisieren. Nach SEIDELS Beobachtung werden ja gerade die modalisierten perfektiven Verben, die keinen futurischen Zeitbezug aufweisen, bei der Übertragung vom Tschechischen ins Deutsche mit *werden* + Infinitiv wiedergegeben.

Daß *werden* + Infinitiv gerade bei den nonadditiven Verben modalen Wert hat, ist das Resultat der übergeneralisierenden Verwendung der Konstruktion. Die Übergeneralisierung von grammatischen Kategorien kann potentiell zur Herausbildung neuer Kategorien führen. Das war bereits am Beispiel des Resultativums deutlich geworden. Die Übergangskategorie des Resultativums, das nur den nonadditiven Verben vorbehalten war, wurde durch den Verstoß gegen seine Selektionsrestriktionen in zwei Vollkategorien aufgespalten: in das temporale Perfekt und in das definite Passiv. Ähnlich verhält es sich bei der Herausbildung des Futurs im Deutschen. Da *werden* + Infinitiv zunächst nur mit additiven Verben gebildet werden konnte, handelte es sich zunächst noch nicht um eine Vollkategorie, sondern um eine Übergangskategorie. Bei der zunehmenden Aufgabe der Selektionsrestriktionen und der damit verbundenen Aufnahme der nonadditiven Verben in die Konstruktion, kommt es ebenfalls zu einem Kategoriensplitting. Die Berücksichtigung der Diachronie bestätigt, daß die Aspektualität bei der Herausbildung von *werden* + Infinitiv nicht unterschätzt werden darf.

Die Verbreitung von *werden* + Infinitiv fand zu einer Zeit statt (14. – 16. Jh.; vgl. LEISS 1985), als die aspektuelle Opposition noch nicht

vollständig aufgelöst war. Auch beim Aufbau der neuen Opposition in Form der periphrastischen ‚Tempora‘ Perfekt und Plusquamperfekt, blieb die aspektuelle Differenzierung weiterhin wirksam. FOURQUET und seine Schülerin OUBOUZAR sprechen hier von Phasenopposition, die die alte aspektuelle Opposition ersetzt. Auf jeden Fall handelt es sich um einen Restrukturierungsprozeß, der mit dem Zerfall der einstigen aspektuellen Verbpaare in Gang gekommen ist. Solange intakte aspektuelle Verbpaare vorhanden sind, kann eine Handlung mit präsentischem Zeitbezug immer durch das imperfektive Partnerverb zum Ausdruck gebracht werden. Bei futurischem Zeitbezug steht das perfektive Partnerverb zur Verfügung; zum Ausdruck von abgeschlossener Vergangenheit ebenfalls. Für nichtabgeschlossene Ereignisse in der Vergangenheit eignet sich das imperfektive Verb am besten. Sobald sich die Verbpaare auflösen oder bedeutungsmäßig auseinanderentwickeln, können verschiedene Zeitbezüge auf der Basis der Aspektualität des Verbs nicht mehr zum Ausdruck gebracht werden. Es fehlt bei einem partnerlosen additiven Verb:

- a) die Möglichkeit futurischen Zeitbezug herzustellen.
- b) Genausowenig ist es möglich, abgeschlossene Vergangenheit zu realisieren.

Den vereinzelt nonadditiven Verben fehlt die Möglichkeit:

- c) Gegenwartsbezug herzustellen und
- d) nichtabgeschlossene Vergangenheit zu realisieren.

Hier kommt es zur Herausbildung von komplementären Ersatzformen:

- (a) wird durch die neuen analytischen Futurformen kompensiert. Es ist also folgerichtig, daß nur die additiven Verben zu dieser Konstruktion Zugang haben.
- (b) wird durch das Plusquamperfekt kompensiert.
- (c) wird durch das Resultativum, das die Gegenwartsform der nonadditiven Verben darstellt, repariert.
- (d) muß nun durch das Präteritum geleistet werden, das ursprünglich mit perfektiven Verben abgeschlossene Vergangenheit, mit imperfektiven Verben nichtbegrenzte Vergangenheit zum Ausdruck brachte.

Die Herausbildung der neuen analytischen Konstruktionen war zunächst an spezifische Aspektverben gebunden. Das Vorhandensein eines *ist*- und eines *haben*-Perfekts demonstriert das deutlich:

Das Partizip II konnte zur Zeit der noch gut ausgebildeten Aspektopposition (im Ahd.) in der Regel nur von nonadditiven Verben gebildet werden, wie OUBOUZAR 1974 gezeigt hat. Erst nach dem Schwund aspektueller Verbpaare wird die einstige Aspektmarkierung *ge-* auch zur Markierung des Partizips additiver Verben verwendungsfähig. Die additiven Verben bilden später, von einigen Ausnahmen abgesehen, das Perfekt

mit dem Auxiliar *haben* und nicht mit *sein* wie die ursprünglich perfektiven Verben (FOURQUET 1969: 55). Dies zeigt, daß das zerfallende oder bereits zerfallene Aspektsystem bei der Neustrukturierung des Verbalystems weiterhin stark wirksam war. Das bereits zerfallene Aspektsystem hat die Herausbildung der neuen analytischen Konstruktionen motiviert. Eine übergeneralisierende Verwendung mit additiven und nonadditiven Verben war nicht vorgesehen. Die analytischen Konstruktionen hatten ja komplementäre Funktionen zu erfüllen und zwar solange, als das alte Aspektsystem synchron spürbar blieb. Das blieb es solange, als Rudimente des einstigen Aspektsystems in Form von überlebenden Aspektpaaren die Erinnerung an das alte System wachhielten.

Die analytischen Konstruktionen bildeten zunächst also nur aspektuelle Kategorienpole und keine Vollkategorien, die immer zwei kategoriale Pole aufweisen. Erst mit der übergeneralisierten Verwendung der analytischen Formen mit allen Verben entsteht eine Vollkategorie mit einer erweiterten kategorialen Bedeutung.

Bei *werden* + Infinitiv hat die übergeneralisierende Verwendung mit additiven und nonadditiven Verben bis heute dieses Stadium nicht erreicht. Die Aspektualität der Verben verhindert eine vollständige Grammatikalisierung von *werden* + Infinitiv. Diese ist erst dann erreicht, wenn eine einheitliche und vor allem dominante grammatische Bedeutung von *werden* + Infinitiv vorliegt, die durch die Aspektualität des Verbs nur noch eingefärbt, aber nicht mehr grundlegend verändert werden kann. Anders als OUBOUZAR nehme ich an, daß dieses Stadium noch nicht erreicht ist. Additive Verben bewirken futurischen Zeitbezug und nonadditive Verben bewirken die Modalisierung von *werden* + Infinitiv.

OUBOUZAR 1974 hatte festgestellt, daß *werden* + Infinitiv sich erst dann zum grammatischen Futur entwickeln konnte, nachdem das verbale Aspektsystem zerfallen war und somit Formen wie *er wart klagen* nicht mehr systemhaft verwendet werden konnten. Nach OUBOUZAR sind die Voraussetzungen für die Integration des *werden* + Infinitiv-Futurs in das Verbalssystem um die Mitte des 16. Jahrhunderts gegeben, und zwar zuerst im Mitteldeutschen (OUBOUZAR 1974: 93). OUBOUZARS Bedingung, wonach sich *werden* + Infinitiv erst dann zum grammatischen Futur entwickeln kann, wenn die aspektuelle Differenzierung abgebaut ist, ist allerdings Mitte des 16. Jahrhunderts, anders als OUBOUZAR annimmt, noch nicht erfüllt. Zwar gab es zu dieser Zeit kein Präteritum *wart* + Infinitiv mehr, und die aspektuellen Paare waren auch in ihren Restbeständen weitgehend aufgelöst, doch gab es trotzdem weiterhin Interferenzen zwischen der nun nicht mehr binär organisierten inhärenten Aspektualität der Verben (Aktionsarten) und der Tempuskategorie. Genau das zeigen ŽUKINS Ergebnisse.

vollständig aufgelöst war. Auch beim Aufbau der neuen Opposition in Form der periphrastischen ‚Tempora‘ Perfekt und Plusquamperfekt, blieb die aspektuelle Differenzierung weiterhin wirksam. FOURQUET und seine Schülerin OUBOUZAR sprechen hier von Phasenopposition, die die alte aspektuelle Opposition ersetzt. Auf jeden Fall handelt es sich um einen Restrukturierungsprozeß, der mit dem Zerfall der einstigen aspektuellen Verbpaare in Gang gekommen ist. Solange intakte aspektuelle Verbpaare vorhanden sind, kann eine Handlung mit präsentischem Zeitbezug immer durch das imperfektive Partnerverb zum Ausdruck gebracht werden. Bei futurischem Zeitbezug steht das perfektive Partnerverb zur Verfügung; zum Ausdruck von abgeschlossener Vergangenheit ebenfalls. Für nichtabgeschlossene Ereignisse in der Vergangenheit eignet sich das imperfektive Verb am besten. Sobald sich die Verbpaare auflösen oder bedeutungsmäßig auseinanderentwickeln, können verschiedene Zeitbezüge auf der Basis der Aspektualität des Verbs nicht mehr zum Ausdruck gebracht werden. Es fehlt bei einem partnerlosen additiven Verb:

- a) die Möglichkeit futurischen Zeitbezug herzustellen.
- b) Genausowenig ist es möglich, abgeschlossene Vergangenheit zu realisieren.

Den vereinzelt nonadditiven Verben fehlt die Möglichkeit:

- c) Gegenwartsbezug herzustellen und
- d) nichtabgeschlossene Vergangenheit zu realisieren.

Hier kommt es zur Herausbildung von komplementären Ersatzformen:

- (a) wird durch die neuen analytischen Futurformen kompensiert. Es ist also folgerichtig, daß nur die additiven Verben zu dieser Konstruktion Zugang haben.
- (b) wird durch das Plusquamperfekt kompensiert.
- (c) wird durch das Resultativum, das die Gegenwartsform der nonadditiven Verben darstellt, repariert.
- (d) muß nun durch das Präteritum geleistet werden, das ursprünglich mit perfektiven Verben abgeschlossene Vergangenheit, mit imperfektiven Verben nichtbegrenzte Vergangenheit zum Ausdruck brachte.

Die Herausbildung der neuen analytischen Konstruktionen war zunächst an spezifische Aspektverben gebunden. Das Vorhandensein eines *ist-* und eines *haben-*Perfekts demonstriert das deutlich:

Das Partizip II konnte zur Zeit der noch gut ausgebildeten Aspektopposition (im Ahd.) in der Regel nur von nonadditiven Verben gebildet werden, wie OUBOUZAR 1974 gezeigt hat. Erst nach dem Schwund aspektueller Verbpaare wird die einstige Aspektmarkierung *ge-* auch zur Markierung des Partizips additiver Verben verwendungsfähig. Die additiven Verben bilden später, von einigen Ausnahmen abgesehen, das Perfekt

mit dem Auxiliar *haben* und nicht mit *sein* wie die ursprünglich perfektiven Verben (FOURQUET 1969: 55). Dies zeigt, daß das zerfallende oder bereits zerfallene Aspektsystem bei der Neustrukturierung des Verbal-systems weiterhin stark wirksam war. Das bereits zerfallene Aspektsystem hat die Herausbildung der neuen analytischen Konstruktionen motiviert. Eine übergeneralisierende Verwendung mit additiven und nonadditiven Verben war nicht vorgesehen. Die analytischen Konstruktionen hatten ja komplementäre Funktionen zu erfüllen und zwar solange, als das alte Aspektsystem synchron spürbar blieb. Das blieb es solange, als Rudimente des einstigen Aspektsystems in Form von überlebenden Aspektpaaren die Erinnerung an das alte System wachhielten.

Die analytischen Konstruktionen bildeten zunächst also nur aspektuelle Kategorienpole und keine Vollkategorien, die immer zwei kategoriale Pole aufweisen. Erst mit der übergeneralisierten Verwendung der analytischen Formen mit allen Verben entsteht eine Vollkategorie mit einer erweiterten kategorialen Bedeutung.

Bei *werden* + Infinitiv hat die übergeneralisierende Verwendung mit additiven und nonadditiven Verben bis heute dieses Stadium nicht erreicht. Die Aspektualität der Verben verhindert eine vollständige Grammatikalisierung von *werden* + Infinitiv. Diese ist erst dann erreicht, wenn eine einheitliche und vor allem dominante grammatische Bedeutung von *werden* + Infinitiv vorliegt, die durch die Aspektualität des Verbs nur noch eingefärbt, aber nicht mehr grundlegend verändert werden kann. Anders als OUBOUZAR nehme ich an, daß dieses Stadium noch nicht erreicht ist. Additive Verben bewirken futurischen Zeitbezug und nonadditive Verben bewirken die Modalisierung von *werden* + Infinitiv.

OUBOUZAR 1974 hatte festgestellt, daß *werden* + Infinitiv sich erst dann zum grammatischen Futur entwickeln konnte, nachdem das verbale Aspektsystem zerfallen war und somit Formen wie *er wart klagen* nicht mehr systemhaft verwendet werden konnten. Nach OUBOUZAR sind die Voraussetzungen für die Integration des *werden* + Infinitiv-Futurs in das Verbal-system um die Mitte des 16. Jahrhunderts gegeben, und zwar zuerst im Mitteldeutschen (OUBOUZAR 1974: 93). OUBOUZARS Bedingung, wonach sich *werden* + Infinitiv erst dann zum grammatischen Futur entwickeln kann, wenn die aspektuelle Differenzierung abgebaut ist, ist allerdings Mitte des 16. Jahrhunderts, anders als OUBOUZAR annimmt, noch nicht erfüllt. Zwar gab es zu dieser Zeit kein Präteritum *wart* + Infinitiv mehr, und die aspektuellen Paare waren auch in ihren Restbeständen weitgehend aufgelöst, doch gab es trotzdem weiterhin Interferenzen zwischen der nun nicht mehr binär organisierten inhärenten Aspektualität der Verben (Aktionsarten) und der Tempuskategorie. Genau das zeigen ŽUIKINS Ergebnisse.

Danach realisieren im Gegenwartsdeutschen terminative Verben (das sind nonadditive Aktionsartverben) Zukunftsbezug zu 22% mit *werden* + Infinitiv und zu 56% mit futurischem Präsens; umgekehrt wird bei durativen Verben (das sind additive Aktionsartverben) *werden* + Infinitiv zu 59% zum Ausdruck zukünftigen Zeitbezugs verwendet, futurisches Präsens dagegen nur zu 36%. Diese Zahlen gelten für die Belletristik. In Zeitungen und Zeitschriften ist dieser Gegensatz noch akzentuierter. Eine eindeutige Distributionsregel läßt sich allerdings nicht ermitteln; lediglich Tendenzen werden sichtbar. Danach lassen additive und aktionsartneutrale Verben eine Präferenz für *werden* + Infinitiv zur Realisierung zukünftigen Zeitbezugs erkennen, mehr jedoch nicht. Die einstige unsystematische Präsenz von Aspektualität hat eine systematische und regelgeleitete Verwendung des Futurs I verhindert. Das gilt ganz besonders für das gesprochene Gegenwartsdeutsche:

BRONS-ALBERT 1982, die die „Bezeichnung von Zukünftigem in der gesprochenen deutschen Standardsprache“ untersucht hat, teilt die Beobachtung mit, daß die Häufigkeit der *werden* + Infinitiv-Fügungen immer dann anstieg, sobald ein Dialogpartner (es handelte sich um Telefondialoge) erfahren hatte, daß seine Gespräche aufgezeichnet und ausgewertet werden. Die Verwendung von Futur I ist offenbar nicht allein in geschriebener Sprache, sondern in normativen Kontexten generell erhöht. Ich führe das auf den Einfluß des vom lateinischen Grammatikparadigmas geprägten Sprachunterrichts zurück, wo *werden* + Infinitiv als unterschiedslos für alle Verben taugliche Futurform vermittelt wird. Zwar kritisiert SCHÜTZEICHEL<sup>4</sup>: „Der oft wiederholte Hinweis auf den vom ‚lateinischen Grammatikunterricht geprägten Schulunterricht‘ verfängt wenig; es ist bisher nicht mehr als eine Vermutung“, doch dürfte es derzeit keine bessere Erklärung für die unterschiedlich häufige Verwendung von Futur I je nach Öffentlichkeitsgrad der Äußerung geben. Die Annahme, daß es nicht allein grammatische Regularitäten sind, die die Distribution von *werden* + Infinitiv determinieren, harmonisiert auch mit der Tatsache, daß trotz der Anwendung empirischer Verfahren zur Untersuchung der Verteilung von Futur I und futurischem Präsens bislang nur stark divergierende Werte vorliegen:

Nach BRONS-ALBERT 1982 beträgt der Anteil von futurischem Präsens bei der Bezeichnung von Zukünftigem 75% (dagegen nur 4,6% bei *werden* + Infinitiv). MATZEL/ULVESTAD (1982: 293–295) referieren die unterschiedlichsten Ergebnisse, die in anderen Arbeiten vorgelegt wurden. Sie selbst kommen zu einem Verteilungsverhältnis von etwa jeweils 50% (1982: 296). Nach ŽUKIN 1975 hat das zukünftige Futur einen Anteil von

<sup>4</sup> SCHÜTZEICHEL in einer mir schriftlich mitgeteilten Kritik vom 14. 2. 1986.

74%, das zukünftige Präsens dagegen nur von 26% (in Zeitungen und Zeitschriften). Der weit höhere Wert von ŽUIKIN gegenüber MATZEL/ULVESTAD, was die Häufigkeit von Futur I betrifft, ist nur zum Teil dadurch erklärbar, daß ŽUIKINS Korpus nur aus unabhängigen Sätzen besteht. Bei der Wiederaufnahme des im Hauptsatz verwendeten Zeitbezugs tritt eine Regel in Kraft, die P. KIPARSKY (1968: 30 ff.) als ‚conjunction reduction‘ bezeichnet hat. Ihre Funktion besteht darin, wiederholte Okkurrenzen eines Tempus innerhalb eines Satzgefüges zu reduzieren, und zwar auf die jeweils unmarkierten Formen. Nach P. KIPARSKY sind das meist der Infinitiv oder das Präsens. Die unmarkierte Form von zukünftigem *werden* + Infinitiv ist ohne Zweifel das Präsens. Nach MATZEL/ULVESTAD 1982 erhöht sich der Prozentsatz von zukünftigem Futur, wenn die Nebensätze nicht mitgezählt werden, um ungefähr 8%. Diese reichen aber nicht annähernd aus, um die unterschiedlichen Ergebnisse zu überbrücken (50% + 8% vs. 74% in Zeitungen und Zeitschriften und 71% in belletristischer Literatur). MATZEL/ULVESTAD halten die Werte von ŽUIKIN nicht für repräsentativ, da ŽUIKIN ein zu kleines Korpus ausgewertet habe. Meine These ist aber nun: Weitere empirische Bestandsaufnahmen, selbst an noch umfangreicheren Korpora als den von MATZEL/ULVESTAD bearbeiteten, werden die Ergebnisse zur Distribution von Futur I und futurischem Präsens nicht vereinheitlichen können.

Ich stelle folgende ‚Regeln‘ auf, die ein großes Schwanken der faktischen Verwendung der spezifischen Formen zur Bezeichnung zukünftigen Zeitbezugs miteinschließen:

1. Futur I und futurisches Präsens sind bei durativen und aspektuell neutralen Verben synonym. Futur I wird bevorzugt gesetzt
  - a) zur Monosemierung des Zeitbezugs
  - b) in normativen Kontexten auch dann, wenn eine solche Monosemierung nicht notwendig ist.
2. Bei terminativen Verben stellt nur das futurische Präsens nichtmodalisierten zukünftigen Zeitbezug her. Die Merkmale dieser aspektuell erzeugten temporalen Bedeutung sind: es handelt sich um ein von außen betrachtetes, nicht gegenwärtiges und nicht vergangenes Ereignis. Diese Bedeutungen vertragen sich nicht mit *werden* + Infinitiv, das zukünftige und nichtbegrenzte Ereignisse zum Ausdruck bringt. Soll die Konstruktion nicht als ungrammatisch eingestuft werden, muß sie neu analysiert werden. Bei der Reanalyse kommt es zu einer Lesart, die zwei unvereinbare Merkmale auf einem neuen Nenner miteinander versöhnt. Es kommt zur Modalisierung von *werden* + Infinitiv. Modalisierung stellt sich immer dann ein, wenn der morphologisch zum Ausdruck gebrachte Zeitbezug nicht ernstgenommen werden darf. Man vergleiche das folgende Beispiel dazu:

(1) Ich wollte, daß er mit dem Spotten aufhörte.



Liegt gegenwärtiger Zeitbezug vor, dann werden die Verben *wollte* und *aufhörte* modal interpretiert und als Konjunktive eingestuft. Liegt jedoch vergangener Zeitbezug vor, so werden die Formen als präteritale Formen gelesen. Anders als in der Regel angenommen wird, liegt hier keine zufällige Homonymie der modalen und präteritalen Formen vor. Dagegen spricht, daß die temporalen Formen und die modalen Formen in vielen Sprachen ‚zufällig‘ homonym sind. Im Französischen werden sie zum Teil nur graphematisch, nicht aber lautlich differenziert. Im Russischen unterscheidet sich der Konjunktiv vom Präteritum nur durch eine zusätzlich hinzugefügte Partikel.

Mit anderen Worten: temporale Formen werden immer dann als modal gelesen, wenn Zeitbezug und gewählte Tempusform sich nicht in Übereinstimmung befinden. ŽUKIN spricht von nichtoptimalen Tempusformen, durch die Modalisierung bewirkt wird. Der flüchtige Hinweis auf die ‚Homonymie‘ von präteritalen und modalen Formen läßt ahnen, daß ŽUKIN ein Gesetz formuliert hat, das weit über den von ihm untersuchten Bereich des zukünftigen Zeitbezugs im Deutschen hinausgeht. Immer unausweichlicher wird auch die Einsicht, daß es im Bereich der morphologischen Markierungen so etwas wie Homonymie nicht gibt. Die in allen Grammatiken so auffällig häufigen ‚homonymen‘ grammatischen Morpheme sind der fossilisierte Ausdruck einstiger Reinterpretationsprozesse. Eine solche Erklärung formgleicher grammatischer Morpheme hat etwas Erleichterndes. Man muß sich nicht mehr damit abfinden, daß im Bereich der grammatischen Regularitäten unökonomisch und irregulär verfahren wird. Die vielen formgleichen Morpheme sind vielmehr der Ausdruck von regulären und prognostizierbaren Reinterpretationsprozessen.

ŽUKINS Erkenntnis, daß bei der Verwendung einer nichtoptimalen Tempusform eine Modalisierung der Konstruktion entsteht, läßt sich jedoch nicht nur auf den Bereich der Vergangenheitstempora ausdehnen, sondern muß als eine Einsicht mit einer größeren Anwendungsbreite gewertet werden. Bereits bei der Untersuchung des Resultativums und des Passivs war aufgefallen, daß Reinterpretationsprozesse immer dann ausgelöst wurden, wenn das ‚falsche‘, also nicht optimale Aspektverb in eine Konstruktion eingeschleust wurde. Diese Prozesse haben sich als die Basis bei der Formierung neuer Kategorien herausgestellt. Diese neuen Kategorien signalisieren ihren Inhalt mit dem alten Morphem. Zwischen den formgleichen Morphemen besteht also ein Entstehungszusammenhang:

1. Wird eine nichtoptimale Aspektform gewählt, entsteht eine temporale Interpretation des Verbs: durch den Eintritt der ‚unpassenden‘ additiven Verben in die ursprünglich resultative *haben* + Partizip II-Konstruktion kam es beispielsweise zur temporalen Lesart dieser Konstruktion. So-

bald die Verwendung von nichtoptimalen Aspektverben nicht mehr eine Ausnahme, sondern die Regel darstellt, verwandelt sich eine vereinzelt dastehende, durch Reinterpretation entstandene neue grammatische Bedeutung in einen regulären kategorialen Bedeutungsinhalt.

2. Sobald eine nichtoptimale Tempusform verwendet wird, entsteht eine neue modale Bedeutung. Welches die optimale Tempusform ist, kann durch die Aspektualität des Verbs determiniert sein.

Das definite Passiv, das als anaphorische Geschehenskonstruktion den Mangel an anaphorischen Verben kompensiert, müßte eine natürliche Affinität zu zukünftigem Zeitbezug aufweisen, genauso wie die perfektiven/terminativen Verben, die ja als anaphorische Verben definiert worden sind. Tatsächlich muß für *werden* + Partizip II in der morphologischen Präsensform der futurische und nicht der präsentische Zeitbezug als die dominante Tempusbedeutung angesetzt werden. Die Affinität von Passiv zu futurischem Zeitbezug soll durch einige Beispiele veranschaulicht werden:

- (2) Man kann nur hoffen, daß auch diese Perspektive nicht *vergessen wird*, wenn der Bundestagsausschuß für Wirtschaftliche Zusammenarbeit am 17. März seine öffentliche Anhörung über Entwicklungshilfe *abbält*. (FAZ, 5. März 1986)
- (3) Wir haben dabei darauf hingewiesen, daß zur Olympiade 1988 Tausende europäische und amerikanische Gäste in Südkorea *erwartet werden*, bei denen solch eine Tierquälerei scharfe Proteste *auslösen wird*. (FAZ, 5. März 1986)

In Satz (2) ist *vergessen wird* ein Passiv mit futurischem Zeitbezug. Man könnte es als ‚futurisches Präsens Passiv‘ bezeichnen. Im gleichen Satz wird ein terminatives Verb im futurischen Präsens verwendet (*abbält*). Bei den analytischen Formen *erwartet werden* und *auslösen wird* in Satz (3) handelt es sich einmal um ein Passiv, das andere Mal um ein Futur. Das Passiv weist wieder zukünftigen Zeitbezug auf. Versucht man, die Passivformen im Futur zu verwenden, entsteht die Konnotation einer verminderten Wahrscheinlichkeit des Eintreffens des Ereignisses. In Nebensätzen ist eine solche Konstruktion sogar zu schwerfällig, als daß sie überhaupt Verwendung finden dürfte:

- (4) ?Wir haben darauf hingewiesen, daß zur Olympiade 1988 Tausende europäische und amerikanische Gäste in Südkorea *erwartet werden werden*.

Formuliert man den Nebensatz in einen Hauptsatz um, so ist zwar die Futurform des Präsens euphonisch genug, um verwendet werden zu können. Was aber passiert, ist nicht die Erzeugung eines noch eindeutigeren futurischen Zeitbezugs, sondern die Modalisierung der Aussage:

- (5) Zur Olympiade 1988 werden Tausende europäische und amerikanische Gäste in Südkorea erwartet werden.

Es ist genau das eingetroffen, was aufgrund der hier vorgetragenen These zum Zusammenhang von Aspektualität, futurischem Zeitbezug und Modalität prognostizierbar war.

Es sieht so aus, als hätten die Anhänger der Modalthese (VATER; BRONS-ALBERT) die Sache der nonadditiven Verben verfochten, während jene, die das Futur eindeutig als Tempus klassifiziert sehen wollen (MATZEL; ULVESTAD), als Anwälte des Tempussystems der additiven Verben aufgetreten sind. Das würde das Ende der Futurkontroverse bedeuten. Davon soll als nächstes die Rede sein.

### 5.3 Aspektualität, Temporalität, Modalität und *werden* + Infinitiv

Sowohl die Anhänger der These, daß das Futur im Deutschen zu Unrecht als Tempus klassifiziert worden sei, als auch die Verteidiger der Tempustheorie haben Argumente vorgebracht, die zu gut waren, als daß die Aufgabe einer der beiden Theorien nötig gewesen wäre. Beide Seiten scheinen bei ihrer Argumentation aber ein jeweils anderes System beschrieben zu haben. Das würde auch die Hartnäckigkeit erklären, mit der bis jetzt jeglicher Kompromiß in der Theorienbildung vermieden wurde. Wenn beide Theorien in bezug auf ein Teilsystem des sog. Futurs Gültigkeit beanspruchen können, dann wäre eine Annäherung der beiden Theorien aneinander nichts anderes als ein doppelter Schritt weg von der zu erklärenden sprachlichen Realität.

VATER bleibt auch 1986, nach dem Erscheinen der auf 17 000 Belegen basierenden Arbeit von seiten der ‚Temporalisten‘ MATZEL und ULVESTAD 1982, dabei, daß das Deutsche über kein Futurtempus verfüge. Das normale Ausdrucksmittel für futurische Zeitreferenz ist nach VATER das morphologische Präsens. *Werden* + Infinitiv werde dagegen nur zur Modalisierung verwendet. Dies gelte für die Umgangssprache fast ausnahmslos, für die geschriebene Sprache sei es die Regel. VATER bezieht sich, was die Daten zur gesprochenen Sprache betrifft, vor allem auf die Arbeit von BRONS-ALBERT 1982, die parallel und unabhängig zu MATZEL/ULVESTAD 1982 entstanden ist.

In beiden Arbeiten wird u. a. auf den Status des Auxiliars *werden* in der Fügung *werden* + Infinitiv Bezug genommen. Während MATZEL/ULVESTAD die These von *werden* als Modalverb widerlegen wollten, versuchte BRONS-ALBERT, die Schülerin von VATER, VATERS Modalverbthese zu untermauern. Beide Arbeiten gelangten zu dem Ergebnis, daß ihre jeweiligen Thesen Gültigkeit beanspruchen dürfen.

BRONS-ALBERT geht in ihrer Dissertation von der Frage aus: Wie drücken sich Sprecher des Deutschen aus, wenn sie von Zukünftigem sprechen? Sie wertete dazu Tonbandaufzeichnungen von Telefondialogen aus. MATZEL und ULVESTAD untersuchten das Verteilungsverhältnis von zukünftigem (nichtmodalisiertem) Futur und futurischem Präsens in dialogreicher Unterhaltungsliteratur, wobei sie fast 17 000 Belege auswerteten. BRONS-ALBERTS Arbeit basiert auf einem Korpus von 2000 Sätzen mit Zukunftsbezug.

Obwohl die Fragestellungen der beiden Arbeiten eine verwandte Thematik betreffen, und obwohl die Arbeiten in methodischer Hinsicht empirisch angelegt sind, könnten die Resultate gegensätzlicher nicht sein: nach MATZEL/ULVESTAD ist das Futur I weiterhin als primär temporal zu werten. Sie begründen dies damit, daß fast alle ihre Belege von *werden* + Infinitiv Zukunftsbezug aufweisen: „Das Ergebnis unserer statistischen Untersuchung (über 95% der Fügung *werden* + Infinitiv hat Zukunftsbezug) zeigt sehr klar, daß die Bezeichnung ‚Futur‘ berechtigt ist. Eine bessere und treffendere erscheint nicht denkbar“ (1982: 293).

BRONS-ALBERT vertritt nun keineswegs die These, daß *werden* + Infinitiv keinen Zukunftsbezug hätte. Ihr geht es vor allem um das Primat des modalen Werts der Fügung. Ihr Ergebnis lautet: „Modalverben treten bei der Bezeichnung von Zukünftigem häufig auf. Im großen und ganzen verteilt sich *werden* + *Infinitiv* bei der Bezeichnung von Zukünftigem nicht anders als *Modalverb* + *Infinitiv*, es zeigt ganz ähnliche Korrelationen zu anderen untersuchten Variablen“ (1982: 102).

Die These vom dominanten modalen Wert von *werden* + Infinitiv geht im wesentlichen auf zwei Vorannahmen zurück, die sich selbst nicht mehr halten lassen. Gemeint sind:

1. SALTVEITS These von der Entstehung von *werden* + Infinitiv (s. u.).
2. Ein Zitat von SALTVEIT, an das VATER (1975: 80) anknüpft. SALTVEIT war von den Konsequenzen seiner eigenen (faktisch ‚verkehrten‘) Zuordnung von Aktionsart und Zeitbezug selber überrascht. Die Fügung ist ja gerade bei perfektiven/terminativen Verben redundant. SALTVEIT (1960: 55) äußert sich dazu so:

Überraschend [...] ist vor allem, daß sich die Zeitfunktion von *werden* mit Infinitiv kaum von der des einfachen Präsens zu unterscheiden scheint. *Er kommt, er bleibt* haben bereits durch die Aktionsart Zukunftsbezug, und in der Aussage *er kommt heute* erhält *heute* Zukunftsbezug. — Man fragt sich unter diesen Umständen unwillkürlich, was bei der Fügung mit *werden* hinsichtlich der Zeitfunktion eigentlich hinzugekommen ist.

SALTVEITS Verwunderung bezieht sich auf die perfektiven/terminativen Verben, wie die Beispiele zeigen. Während nach SALTVEITS These bei den

immer gegenwartsbezogenen imperfektiven/durativen Verben wenigstens ein modaler Wert hinzukommt, weisen seine immer zukunftsbezogenen perfektiven Verben in der Konstruktion keine zusätzliche grammatische Bedeutung auf. VATERS Idee besteht im wesentlichen darin, daß er auch bei diesen Verben eine zusätzliche modale Bedeutung postuliert. Und VATER mußte mit dieser These erfolgreich sein, denn gerade die perfektiven/terminativen Verben verfügen über den zusätzlichen, dominanten modalen Wert, während die imperfektiven/durativen Verben bestenfalls schwach modalisiert sind, so wie das universal bei allen Futuren zu beobachten ist, ohne daß man diese deswegen als modale Kategorien einordnen wollte.

VATER 1975 zitiert das Überraschungserlebnis SALTVEITS vollständig. Dann widerlegt er anhand von Einzelbeispielen SALTVEITS Darstellung des Zusammenhangs zwischen *werden* + Infinitiv und den Aktionsarten, was ihm gelungen ist, da SALTVEIT in seiner Zuordnung von temporalen und modalen Werten einen Fehler gemacht hat. VATER geht aber nicht so weit, SALTVEITS These einfach umzukehren und so richtigzustellen. Stattdessen versucht er nachzuweisen, daß *werden* + Infinitiv sich vom Präsens nicht durch einen zusätzlich temporalen, sondern immer durch einen zusätzlichen modalen Wert unterscheidet. Die Aktionsarten und die Funktionsdifferenz von durativen und terminativen Aktionsartverben spielen bei VATER keine Rolle mehr. So entstand die übergeneralisierende Interpretation, daß alle Formen von *werden* + Infinitiv als modale Konstruktionen einzuordnen sind.

VATERS Modalitätsthese ist in eingeschränktem Maß richtig. Sie beschreibt treffend die Semantik von perfektiven/terminativen Verben in der Konstruktion mit *werden* + Infinitiv. SALTVEITS Überraschung bezieht sich ja gerade, wie seine Beispiele zeigen, auf diese Gruppe von Verben. VATER mußte nun, aufgrund der Übergeneralisierung seiner Erkenntnis auf alle Verben, Differenzierungen aufgeben. Er unterscheidet nicht mehr

- a) zwischen *werden* + Infinitiv mit zukünftigem Zeitbezug und modaler Nebenbedeutung (*In zehn Jahren wird keiner mehr lachen*) und
- b) *werden* + Infinitiv ohne zukünftigem Zeitbezug und primär modaler Bedeutung (*Warum ist er so schweigsam? Er wird nachdenken*) sowie
- c) *werden* + Infinitiv mit zukünftigem Zeitbezug und stark modaler Bedeutung, die mit der Tempusbedeutung so stark konkurriert, daß sie dominant werden kann (*Wir werden den Schlüssel finden*).

All diese möglichen Modalisierungsvarianten von *werden* + Infinitiv müssen strikt voneinander unterschieden werden, will man den spezifischen Eigenschaften des Futurs I im Gegenwartsdeutschen gerecht werden. Vor allem muß man Eigenschaften des Futurs, die im übereinzelsprachlichen Maßstab auftreten, von solchen unterscheiden, die spezifisch für das Deut-

sche sind. BYBEE 1985 und ULTAN 1978 haben auf die Affinität von Futurtempora zur Entfaltung modaler Nebenbedeutungen ganz generell hingewiesen. Ereignisse mit zukünftiger Zeitreferenz können nicht immer mit Gewißheit vorausgesagt werden. Das dürfte auch die übereinzelsprachliche Tendenz, Modalverben zum Ausdruck zukünftigen Zeitbezugs zu verwenden, erklären (COMRIE 1985: 55). BYBEEs und ULTANS Ausführungen zum Futur gelten für die Variante (a).

Auch (b) ist nicht auf das Deutsche beschränkt. Die Verwendung eines formalen Futurtempus trotz gegenwärtigen Zeitbezugs zieht auch in anderen Sprachen Modalisierung nach sich. Wird zum Beispiel im Französischen das ‚futur‘ trotz offensichtlichen Gegenwartsbezugs verwendet, so führt das zur modalen Lesart:

- (1) Il dormira déjà.

Er schlaf-FUTUR (3. PERSON SINGULAR INDIKATIV) schon.

‚Er wird schon schlafen‘. ‚Er schläft vermutlich schon‘.

Ebenso verhält es sich im Englischen. Dort wird *will* + Infinitiv immer dann als Fügung mit Modalverb gelesen, wenn gegenwärtiger Zeitbezug vorliegt (COMRIE 1985: 47).

Im Deutschen ist es ebenfalls der Gegenwartsbezug, der *werden* + Infinitiv modalisiert. Deutlich genug zeigt das folgende Äußerung:

- (2) Was aber vielen Hörern als aktuelles Thema gegenwärtig sein wird, das ist [...]

(Bayrischer Rundfunk II, Kulturjournal vom 27. 3. 88)

JONGEBOER (1985: 122 f.), ein Gegner der Modalisten, konzediert, daß bei Gegenwartsbezug von Futur I das Verb *werden* als Modalverb interpretiert werden könne. Selbst dieses Zugeständnis ist nicht notwendig. Man bedenke, daß man auch beim Französischen nicht auf die Idee kommen würde, das Tempusflexiv des gegenwartsbezogenen gebrauchten ‚futur‘ als Modusflexiv umdeuten zu wollen. Die Beispiele, die JONGEBOER (1985: 122) anführt, haben im engeren Sinn nichts mit der Futurproblematik des Gegenwartsdeutschen zu tun:

- (3) Alles ist dunkel. Er wird schlafen.

- (4) Sie ist nicht da? Dann wird sie wieder krank spielen.

Die modale Bedeutung entsteht hier, weil das morphologisch zum Ausdruck gebrachte Tempus nicht mit dem Zeitbezug übereinstimmt. Es handelt sich hier um einen Reinterpretationsprozeß, der übereinzelsprachliche Gültigkeit hat.

Neuere Arbeiten zum deutschen Futur haben sich gerade auf diese Variante des Gebrauchs von Futur I konzentriert. Schon der Titel von MARSHALL 1987 („Paul wird in der Badewanne sitzen“) zeigt an, welchen zentralen Stellenwert die Variante (b) bei der Erklärung von Futur I im

Deutschen derzeit einnimmt. MARSHALL (1987: 122) gründet seine These vom deutschen Futur als „Grenzgänger“ zwischen Tempus und Modus gerade auf diesen übereinzelsprachlichen Modalisierungsmechanismus, weshalb seine Arbeit die Futurkontroverse einer Lösung nicht näher bringen kann.

MATZEL/ULVESTAD 1982 meinen den Nachweis erbringen zu können, daß das Futur I primär als Tempus zu kategorisieren ist, wenn es gelingt zu belegen, daß das Futur I mit zukünftigem Zeitbezug häufiger ist als das Futur I mit gegenwärtigem Zeitbezug. Diesen Nachweis erbringen sie auch: 95% der Belege von *werden* + Infinitiv haben zukünftigen Zeitbezug. Daraus leiten sie die Berechtigung ab, *werden* + Infinitiv als temporale Fügung einordnen zu dürfen.

VATER hat nun aber nicht postuliert, daß seine These von *werden* als Modalverb zukünftigen Zeitbezug von *werden* + Infinitiv ausschließt. Wir müssen uns daher fragen, bei wievielen dieser zukunftsbezogenen Vorkommen von *werden* + Infinitiv die modale Bedeutung über die temporale Bedeutung dominiert (Modalisierungsvariante (c)). Und noch einer zusätzlichen Frage können wir nicht ausweichen, warum nämlich *werden* + Infinitiv bei eindeutig zukünftigem Zeitbezug im Deutschen nicht obligatorisch verwendet wird. Der fakultative Gebrauch des Futurs ist eines der charakteristischen Merkmale des deutschen Tempussystems. Das eingangs erwähnte Zitat von NABOKOV zeigte, daß sich dieser fakultative Gebrauch nicht mit dem Tempussystem des Englischen verträgt. Auch im Französischen findet er sich nicht. MARSHALL 1987 gibt keine Antwort darauf. MATZEL/ULVESTAD versuchen, die Gesetzmäßigkeiten der Distribution von *werden* + Infinitiv mit zukünftigem Zeitbezug (‚zukünftiges Futur‘) und von futurischem Präsens zu entdecken. Sie gehen davon aus, daß VATER und BARTSCH 1980 dann widerlegt sind, wenn gezeigt werden kann, daß zukünftiges Futur und zukünftiges Präsens synonym sind. Sie kommen zu dem Ergebnis, daß die Verwendung der beiden Formen zwar nicht immer fakultativ ist; in normalen Gesprächssituationen seien sie aber austauschbar. Daß die beiden Formen nicht immer synonym sind, war durch den bereits erwähnten deutsch-französischen Übersetzungsvergleich von WEBER 1954 klar geworden. Was verstehen MATZEL/ULVESTAD 1982 unter normalen Gesprächssituationen, die imstande sind, die Synonymität von zukünftigem Futur und zukünftigem Präsens zu garantieren?

MATZEL/ULVESTAD charakterisieren diese normalen Gesprächssituationen über das Merkmal [+ Gewähr]. Die Regel ist dann, daß bei Abwesenheit des Merkmals [+ Gewähr] zukünftiges Präsens und zukünftiges *werden* + Infinitiv nicht gegenseitig substituierbar sind.

Statt [+ Gewähr] kann man auch das Merkmal [– modalisiert] setzen, meine ich. Das heißt dann: es gibt modalisierte und nichtmodalisierte Vorkommen von *werden* + Infinitiv mit Zukunftsbezug. Die nichtmodali-

sierten Fügungen sind mit dem zukünftigen Präsens synonym. An diesem Punkt nun greift VATER 1986 erneut in die Diskussion ein. Er übernimmt von MATZEL/ULVESTAD das Merkmal [+ Gewähr], das die Synonymie von zukünftigem Futur und zukünftigem Präsens gewährleistet. Er versucht nun aber im Gegenzug zu beweisen, daß bei modalitätsfreien Aussagen eine starke Präferenz für die morphologische Präsensform zum Ausdruck zukünftigen Zeitbezugs besteht. Modalisierte Aussagen, die das Merkmal [– Gewähr] aufweisen, werden dagegen mit *werden* + Infinitiv realisiert. Da VATER wieder alle Vorkommen mit seiner These erfassen will, macht er das Zugeständnis, daß die Modalisierung vergleichsweise schwach ausfalle (VATER 1986: 12). Anders könnte er seine These bei der großen Anzahl von eindeutig temporalen Belegen von *werden* + Infinitiv nicht aufrechterhalten. Er plädiert trotzdem weiterhin dafür, für das Deutsche kein Futurtempus anzusetzen, da das normale Ausdrucksmittel für zukünftigen Zeitbezug das Präsens sei, solange keine zusätzliche Modalisierung vorliege. Von einer Kategorie Futur fordert er außerdem obligatorische Realisierung. Auf diese Weise versucht VATER seine These, daß das Deutsche über keine eigene Futurkategorie verfüge, aufrechtzuerhalten.

VATER vernachlässigt hier einen Punkt: die Fakultativität von nichtmodalisiertem zukünftigem *werden* + Infinitiv und zukünftigem Präsens. Die Synonymie beider Formen weist ja gerade darauf hin, daß es möglich ist, nichtmodalisiertes *werden* + Infinitiv zu verwenden. Tatsächlich kann man in Abhängigkeit von spezifischen Textsorten mehr oder weniger, auf jeden Fall aber genug Belege für nichtmodalisiertes zukünftiges Futur finden. Es ist daher besser, bei der von MATZEL/ULVESTAD gefundenen Regularität in der Verteilung der verschiedenen Varianten von Futur I zu bleiben, statt ihr Ergebnis in die Theorie der ‚Modalisten‘ zu integrieren. Natürlich gilt, daß bei zwei synonymen Formen die morphologisch einfachere und damit unmarkierte Variante aus Gründen der Sprachökonomie favorisiert wird. Das gilt vor allem dann, wenn eine vollständige Grammatikalisierung der markierten Form ausgeblieben ist, wie das beim Futur I im Deutschen der Fall ist. Mit seiner Forderung nach obligatorischer Verwendung einer Kategorie kann VATER seine These plausibel machen, daß es keine solche Kategorie im Deutschen gibt. Trotzdem bleibt das Faktum bestehen, daß die markierte Form ohne Bedeutungsveränderung neben dem unmarkierten futurischen Präsens verwendet werden kann. MATZEL/ULVESTAD und VATER bleiben uns vor allem eine Erklärung schuldig, nämlich wovon das Auftreten der Modalisierung bzw. des Merkmals [– Gewähr] abhängig ist.

Ich habe bereits wiederholt angedeutet, daß die terminative Aktionsart eines Verbs und damit dessen Merkmal der Nonadditivität für die Modalisierung von *werden* + Infinitiv verantwortlich zu machen ist. Das soll nun im Detail ausgeführt werden.



Der Zeitbezug durativer Verben in der morphologischen Präsensform ist stark kontextsensitiv. Das Temporaladverb, der Kontext oder der Kotext bestimmen, ob es sich in zeitreferentieller Hinsicht um ein Präsens oder um ein futurisches Präsens handelt. Sobald die durativen Verben mit *werden* + Infinitiv verwendet werden, geben sie dieses chamäleonartige Verhalten auf. Mit *werden* + Infinitiv wird eindeutig zukünftiger Zeitbezug hergestellt. Die durativen Verben können in dieser Fügung daher nicht mehr mit jedem Tempusadverb verwendet werden, weil sie sich in ihrer temporalen Semantik nicht mehr an das Adverb anpassen können. Inadäquate Tempusadverbien sind daher alle Adverbien, die eindeutig gegenwartsbezogen sind (*jetzt*, *gerade*). Werden sie trotzdem verwendet, wird gegen eine grundlegende Erwartungshaltung verstoßen. Verstöße gegen Erwartungshaltungen haben innerhalb der Grammatik zunächst den Status einer Information. Solange eine Konstruktion ‚Sinn‘ haben könnte, wird sie nicht als ungrammatisch eingestuft:

(5) Sie geht nicht ans Telefon. Sie wird in der Badewanne sitzen.

Der Satz ist nicht unsinnig. Er ist modal.

Ganz anders als die additiven durativen Verben verhalten sich die nonadditiven terminativen Verben. Bereits in der morphologischen Präsensform ist bei ihnen die Situation gegeben, daß die aspektuelle Semantik des Verbs nicht paßt. Nonadditivität und präsensischer Zeitbezug sind inkompatibel. Die aspektuelle Verbform wird reinterpretiert. Die nächste, d. h. die nächst komplexere Kategorie ist die Tempuskategorie. Die Reinterpretation erfolgt in dieser Richtung. Es entsteht eine temporale Interpretation. Da die wesentliche Opposition im deutschen Tempussystem die zwischen Vergangenen/Nichtvergangen ist, und die morphologische Präsensform das Merkmal [— past] enthält, wird das nonadditive Verb als nichtpräsensisch und als nichtvergangen gelesen. Es entsteht futurischer Zeitbezug. Der zukünftige Zeitbezug ist bei den nonadditiven Verben so dominant, daß sich die Tempusadverbien bereits in der morphologischen Präsensform in ihrer zeitreferentiellen Semantik an das Verb anpassen und nicht umgekehrt, wie das bei den additiven Verben im Präsens der Fall ist. SALTVEITS Beispiel (1960: 55) zeigt das hinlänglich. In *er kommt heute* weist das Temporaladverb *heute* zukünftigen Zeitbezug auf. Bei additiven Verben ändern gegenwartsbezogene Temporaladverbien ihre zeitreferentielle Bedeutung nicht (*er arbeitet heute*).

Der Zukunftsbezug der nonadditiven Verben ist sekundärer Art, da er von aspektuellen Merkmalen des Verbs abgeleitet ist. Es bleiben aspektuelle Merkmale erhalten, die beim Futur additiver Verben nicht vorhanden sind. Eines dieser verbliebenen aspektuellen Merkmale verträgt sich nicht mit der Semantik von *werden*, das hinsichtlich seiner Aktionsart (im engeren Sinn) ein inchoatives Verb ist. Es wird also auf den Beginn eines Ereignis-

ses hingewiesen, welches dadurch einseitig begrenzt wird. Trotz dieses Merkmals der Grenzbezogenheit handelt es sich aber um ein additives Verb, denn die Grenze ist nur auf einer Seite vorgegeben. Das Ende der Handlung oder des Ereignisses wird nicht zum Ausdruck gebracht. In dieser Hinsicht unterscheidet sich das Verb *werden* also von einem nonadditiven terminativen Verb wie *finden*, bei dem die Handlung in ihrer Totalität zum Ausdruck gebracht wird. Die Semantik von *werden* wird noch deutlicher, wenn man es als Vollverb in Verbindung mit einem Substantiv oder einem Adjektiv verwendet:

- (6) Er wird alt.
- (7) Es wird hell.
- (8) Sie wird Lehrerin.

Unterteilt man diese Ereignisse in Teilabschnitte, so kann jedem der Teile der gleiche Wahrheitswert zugeordnet werden. Das Verb *werden* verhält sich in bezug auf die Merkmale der Additivität und Nonadditivität wie das additive Verb *lieben* und nicht wie das nonadditive Verb *finden*.

Da Verben perfektiven Aspekts und terminativer Aktionsart über das Merkmal der Nonadditivität definiert sind, passen sie nicht optimal zu einer Konstruktion wie *werden* + Infinitiv, die das Merkmal der Additivität enthält. Da nichtoptimale Formen Reinterpretationsprozesse auslösen, kommt es zur Modalisierung von *werden* + Infinitiv mit nonadditiven Verben.

Natürlich kann man sich streiten, ob das Vollverb *werden* überhaupt mit dem Auxiliar verglichen werden darf. Die Semantik des deutschen *werden* ist in beiden Fällen ungeklärt. Ähnlich verhält es sich mit dem russischen *budu*. So ist bis heute noch nicht entschieden, ob *budu* ein perfektives oder ein imperfektives Verb ist. Nach MILLER (1974: 255) sind die Anhänger der Imperfektivitätsthese in der Mehrzahl. VALENTIN (1987: 14) beklagt, daß die semantische Entwicklung des Vollverbs *werden* noch nicht erforscht ist. Beim Versuch einer aspektuellen Einordnung von ahd. *uuerdhan* in Opposition zu *uuesan* charakterisiert er *uuerdhan* als perfektiv (1987: 9). Eine Unterscheidung zwischen Vollverb und Auxiliarverb erscheint ihm dabei für das Althochdeutsche als nicht angemessen. Seine Charakterisierung von *uuerdhan* läßt nicht übersehen, daß die Zuschreibung perfektiver Aspektualität die Semantik von *uuerdhan* nicht trifft (1987: 9–10):

*Uuerdhan* bezeichnet den Eintritt in einen Zustand, wobei dieser Zustand auch das Sein sein kann, während *uuesan* dem Verweilen in diesem Zustand entspricht. Dies hat mit der angeblichen modernen Opposition zwischen Vorgang und Zustand gar nichts zu tun.

Zur Verstärkung seiner Perfektivitätsthese fügt VALENTIN (1987: 10) hinzu: „Dazu stimmt, daß Perfektiva bekanntlich zum Ausdruck von Futurischem geeignet sind, wie dies gerade im Ahd. die *gi*-Verben zeigen.“ Die These,

daß *werden* perfektiv sei, wird immer wieder geäußert, ohne daß gute Gründe dafür genannt werden. Das fehlende Bedürfnis nach Begründung dürfte damit zu erklären sein, daß man ‚so etwas wie perfektive Semantik‘ tatsächlich intuitiv zu erfassen meint. Die aspektuelle Semantik von *werden* läßt sich nur dann vollständig erfassen, wenn man eine vollständige Beschreibung der vorhandenen grammatischen Merkmale zugrundelegt. Tatsächlich vereint *werden* zwei grammatische Merkmale, die sonst gegensätzlichen Verbgruppen zugeordnet werden: Das Merkmal der Grenzbezogenheit und das Merkmal der Additivität. Das gleiche gilt nicht nur für *werden*, sondern auch für das russische *budu*. Das Vorhandensein zweier Meinungen läßt sich so leicht erklären. Im Grunde verhält sich *werden* wie ein Iterativum, das aus nonadditiven Verbsituationen, die aneinander gereiht werden, besteht. Die Reihung bewirkt die Additivität des Iterativums. Die Semantik von *werden* ist ebenso komplex wie die des Iterativums. Aufgrund seiner inchoativen Aktionsart ist es grenzbezogen. Grenzbezogenheit korreliert mit Nonadditivität. Da sich *werden* aber, anders als andere inchoative Verben wie *anfangen* oder *losrennen*, in beliebig viele, miteinander identische Segmente unterteilen läßt, denen jeweils der gleiche Wahrheitswert zugewiesen werden muß, dominiert eindeutig das Merkmal der Additivität. Das gilt auch für *werden* + Infinitiv, mit der Einschränkung, daß das Verb im Infinitiv ebenfalls zur Klasse der additiven Verben gehört.

Ich fasse zusammen: Die dominanten Merkmale der Teilbarkeit und Additivität von *werden* + Infinitiv stimmen mit den Merkmalen der Verben durativer Aktionsart oder imperfektiven Aspekts überein. Sie sind jedoch inkompatibel mit den terminativen und perfektiven Verben, die über die gegensätzlichen Merkmale der Unteilbarkeit und Nonadditivität verfügen. Die Merkmale der perfektiven und terminativen Verben kollidieren also mit dem dominanten Merkmal von *werden*. Die Unverträglichkeit von nonadditiven Verben mit einer inchoativen Futurfügung zeichnet sich besonders deutlich in Sprachen ab, die über ein ausgeprägtes Aspektsystem verfügen. So kann im Russischen ein perfektives Verb grundsätzlich nicht mit *budu* + Infinitiv konstruiert werden. Im Deutschen werden terminative Verben zwar mit *werden* + Infinitiv konstruiert, doch entstehen keine echten Future, sondern modalisierte Konstruktionen. Hinsichtlich der Bildung des analytischen Futurs sind die slavischen Sprachen und das Deutsche einander auffallend ähnlich. Es gibt keine anderen indoeuropäischen Sprachen, die eine ähnlich verwandte Futurkonstruktion aufweisen (vgl. STERNEMANN 1969). Wenn *budu* nicht mit perfektiven Verben konstruiert werden kann, und *werden* mit perfektiven/terminativen Verben keinen nichtmodalisierten zukünftigen Zeitbezug herzustellen vermag, dann sind die Parallelen einfach zu auffällig, als daß sie nicht ernstgenommen werden müßten. Auch im Deutschen ist die Aspektualität des Verbs noch ein

wirksamer Faktor, der bei der Beschreibung des Futurs zu Unrecht als unbedeutend eingestuft worden ist.

Natürlich ist die ‚Verbszene‘ im Deutschen chaotischer. Es gibt keine verbalen Aspektpaare mehr, sondern nur noch partnerlose Aktionsartverben. Dazu kommt, daß viele der Verben aktionsartlabil sind. Die aspektuelle Semantik eines Verbs ist kontextsensitiv und kann daher schwanken. So kann es vorkommen, daß aktionsartlabile Verben, die noch schwach terminativ sind, mit *werden* + Infinitiv konstruiert werden können, ohne daß eine sekundäre Modalisierung ausgelöst werden muß. Anders verhält es sich immer noch mit eindeutig terminativen Verben, die sich nicht an variable Kotexte und Kontexte anpassen lassen. Werden diese, absichtlich oder unabsichtlich, mit *werden* + Infinitiv konstruiert, so wird aufgrund der bestehenden Unverträglichkeit von additiver und nonadditiver Verbsemantik eine Reanalyse von *werden* + Infinitiv ausgelöst. Diese verläuft nach einer ähnlichen Logik wie die Reanalyse der gegenwartsbezogenen *werden* + Infinitiv-Fügungen. Das Auxiliar *werden*, das in beiden Fällen nicht nur redundant ist, sondern massiv gegen die grammatischen Erwartungen verstößt, wird so gelesen, daß der Satz einen Sinn gibt. Neue Lesarten werden durch ein grammatisches Prinzip erzwungen, das man so formulieren könnte: Gib eine Äußerung solange nicht als inakzeptabel auf, solange sie noch irgendwie Sinn ergeben könnte. HÖRMANN hat diese Regel, die die Sprecher nicht nur im Bereich der Grammatik, sondern genauso beim Verstehen von schwer verständlichen Gedichten oder bei Nonsenssätzen anwenden, als Prinzip der Sinnkonstanz bezeichnet. Dieses Prinzip ist den konversationellen Implikaturen von GRICE (vgl. GREWENDORF 1984) in vielen Punkten ähnlich. Es organisiert den gesamten kategorialen Bereich auf ökonomische Art und Weise über Implikationsregeln. Diese garantieren nicht nur maximale Ökonomie der sprachlichen Organisation, sondern sind auch dafür verantwortlich, daß die sprachlichen Kategorien nicht als starre Behälter mit spezifischen Inhalten, sondern als Stadien unterschiedlich weit getriebener Interpretationsprozesse organisiert sind.

Die Parallelität des Modalisierungsmechanismus von gegenwartsbezogenen *werden* + Infinitiv (*Paul wird in der Badewanne sitzen*) zur modalen Reinterpretation von *werden* + Infinitiv, das mit nonadditiven Verben konstruiert ist, weist darauf hin, daß diesen Prozessen allgemeine Dekodierungsstrategien zugrundeliegen, die nichtzufälliger und übereinzelsprachlicher Natur sind. Das Charakteristische am analytischen Futur des Deutschen ist es, daß es in der Konstruktion mit nonadditiven Verben einen Reinterpretationsprozeß auslöst. Das Futur I ist immer noch keine Vollkategorie, sondern eine Übergangskategorie. Übergangskategorien haben aspektuelle Vorlieben. In bezug auf die nonadditiven Verben verhält sich *werden* + Infinitiv immer noch ‚heikel‘ genug, als daß es als Vollkategorie

Futur klassifiziert werden könnte. Die starken Interferenzen zwischen Aspektualität, Temporalität und Modalität sind bei den Futuren der anderen germanischen Sprachen nicht vorhanden, da bei der Bildung des analytischen Futurs andere Auxiliare (Modalverben) beteiligt sind, die mit der aspektuellen Verbsemantik nicht kollidieren. Obwohl Modalverben sicher ‚modaler‘ sind als das Auxiliar *werden*, erzeugen sie als Bausteine von Futurfügungen weit weniger starke modale Konnotationen, als durch die Kollision von unvereinbaren grammatischen Merkmalen und die dadurch ausgelösten Reinterpretationsprozesse bewirkt werden.

Die Modalverben verfügen auch in isolierter Verwendung über modale Bedeutungen, während *werden* in diesem Fall keine modalen Bedeutungsanteile aufweist. Sieht man von theorieinternen Notwendigkeiten ab, gibt es keinen Grund *werden* als Modalverb zu klassifizieren.

*Werden* + Infinitiv ist auch keine spontan entstandene Modalfügung, wie SALTVEIT 1962 vorgeschlagen hat. SALTVEITS These von der spontanen Entstehung von *werden* + Infinitiv im Deutschen als modaler Fügung neben dem temporalen *werden* + Partizip I darf heute als widerlegt gelten. Anders als SALTVEIT angenommen hat, ist das heutige *werden* + Infinitiv nicht durch einen Abschleifungsprozeß aus *werden* + Partizip I entstanden (LEISS 1985). Dazu kommt, daß die angeblich spontan entstandene Modalfügung *werden* + Infinitiv, mit der laut SALTVEIT später das abgeschliffene *werden* + Infinitiv zusammengefallen sein soll, nicht so früh belegt werden kann, wie SALTVEIT das annimmt (vgl. DAL 1964; LEISS 1985). SALTVEIT hatte angenommen, daß das modale *werden* + Infinitiv und das temporale *werden* + Partizip I über komplementäre Funktionen verfügten. Gegen diese Annahme spricht vor allem, daß es mit der Verbreitung von *werden* + Infinitiv gleichzeitig zu einer Zurückdrängung von *werden* + Partizip I kam (vgl. KLEINER 1925). Die Modalität von *werden* + Infinitiv kann also auch nicht mehr durch den Rekurs auf die Entstehungsgeschichte plausibel gemacht werden (wie nochmals andeutungsweise geschehen in VATER (1986: 6)).

Ich fasse die Ergebnisse zusammen:

1. *Werden* ist kein Modalverb.
2. *Werden* + Infinitiv ist keine primär modale Fügung.
3. *Werden* + Infinitiv war ursprünglich auf additive (imperfektive/durative) Verben beschränkt.
4. Durch die Übergeneralisierung von *werden* + Infinitiv auf Verben, die mit dieser Konstruktion inkompatibel sind, entsteht eine zweite, modale Lesart von *werden* + Infinitiv.
5. Diese Art der Modalisierung sollte nicht mit all jenen modalen *werden* + Infinitiv-Fügungen verwechselt werden, die aufgrund ihres Gegenwartsbezugs modalisiert werden. Da dies bei perfektiven/terminativen Verben ausgeschlossen ist, betrifft diese Form der Modalisierung nur

die imperfektiven/durativen Verben. Die Distribution ist damit auch eine ganz andere.

6. Ebenso sollte leichte Modalisierung, wie sie übereinzelsprachlich bei Futurtempora generell verbreitet ist, nicht mit (4) verwechselt werden.

Zwei weitere Argumente aus zwei neueren Arbeiten, die gegen die Einordnung von *werden* als Modalverb sprechen, seien zum Schluß noch angefügt. FABRICIUS-HANSEN (1986: 148) erwähnt, daß *werden* im Gegensatz zu den eigentlichen Modalverben keinen Futur Infinitiv bilden kann. Ihre Beispiele sind:

(9) Sie behauptet, alles erledigen zu können /müssen/ ...

(9') \*Sie behauptet, alles erledigen zu werden.

ULVESTAD 1987 unterzog sich der Mühe, die Behauptung von BRONS-ALBERT, daß *werden* die gleiche Distribution wie die Modalverben aufweise, durch eine großangelegte empirische Untersuchung zu widerlegen. Sein Vorhaben und sein Ergebnis faßt er so zusammen (ULVESTAD 1987: 226):

Maßgebende deutsche Grammatiker klassifizieren das Hilfsverb *werden* als Modalverb. Als eine der wichtigsten Stützen für die Neuklassifizierung gilt die These, daß potentielle Modalwörter in Zukunftsäußerungen besonders häufig in Verbindung mit Futur auftreten (BRONS-ALBERT, VATER). Eine Untersuchung von 60 000 Dialogäußerungen aus 12 Bestseller-Autoren und einer Sammlung von Telefondialogen führt zur Verwerfung dieser These. Potentielle Modalwörter finden sich am häufigsten in Zukunftssätzen im Präsens futuri.

Damit dürfte das Verfahren der Modalisten, die Modalisierung des Futur I auf der Basis eines hypostasierten Modalverbs *werden* erklären zu wollen, gescheitert sein. Trotzdem haben die Temporalisten die Sache nicht für sich entschieden. Denn auch wenn *werden* nicht als Modalverb eingeordnet werden kann, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß *werden* + Infinitiv im Deutschen auffällig häufig als modale analytische Form gelesen wird. Die modalen Vorkommen von *werden* + Infinitiv können nicht als marginal eingestuft werden. Hier berufen sich die Modalisten zurecht auf ihre sprachliche Intuition. Die Erklärung, die sie dafür geben, wird jedoch auf Dauer den Argumenten der Temporalisten nicht standhalten können. Während die Temporalisten den Faktor der Modalität bei *werden* + Infinitiv unterschätzen, unterschätzen die Modalisten den Einfluß von Aspektualität auf die Lesart von *werden* + Infinitiv. Das gilt natürlich auch für die Anhänger der Tempusthese. Beide Seiten haben mit ihren umfassenden Thesen jeweils ein Teilsystem beschrieben. Es handelt sich um zwei komplementäre Theorien für zwei komplementäre Teilsysteme. Gibt es also zwei Tempussysteme im Deutschen? So wird es sein.

## 5.4 Zwischenbetrachtung: Anaphorik, Kataphorik und Modalisierung

Das zuletzt geäußerte *so wird es sein* muß notwendig als Provokation oder als fehl am Platz empfunden worden sein. Die List dieser Provokation besteht im Versuch, die Aufmerksamkeit für eine weitere Beobachtung zu gewinnen. Dieser Schlußsatz verstößt gegen die Erwartungshaltung, die an einen wissenschaftlichen Text herangetragen wird. Einen wissenschaftlichen Text beschließt man nicht lakonisch mit einem ‚vermutlich ist es so‘.

*So wird es sein* wird also modal gelesen und nicht als eine zukunftsbezogene Aussage. Nun ist aber *sein* kein nonadditives Verb, sondern ein additives Zustandsverb. Es ist sogar das prototypische Zustandsverb schlechthin. Zustände sind immer additiver Natur. Warum bewirkt *sein* dann aber Modalisierung wie die nonadditiven Verben?

Der genannte Satz stellt keine Ausnahme dar:

- (1) Er wird krank sein.
- (2) Hans wird verärgert sein.
- (3) Ursula wird müde sein.
- (4) Sie wird im Krankenhaus sein.
- (5) Das werden Touristen sein.

Die modale Lesart ist in der Regel die naheliegendere. Sätze dieser Art werden erst dann temporal gelesen, wenn zusätzliche Modifikationen vorhanden sind. Es handelt sich also nicht mehr um Basissätze:

- (6) In fünf Stunden wird Ursula müde sein.

Die dominant modale Lesart der Basissätze läßt sich erklären, sobald man sich daran erinnert, daß *sein* ein anaphorisches Verb ist. Zwischen nonadditiven Verben und anaphorischen Verben besteht eine Inklusionsbeziehung. Alle nonadditiven Verben sind anaphorisch, aber nicht alle anaphorischen Verben sind nonadditiv. Was hier vorliegt, ist eine Implikationsrelation: Nonadditivität impliziert Anaphorik; das Umgekehrte gilt nicht.

Die vorhin erwähnten Beispielsätze sollten darauf aufmerksam machen, daß die entdeckten Regularitäten zwischen Aspektualität, Temporalität und Modalität in einen weiteren Zusammenhang gestellt werden müssen. Es sind nicht allein die nonadditiven Verben, die Modalisierung bewirken, sobald sie mit nichtoptimalen Tempusformen verwendet werden. Dieses Verhalten zeigen nicht nur die nonadditiven anaphorischen Verben, sondern auch die additiven anaphorischen Verben. Es sind also alle anaphorischen Verben beteiligt. Es war sinnvoll, sich bei der Beschreibung der komplexen Zusammenhänge zunächst auf das Beispiel der nonadditiven Verben im Deutschen im Vergleich zum Russischen zu beschränken. Auf

diese Weise konnten wenig transparente Regularitäten sichtbar gemacht werden. Diese gilt es jetzt auf ihre Reichweite hin zu überprüfen.

Was sind nichtoptimale Tempusformen für anaphorische Verben? Die Antwort liegt nahe: Die Tempuskategorie verfügt, wie die anderen grammatischen Kategorien auch, über zwei kategoriale Pole. Es gibt anaphorische Tempora und kataphorische Tempora. Während diese beiden Pole bei den Kategorien Aspekt und Passiv erst aufgedeckt werden mußten, ist bei der Tempuskategorie der Nachweis weniger aufwendig. Die Vergangenheitstempora haben rückverweisende Funktion und die Zukunftstempora weisen voraus. Nun ist Anaphorik mit Definitheit verbunden und Kataphorik mit Indefinitheit, um an die bereits bekannten Korrelationen nochmals zu erinnern. Es ist also nicht weiter erstaunlich, daß futurische Tempora universal mit der Nebenbedeutung der Unbestimmtheit versehen sind. Die Indefinitheit des Futurs hat nichts mit Modalität im eigentlichen Sinn zu tun. Diese Differenzierung ist elementar, wenn man bei der Beschreibung der grammatischen Merkmale nicht in Konfusionen geraten will. Was bei normalen Futuren universal vorliegt, ist eine Merkmalskorrelation: Indefinitheit und kataphorische Tempora gehören zusammen. Was dagegen bei modalisierten Futuren vorliegt, ist eine Merkmalskollision. Anaphorische Verben lassen sich nicht optimal mit kataphorischen Tempusformen konstruieren. Und das Futur ist eine kataphorische Tempusform. Nichtoptimale Konstruktionen, die durch Merkmalskollisionen ausgewiesen sind, lösen Reinterpretationsprozesse aus. Ein kataphorisches Tempus, das anaphorisch ist, ist kein Tempus, oder zumindest kein stabiles Tempus.

Reinterpretationsprozesse sind gerichtet. Als neue Lesart kommt keine der Kategorien in Frage, die bereits als Bausteine der Tempuskategorie fungieren. Ausgeschlossen sind also alle aspektuellen Lesarten. Was bleibt, ist die ‚nächste Kategorie‘. Nach BYBEE ist das die Moduskategorie. Genauso verhält sich das Deutsche.

Wenn Kollisionen von Anaphorik mit temporaler Kataphorik Modalisierung bewirken, dann müßten alle Vorkommen von anaphorischen kategorialen Elementen in der Konstruktion mit den nichtoptimalen kataphorischen Tempusformen Modalisierung auslösen. Das heißt: auch die anaphorische Geschehenskonstruktion Passiv müßte mit dem Tempus Futur kollidieren. Das gleiche gilt bei der Kombination von anaphorischen Tempora mit kataphorischen Tempusformen. Sollte dies zutreffen, dann wäre eine wichtige Gesetzmäßigkeit entdeckt, die sich bei der Analyse kategorialer Systeme als bedeutender natürlicher Ordnungsfaktor verwenden ließe. Ich spiele die Kollisionsmöglichkeiten durch:

1. Konfrontation von aspektueller Anaphorik und temporaler Kataphorik: das Ergebnis wurde im letzten Kapitel vorgestellt. Nonadditive Verben, die ja immer gleichzeitig anaphorische Verben



sind, bewirken die Modalisierung von *werden* + Infinitiv. ŽUIKIN sieht im Futur I eine nichtoptimale Tempusform für Verben dieser Aspektualität. Die nichtoptimale Verwendung von Futur I löst Modalisierung aus. Diese wichtige Erkenntnis ŽUIKINS fand nicht die Beachtung, die sie verdient hätte. Es wird sich zeigen, daß er damit nicht nur die verschiedenen Vorkommen des Futurs I erklärt hat. Alle nichtoptimalen Tempusformen lösen modale Lesarten aus. Und alle nichtoptimalen kategorialen Formen lösen ganz allgemein Reinterpretationsprozesse aus.

2. Konfrontation von anaphorischem Passiv und kataphorischem Tempus: Das Passiv ist eine kompensatorische Konstruktion. Als Geschehenskonstruktion kann sie fehlende Geschehensverben ergänzen. Geschehensverben sind nichts anderes als anaphorische Verben. Passivkonstruktionen müßten sich also in der Konstruktion mit *werden* + Infinitiv ähnlich verhalten wie die perfektiven/terminativen Verben. Das trifft auch zu. Passivsätze werden bei futurischem Zeitbezug bevorzugt im morphologischen Präsens verwendet. In Nebensätzen ist die Verwendung von Passiv- und Futurmarkierung häufig formal nicht möglich, was nicht als Mangel erfahren wird. Passivsätze, die mit *werden* + Infinitiv konstruiert werden, weisen einen Zuwachs an Modalität auf. Eine zusätzliche Tempusbedeutung kommt dagegen nicht hinzu:

(7) In zahlreichen Fällen *werden* noch familienpsychologische Gutachten *eingeholt*.

(Leserbrief in der Frankfurter Rundschau vom 30. 9. 89, S. 9)

Bei der Transposition ins Futur I wirkt der Satz ‚modaler‘:

(7') In zahlreichen Fällen *werden* noch Gutachten *eingeholt werden*.

Der erste Satz weist bereits Zukunftsbezug auf. Die modale Konnotation von (7') kann damit nicht auf die generelle Unsicherheit zukünftiger Aussagen zurückgeführt werden.

3. Die Konfrontation von anaphorischen temporalen und kataphorischen temporalen Elementen: Konstruktionen mit Anteilen an anaphorischen und kataphorischen temporalen Merkmalen müßten ebenfalls eine Tendenz zur Modalisierung aufweisen. Das ist beim sogenannten Futur II der Fall:

(8) Er wird seinen Irrtum bemerkt haben.

Gerade in Basissätzen überwiegt beim Futur II die modale Lesart. Erst durch zusätzliche Modifikationen kann die temporale Komponente in den Vordergrund treten:

(9) Morgen wird er seinen Irrtum bemerkt haben.

Es liegt eine Konkurrenz von temporalen und modalen Bedeutungen

vor. An grammatischen Formen sind dabei nur temporale Markierungen beteiligt. Es handelt sich allerdings um Markierungen, die einander entgegengesetzt sind, so daß sie modale Interpretationen auslösen können. Ein Blick in die Diachronie zeigt, daß es sich hier im Deutschen um keinen Einzelfall handelt, sondern um eine Gesetzmäßigkeit, die im Deutschen sogar weniger ausgeprägt ist als in anderen Sprachen.

Besonders deutlich ist das Beispiel des Konditionals (‘conditionnel’) im Französischen, das sich diachron von einem periphrastischen Futur II ableiten läßt. Man vergleiche die Formen, aus denen das französische Futur und das französische Konditional entstanden sind:

*cantāre habeō* wurde zum franz. ‚futur‘ *chanterai*

*cantāre habēbam* wurde zum Modus ‚conditionnel‘ *chanterais*

Das Französische ist kein Einzelfall. Ähnliches ist im Englischen zu beobachten:

*I shall go* und *I should go*

All diese Beispiele werden von ERHART 1985 genannt, der in einem Vortrag eine Art Entwicklungslogik von Tempus und Modus im Indogermanischen zu rekonstruieren versuchte. Seine Ergebnisse unterstützen die hier vorgeschlagene These vom Zusammenhang von Modus und Tempus. Nach ERHART wurden in den ostindogermanischen Sprachen (Indoiranisch, Griechisch) die verbalen Modi von den Temporalstämmen gebildet (1985: 27–28).

Ich möchte auf ein weiteres Beispiel hinweisen, das sehr auffällig ist. Es geht um die *würde* + Infinitiv-Formen. EISENBERG (<sup>2</sup>1989: 137) schreibt dazu: „Wir müssen zugestehen, daß die Stellung der *würde*-Formen im Paradigma unverstanden ist.“ Man kann diese Formen dann einordnen, wenn man sie wieder formal ernst nimmt. Die Parallelität zu den Futurformen ist auffällig. Der einzige Unterschied besteht darin, daß *werden* im Präteritum verwendet wird. Es ist zwar umgelautet, und es gibt im Gegenwartsdeutschen auch die nichtumgelauteten Formen nicht mehr. Das Präteritum *wurde* (*ward*) + Infinitiv gehörte jedoch noch im Frühneuhochdeutschen zum Formenbestand des Deutschen (vgl. OUBOUZAR 1974: 86–87).

Wenn wir *würde* als ursprünglich präteritales *werden* einordnen, dann haben wir wieder eine Form mit anaphorischen und kataphorischen Bedeutungsanteilen vor uns. Der Stellenwert und die Entstehung dieser modalen Form bildet dann kein Geheimnis mehr. An dieser Stelle mag eingewendet werden, daß eine solche Gleichsetzung von präteritalen und modalen Formen unzulässig sei. Folgende Überlegungen scheinen mir in diesem Zusammenhang bedenkenswert:

Es ist auffällig, daß die Formen von Präteritum und Konjunktiv vielfach homonym sind. Homonym sind auffälligerweise alle entsprechenden For-

men der schwachen Verben. Es ist also gerade die produktive Verbklasse betroffen. In der Regel wird angenommen, daß diese Homonymie erst sekundär durch einen Zusammenfall der Formen entstanden ist. Es scheint aber so, als habe nie eine Trennung der Formen bestanden. Beispielsätze aus dem 18. Jahrhundert zeigen deutlich, daß von Anfang an eine Übereinstimmung von Konjunktiv und präteritalen Formen bestand, und zwar auch bei den umlautfähigen Verben:

- (10) Wegen ihres eignen Msts [Manuskripts] haben Sie in Ihrem ersten Brief gar nichts gemeldet; sonst hatte beydes am liebsten HE Hartknoch anvertraut.  
(Brief von Johann Georg Hamann an Johann Gottfried Herder vom 21. 1. 1765. In: Hamann, J. G.: Briefwechsel. Wiesbaden 1956. Bd. II, S. 297)
- (11) Ich hatte gewünscht ein wenig mehr *detail* in Ansehung des alten schwedischen Domgebrauchs und was zu Ihrer Unzufriedenheit darüber eigentl. Anlaß gegeben.  
(ebd.)

Das sind nichts anderes als präteritale Formen in modaler Lesart. Solche Beobachtungen<sup>5</sup> lassen sich im übereinzelsprachlichen Maßstab machen. ERHART (1985: 23) verweist auf das Altgriechische:

Zu erwähnen ist auch der Gebrauch der Vergangenheitstempora (nämlich der Indikative) in der Funktion Z (also  $B > Z$ ) [B ist bei ERHART das Kürzel für Vergangenheitsbezug, und Z faßt die Funktionen des Irrealis und des Konditionalis zusammen]. Bereits im Altgriechischen finden wir Imperfeka und Aoriste in den irrealen Bedingungssätzen; dasselbe später im Romanischen (fr. *si je savais, je le dirais*) und auch anderswo (auch in 6 nichtindogermanischen Sprachen — STEELE 1975).

Der Hinweis auf STEELE 1975 ist sehr wertvoll. STEELE zeigt am Beispiel des Uto-Aztektischen, daß die Flexive, die Irrealis markieren und solche, die Vergangenheitstempora markieren, auf ein einziges gemeinsames Flexiv zurückzuführen sind. Wir haben es offenbar mit einer Gesetzmäßigkeit zu tun, die als Kandidat für ein sprachliches Universale in Frage kommt.

Sowohl kataphorische Tempora (Futur I; Futur II), als auch anaphorische Tempora können offensichtlich modal reinterpretiert werden. Wäh-

<sup>5</sup> Inzwischen hat auch ANDERSSON (1989: 36–37) eine einheitliche Beschreibung von Präteritum und Konjunktiv gefordert. Beide verfügen in seiner Terminologie über eine „remotespektive Funktion“. Diese Funktion wird in der hier verwendeten Terminologie über die Merkmale [+ DISTANZ] und [+ ANAPHORIK] charakterisiert, wobei das Distanzmerkmal einmal temporal (Präteritum) und einmal modal (Konjunktiv) verwendet bzw. gelesen wird.

rend die Modalisierung von kataphorischen Tempora durch ein inkompatibles anaphorisches Element ausgelöst wird, wird die Modalisierung im Bereich der anaphorischen Tempora durch einen zusätzlichen kataphorischen Anteil bewirkt. Präteritale Formen lösen immer dann Modalisierung aus, wenn sie nicht anaphorisch gelesen werden können, d. h. wenn die erwartete anaphorische temporale Bedeutung durch den nichtpräteritalen Kontext oder durch andere Faktoren negiert wird.

Es gibt somit zwei Modusvarianten. Die einen lassen sich auf anaphorische temporale Formen zurückführen, die anderen auf kataphorische. Die modalen Bedeutungen entstehen durch das zusätzliche Vorhandensein des deiktischen Gegenpols; dieser kann entweder durch den Kontext oder durch ein zusätzliches formales Element hinzugefügt worden sein.

Es gibt voraussichtlich nur einen Modus, der sich nicht durch das vorgeschlagene Klassifikationsschema erfassen ließe. Es handelt sich um den Imperativ. Schon GUILLAUME hat dem Imperativ einen eigenen Status zuweisen und aus dem Modusssystem ausgliedern wollen. Er hat sich mit diesem Vorschlag nicht durchsetzen können. DONHAUSER 1986 hat inzwischen gezeigt, daß der Imperativ tatsächlich ein Modus ganz anderer Art ist. Sie ordnet ihn den semifiniten Formen zu. Alle anderen modalen Formen sind dagegen eindeutig finit. Als semifinite Form kann der Imperativ nicht auf der gleichen kategorialen Ebene angesiedelt sein wie die anderen äußerst komplexen Modusformen.

Ich komme zum Ausgangspunkt zurück. Wenn Kollisionen von grammatischen Merkmalen Reinterpretationsprozesse auslösen, dann muß die aspektuelle Verbsemantik bei der Analyse der grammatischen Kategorien besonders ernst genommen werden. Besonders betroffen ist die Tempuskategorie. Alle Verben können im Deutschen grundsätzlich mit allen Tempusformen konstruiert werden. Die Verben weisen aber eine heterogene aspektuelle Semantik auf. Wir müssen davon ausgehen, daß jeweils ein Teil der Verben in der Verbindung mit spezifischen Tempusflexiven nicht-optimale Tempusverwendungen erzeugt. Für die zwei aspektuellen Verbarten müssen somit zwei unterschiedliche Tempusanalysen erarbeitet werden.

## 5.5 Die zwei Tempussysteme des Deutschen und die Ambivalenz des Präsens

Die vorgeschlagenen Tempusanalysen des Deutschen lassen sich in zwei Gruppen zusammenfassen:

1. Es gibt Theorien, die von einem zweiteiligen Tempussystem ausgehen. Die Grunddifferenzierung wird durch die Opposition PAST/NON-

PAST ausgedrückt. Dem Futur wird der Status einer grammatischen Kategorie abgesprochen. Ein solches System schlägt z. B. WEYDT 1986 vor.

- II. Ein dreigliedriges Tempussystem wird dagegen von all jenen angenommen, die das Futur I als grammatikalisierendes Tempus einordnen. Das System besteht aus den vergangenheitsbezogenen Tempora (PAST), dem Präsens und dem Futur.

Der Status, der *werden* + Infinitiv zugeschrieben wird, hat unübersehbar einen maßgeblichen Einfluß auf die Wahl des Tempussystems. Aus gutem Grund wurde das Tempuskapitel mit dem Futur eröffnet. Hier fallen wichtige Vorentscheidungen.

Das Ergebnis, das es hier zu berücksichtigen gilt, war:

- A. Die nonadditiven Verben verfügen über kein Futurtempus *werden* + Infinitiv. Diese Fügung gehört zum modalen System der nonadditiven Verben.
- B. Die additiven Verben weisen ein Tempus Futur I auf. *Werden* + Infinitiv ist eindeutig temporal.
- C. Es gibt aspektuell labile Verben. Verben können immer dann als aspektuell labil bezeichnet werden, wenn sie bereits in Basissätzen ambivalent sind und von der temporalen zur modalen Interpretation ‚kippen‘ können. Sie sind nie beides zugleich.

Die aspektuelle Analyse der Verben macht den Schluß zwingend, daß es die Alternative zwischen einem zwei- oder dreigliedrigen Tempussystem bei der Beschreibung des Gegenwartsdeutschen nicht gibt oder daß sie zumindest nicht sinnvoll ist. Das Deutsche verfügt über ein zweiteiliges und ein dreiteiliges Tempussystem, so wie es nonadditive und additive Verben aufweist:

- (I) ist das Tempussystem der nonadditiven Verben.
- (II) ist das Tempussystem der additiven Verben.

Die aspektuell labilen Verben wechseln von einem System zum anderen. Sie sind äußerst kontextsensitiv.

Die Distribution der Verben auf die beiden Systeme wird von den Merkmalen der Additivität und Nonadditivität gesteuert. Auch die aspektuell labilen Verben werden durch den Kontext mit einem dieser Merkmale ausgestattet und so einem der beiden Systeme zugewiesen.

Die Ähnlichkeit mit dem russischen Tempussystem fällt sofort auf. Dort verfügen die imperfektiven Verben über ein dreigliedriges, die perfektiven Verben dagegen über ein zweigliedriges Tempussystem. Trotzdem besteht ein elementarer Unterschied: Durch das Vorhandensein von Aspektpaaren im Russischen ergänzen die verschiedenen Tempusformen des NONPAST-Systems einander funktional. Das ist im Deutschen nicht der Fall. Ein

weiterer wesentlicher Unterschied ist, daß das imperfektive *budu* + Infinitiv nicht übergeneralisierend mit perfektiven Verben verwendet wird. Ein modales *budu* + Infinitiv von der Art des modalen *werden* + Infinitiv der nonadditiven Verben gibt es daher nicht.

Das Tempussystem des Deutschen ist neben seiner Aufgliederung in zwei Systeme durch ein hohes Maß an Irregularität gekennzeichnet. Ein Aspektsystem, das eine solche Doppelung des Tempussystems rechtfertigen würde, existiert nicht mehr. Auch das System der Aktionsarten ist im Deutschen weniger kohärent repräsentiert als in den slavischen Sprachen, was STEINITZ 1981 veranlaßt hat, dem Gegenwartsdeutschen Aktionsarten überhaupt abzusprechen. Ein großer Teil der Verben ist aspektuell labil. Sie können in Abhängigkeit vom Kontext und manchmal auch nur in Abhängigkeit von imaginierbaren Kontexten einmal als additiv und dann wieder als nonadditiv gelesen werden. Dieses Schwanken zwischen den Lesarten ist zu einem nicht unwesentlichen Teil verantwortlich für die häufig divergierenden Klassifikationen desselben *werden* + Infinitiv-Belegs in den unterschiedlichen Arbeiten. Die nonadditive Interpretation des Verbs führt zur Modalisierung der Fügung, die additive dagegen zieht die Dominanz des temporalen Werts nach sich.

Das Vorhandensein zweier Tempussysteme im NONPAST-Bereich hat Konsequenzen für den Status der morphologischen Präsensformen ganz generell. Für sie kann nicht mehr eine einheitliche kategoriale Bedeutung rekonstruiert werden, wie das WEYDT 1986, GREWENDORF 1984 und BALLWEG 1984 vorgeschlagen haben. Das Deutsche verfügt, abgesehen von den vielen Varianten, die sich für jede unmarkierte grammatische Form auflisten lassen, makrostrukturell über zwei Präsensstypen.

Der Vorschlag, zwei Präsensstypen für das Deutsche anzusetzen, dürfte zunächst nicht widerspruchsflos hingenommen werden. Die neueren Vorschläge zur Beschreibung des Deutschen tendieren dazu, eine einzige einheitliche semantische Charakteristik des Präsens herauszuarbeiten. Das erstrebte Ziel ist eine Minimaldefinition des Präsens, die potentiell alle Präsensvarianten miterfassen soll.

Prinzipiell ist das Erarbeiten einer Minimaldefinition die adäquate Methode zur Beschreibung einer unmarkierten Kategorie wie des Präsens. Der unmarkierte Pol einer privativen Opposition erhält seinen kategorialen Inhalt über den markierten Pol. Die Funktion der unmarkierten Kategorie besteht aber nicht allein darin, die der markierten Kategorie entgegengesetzten Inhalte zu transportieren. Der unmarkierte Pol enthält vielmehr all die kategorialen Merkmale, die vom markierten Pol nicht erfaßt werden. Da die Realisierung von grammatischen Kategorien bei den flektierenden Sprachen in der Regel obligatorisch ist, wird der formale Realisierungszwang ebenfalls vom unmarkierten Pol einer Kategorie aufgefangen. So werden etwa atemporale Aussagen durch die unmarkierte Tempuskategorie

wiedergegeben. Es ist daher unnötig, ein atemporales Präsens als eigene Präsensvariante anzusetzen. Der Versuch, die Varianten einer unmarkierten Kategorie aufzulisten, muß in letzter Konsequenz zur Einsicht in die grundsätzliche Offenheit einer solchen Liste führen. Es ist nicht sinnvoll, die Funktionen, die Kategorien aufgrund ihrer Unmarkiertheit übernehmen, als kategorienspezifische Funktionen nochmals aufzuführen. Bei der Charakterisierung einer Kategorie sollte man sich auf die Kernfunktionen beschränken, die sich aus der Opposition zum markierten Pol ergeben.

Eine einheitliche Definition des Präsens ist jedoch auch bei diesem methodischen Vorgehen nicht möglich. Das morphologische Präsens der nonadditiven Verben steht in anderen Oppositionen als das der additiven Verben. Dadurch ergeben sich zwei unterschiedliche Kernfunktionen, die über jeweils andere grammatische Merkmale definiert sind.

Das ‚bessere‘ prototypische Präsens ist das Präsens der additiven, teilbaren, nichtholistischen Verben. Hier sind Aktzeit und Sprechzeit identisch. Da nonadditive Verben nichtbegrenzte Verbalsituationen darstellen, ist diese Identität nicht punktuell zu verstehen. Es handelt sich nicht um zwei Zeitpunkte, sondern um einen homogenen Zeitraum, in dem sich sowohl der Standpunkt des Betrachters als auch der Ort der Verbalsituation befinden.

Bei den nonadditiven perfektiven und terminativen Verben besteht diese Übereinstimmung von Betrachtzeit und Aktzeit nicht. Die Aktzeit befindet sich immer außerhalb des Sprech- und Betrachtzeitraums. Nichtmarkierte nonadditive Verben eignen sich daher zum Ausdruck nichtpräsentischen Zeitbezugs. Das muß nicht immer zukünftiger Zeitbezug sein, wie das im Deutschen oder Russischen der Fall ist. In Sprachen, die über keinen morphologischen Ausdruck für vergangenen Zeitbezug verfügen, sondern nur über Futurtempora, findet das morphologische Präsens nonadditiver Verben daher oft Verwendung zur Herstellung vergangenen Zeitbezugs. IVĂNESCU (1957: 33) formuliert diesen Zusammenhang so:<sup>6</sup>

Ainsi, dans les langues sans temps, l'action imperfective marque aussi le présent (et probablement, à l'aide d'adverbes, d'autres temps encore), tandis que l'action perfective, le passé. Il en est ainsi des langues sémitiques et de tant d'autres langues encore, dont nous rappelons ici le mandschou.

Auch DAHL 1985 hat diesen Zusammenhang bestätigen können.

---

<sup>6</sup> Übersetzung von IVĂNESCU: „So markiert in den tempuslosen Sprachen die imperfective Handlungsart das Präsens (und wahrscheinlich, mithilfe von Adverbien, auch noch andere Zeiten), die perfective Handlungsart markiert dagegen die Vergangenheit. So verhält es sich in den semitischen Sprachen und noch in vielen anderen Sprachen; erinnert sei an das Mandschu.“

Aufschlußreich sind die Daten aus der Kindspracherwerbsforschung. Sie belegen, daß das Präsens zunächst von additiven (imperfektiven und durativen) Verben gebildet wird. Nichtadditive Verben werden bevorzugt mit den Morphemen der Vergangenheitstempora verwendet. Diese Ergebnisse sind nicht auf spezifische Einzelsprachen beschränkt. Es handelt sich hier um übereinzelsprachliche Regularitäten des Kindspracherwerbs (vgl. STEPHANY 1985: Kap. 9). Die erste Differenzierung, zu der Kinder im Bereich der Verbalkategorie fähig sind, ist aspektueller Art. Sie unterscheiden zwischen Identität von Aktzeit und Sprechzeit vs. Nichtidentität beider. Erstere wird über das Präsens enkodiert, letztere meist über Präteritalformen. Die Verwendung der Präsensformen geht dabei der der Präteritalformen voraus. STEPHANY (1985: 212) faßt die Daten aus der Literatur zum Kindspracherwerb, die sie zu dieser Thematik ausgewertet hat, so zusammen:

Eines der im Zusammenhang mit der Entwicklung der Verbalflexion wichtigsten Ergebnisse der Arbeiten der letzten Jahre ist die Beobachtung, daß grammatische Kategorien wie Tempus und Aspekt sich in mehr oder weniger enger Gebundenheit an semantische Klassen, insbesondere die aktionalen Verbalkategorien, entwickeln. Es stellt sich heraus, daß Kinder typischerweise solche Verben in (perfektiven) Vergangenheitsformen gebrauchen, die eine Zustandsveränderung mit klarem Endresultat bezeichnen, also die prototypischen Vertreter der Klasse der telischen Verben. Atelische und statische Verben werden hingegen viel häufiger im Präsens benutzt.

Den telischen Verben bei STEPHANY entsprechen unsere nonadditiven Verben, den atelischen Verben die additiven Verben und den statischen die Stativa und Resultativa.

In Sprachen mit einem doppelten Set an Verben, wie den Aspektsprachen, wird es immer zwei Präsensstypen geben, auch nach der vollständigen ontogenetischen Entwicklung der Verbalkategorien. Gibt es in einer solchen Sprache ein entwickeltes Vergangenheitstempus, dann können die morphologischen Präsensformen perfektiver Verben nicht mehr länger präterital interpretiert werden. Sie können aber auch nicht als prototypisch präsensische Formen eingeordnet werden, da sich der Aktzeitpunkt außerhalb des Sprechzeitraums befindet. An Merkmalen bleibt erhalten: [–past] und [+nonadditiv].

Im Deutschen, mit seinem großen Restbestand an nonadditiven terminativen Verben gibt es eine große Anzahl an Präsensformen, bei denen Aktzeit und Sprechzeit weder kongruent sind noch sich wenigstens teilweise überlappen. Es handelt sich um das als futurisches Präsens bezeichnete morphologische Präsens nonadditiver Verben, das sich aber wesentlich vom futurischen Präsens durativer Verben unterscheidet. Diese Differen-



zierung wird bei der Betrachtung des futurischen Präsens im Deutschen bislang übersehen. Das additive futurische Präsens kann als Reduktion auf die unmarkierte Variante problemlos erklärt werden. Anders verhält es sich beim futurischen Präsens nonadditiver Verben. Mit diesen Formen dürften die Tempuslogiker, die das Präsens über die Identität von Aktzeit und Sprechzeit definieren, die meisten Probleme haben. Diese maximale Differenzierung in Sprech-, Akt- und Betrachtzeit wurde an komplexeren temporalen Verbformen gewonnen, sollte aber, wie ich einwenden möchte, nicht auf die weniger komplexen Tempuskategorien gewaltsam übertragen werden. Die einfacheren Kategorien sind vor allem dadurch charakterisiert, daß spezifische Differenzierungen hier eben nicht entfaltet sind.

Kennzeichen des prototypischen Präsens ist es, daß sich Sprecher, Hörer und Ereignis innerhalb desselben, nichtbegrenzten Intervalls befinden, das als nichttemporalisierte Umwelt erfahren wird. Sowohl Sprecher, Betrachter (Sprecher oder Hörer) als auch die Verbalsituation sind innerhalb dieser Umwelt verankert. Bei holistischen (nonadditiven) Verben findet aufgrund der durch sie vorgegebenen Außenperspektive eine Trennung der Lokalisation des Ereignisses von der des Sprechers/Betrachters statt. Sprecher und Betrachterstandpunkt sind immer noch nicht unterschieden. Beim futurischen Präsens nonadditiver Verben sind Sprechzeit und Betrachtzeit nicht voneinander unterscheidbar. Hier ist ein Ansatzpunkt zur Unterscheidung des futurischen Präsens nonadditiver Verben vom Futurtempus gegeben. Beim Tempus findet eine Spaltung von Sprechzeit und Betrachtzeit statt. Der Sprecher versetzt sich fiktiv als Betrachter an den Ort der Lokalisation des Ereignisses. Das Präsens, das futurische Präsens nonadditiver Verben und das Futur lassen sich folgendermaßen voneinander unterscheiden:

- I. Präsens: Es gibt keinen Unterschied in der Lokalisation von Sprecher, Betrachter und Ereignis. Das bedeutet, daß keine Differenz zwischen Sprechzeit, Betrachtzeit und Aktzeit vorhanden ist.
- II. Futurisches Präsens nonadditiver Verben: Das Ereignis ist an einem anderen Ort lokalisiert als der Sprecher/Betrachter. Der Grund für diese Trennung ist die den Verben inhärente Außenperspektive. Sprecher und Betrachter bilden immer noch eine Einheit. Eine Differenzierung der beiden hat genaugenommen wenig Sinn. Wird die Differenz der räumlichen Lokalisation sekundär zum Ausdruck temporalen Relationen genutzt, so wird zwischen Sprechzeit und Aktzeit unterschieden.
- III. Futur: Der Sprecher versetzt sich fiktiv an den Ort des Ereignisses. Dadurch findet eine Spaltung von Sprecherstandort und Betrachterstandort statt. Diese Spaltung ist konstitutiv für alle Tempuskategorien. Indem sich der Sprecher als Betrachter fiktiv an den Ort des Ereignisses gibt, schafft er sekundär eine Art von Innenperspektive.

Er versetzt sich an den Ort des Ereignisses. Dieses Shifting muß kenntlich gemacht werden, und es wird kenntlich gemacht. Durch Tempusmarkierungen wird signalisiert, daß der Sprecher seinen Standort wechselt. Er versetzt sich in die Zukunft oder in die Vergangenheit. Tempuskategorien weisen also zusätzliche Verweisungsrelationen auf. Diese werden auch formal sichtbar. Da temporal genutzte Aspektualität keine zusätzlichen Relationen einführt, sind auch keine zusätzlichen formalen Markierungen notwendig.

Die Anweisung, die dem Hörer durch die Futurmarkierung signalisiert wird, kann so paraphrasiert werden: versetze dich nach vorne, voraus, in die Zukunft. Es handelt sich um eine kataphorische Verweisungsrelation. Die grammatische Bedeutung, die durch nonadditive Verben mittransportiert wird, enthält dagegen implizit eine Anweisung anaphorischer Art: trete zurück und betrachte das Objekt oder das Ereignis aus der Distanz.

Das morphologische Präsens zerfällt im Deutschen in zwei völlig heterogene Varianten. Das gleiche gilt für das Futur I, das in Abhängigkeit von der aspektuellen Verbsemantik einmal als Tempus und zum anderen als Modus eingeordnet werden muß. Das Futur I als Schnittpunkt von Tempus und Modus wurde bereits betrachtet. Der Schnittpunkt von Aspekt und Tempus soll als nächstes untersucht werden.

## 5.6 Das Präsens als Schnittpunkt von Tempus und Aspekt

Vorbemerkung: Im folgenden Kapitel werden die Termini der Perfektivität und der Imperfektivität im weiten Sinn gebraucht, um eine von den vorausgegangenen Kapiteln unabhängige Lektüre zu ermöglichen. Die Termini beziehen sich also nicht auf Aspekt, sondern auf alle Phänomene von Aspektualität. Perfektivität wird also synonym mit Nonadditivität, und Imperfektivität synonym mit Additivität verwendet.

Aspekt und Tempus sind beim imperfektiven Präsens noch undifferenzierte Kategorien. Das imperfektive Präsens, das sowohl in ontogenetischer als auch in diachroner Hinsicht ursprünglicher ist als das perfektive Präsens (zumindest in den akkusativischen Sprachen), könnte man mit dem Terminus *Prätempus* („pretense“ nach SCHNELLE 1980) am unmißverständlichsten etikettieren. Erst wenn der Präsensstamm bzw. das Präsens nicht mehr auf die imperfektiven Verben beschränkt bleibt, entsteht eine neue Kategorie mit der Funktion, den Widerspruch zwischen der aspektuellen Semantik der unpassenden perfektiven Verben und der Semantik, die mit dem Präsensstamm assoziiert ist, aufzuheben.

Die Gemeinsamkeit von perfektivem futurischem Präsens und imperfektivem Präsens besteht in der Ununterschiedenheit von Sprecher- und

Betrachterstandort. Die Lokalisation des Standorts des Verbalereignisses stimmt beim imperfektiven Präsens mit diesen Standorten überein, beim perfektiven dagegen nicht.

Beim Tempus Futur der imperfektiven Verben fallen zwar die Lokalisationen von Sprecher und Ereignis, wie beim perfektiven Präsens, auseinander; zusätzlich aber erfolgt eine Anweisung, sich fiktiv als Betrachter zum Lokalisationsort des Ereignisses zu begeben. Kurz zusammengefaßt heißt das: Es ist die Gleichheit von Betrachter- und Ereignislokalisierung, die als Gleichzeitigkeit gedeutet wird. Diese Kongruenz der Standorte von Betrachter und Ereignis ist konstitutiv für die Tempuskategorie. Beim Aspekt können Betrachter- und Sprecherstandort nicht auseinanderfallen, denn sie bilden eine undifferenzierte Einheit.

Beim Tempus liegt immer eine Gleichzeitigkeitsrelation zwischen der Verbalsituation und dem Betrachter vor. Darauf hat BULL 1960 aufmerksam gemacht. Nach BULL stellen Tempora Gleichzeitigkeit zur Verbalsituation her. STEPHANY (1985: 53) resümiert diesen Gedanken: „Nach BULL (1960: 12) ist die einzige zeitliche Ordnungsbeziehung, die das Ich erleben kann, die der Gleichzeitigkeit des Ichs mit der Situation.“

Bei der perfektiven aspektuellen Deixis wird auf den Gegenstand bzw. auf das Ereignis verwiesen, das in seiner Ganzheit wahrgenommen wird. Bei temporaler Deixis wird der Betrachter auf den Lokalisationsort des Ereignisses verwiesen, das damit nicht mehr aus der Distanz in seiner Ganzheit wahrgenommen werden kann. Eine holistische Betrachtungsweise ist eben nur durch die Nichtidentität von Ereignis- und Betrachterlokalisierung möglich. Mit der Wahl identischer Standorte wird die holistische Perspektive aufgegeben. Die Kategorie Tempus impliziert daher immer die Aufhebung dieser Außenperspektive zugunsten der Rekonstruktion einer erneuten Innenperspektive. Natürlich ist eine Komplexitätssteigerung von Kategorien durch die Verbindung beider Perspektiven, der aspektuellen Außenperspektive und der temporalen Innenperspektive, möglich. Das war im Deutschen beim Vorläufer des Plusquamperfekts der Fall. Bei den analytischen Verbalformen wie *habeta getan* und *uuas chomen*, den Präteritalformen zu den Resultativen *habet getan/ist chomen*, die nur mit perfektiven Verben gebildet wurden (11. Jh. bei NOTKER; vgl. OUBOUZAR 1974), läßt sich die Bedeutung so paraphrasieren:

- a) Versetze dich an den Ort des Ereignisses (Innenperspektive) und
- b) Betrachte von diesem Ort aus ein weiteres Ereignis, das außerhalb davon lokalisiert ist.

Das präteritale Resultativ ist über die Makromerkmale [+ Aspekt] und [+ Tempus] charakterisierbar. Mit dem Eintreten auch der imperfektiven Verben in die Konstruktion hat sich die Bedeutung verschoben. Der Betrachter springt von seinem Standpunkt in der Vergangenheit auf den

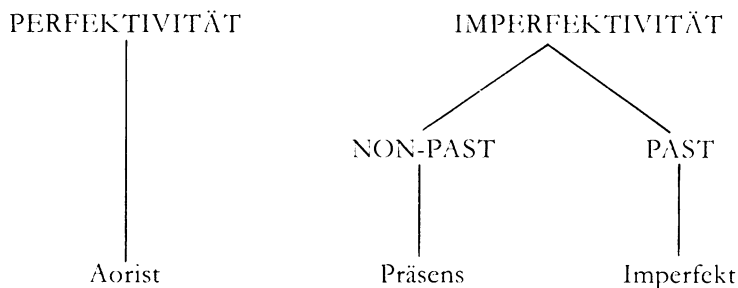
Standort eines weiteren, früheren Ereignisses zurück. Die Innenperspektive wird im Gegensatz zum präteritalen Resultativ beibehalten.

Die Funktion des Tempus läßt sich abschließend durch folgende Definition eingrenzen: Die Funktion der Tempuskategorie ist es, immer wieder eine Innenperspektive herzustellen. Das bedeutet in letzter Konsequenz, daß über das Tempus *sekundäre* Formen von Imperfektivität konstruiert werden. Erhalten bleiben dabei, im Vergleich mit der primären aspektuellen Imperfektivität, die Merkmale der Additivität und der Teilbarkeit.

Vergangene Ereignisse können ganz gut mit perfektiven Verben realisiert werden, ebenso auch zukünftige Ereignisse. Das zeigen unübersehbar deutlich die bekannten Daten aus dem Kindspracherwerb, der Sprachgeschichte und der Sprachtypologie. Die den perfektiven Verben inhärente Außenperspektive macht sie für diese quasitemporalen Aufgaben geeignet. Von echten temporalen Funktionen unterscheiden sie sich jedoch durch die jeweilige Perspektive. Das ist der wesentliche Unterschied zwischen Aspekt und Tempus. Zur Herstellung vergangener und zukünftiger Zeitreferenz eignen sich beide gleichermaßen. Eine Definition des Tempus als zeitreferentieller Kategorie bleibt daher notwendig unterdeterminiert. Tempora müssen über eine zusätzliche Funktion verfügen. Die zentrale Funktion der Tempora besteht darin, daß sie den Betrachter anweisen, eine Innenperspektive einzunehmen.

Die hier vorgeschlagene Definition kann sprachliche Fakten erklären, die beim ersten Zugang als widersprüchlich erscheinen. Es handelt sich um die Beobachtung, daß sich Zukunfts- und Vergangenheitstempora gerade nicht primär auf der Basis von perfektiven Verben entwickeln, obwohl diese doch offensichtlich eine starke Affinität zu zukünftigem und vergangenem Zeitbezug aufweisen. Es sind die imperfektiven Verben, die ‚die grammatische Avantgarde‘ bei der Herausbildung der Tempora bilden. Das wurde an unserem Fallbeispiel, der Entwicklung des analytischen Futurs deutlich. Das zeigt sich noch eindeutiger bei der Herausbildung des analytischen Futurs im Slavischen. Die umfangreichsten Daten aber liefert DAHLs empirische Untersuchung von Tempus- und Aspektsystemen in 64 Sprachen. Auf der Basis der Analysen von DAHL (1985: 82) kann man folgern, daß sich die temporale Differenzierung [ $\pm$  vergangen] bzw. [ $\pm$  past] in Symbiose mit imperfektiven Verben entwickelt. DAHL (1985: 81–82) kritisiert daher COMRIES Beschreibung des Aorists als [ $+$  past][ $+$  perfektiv], denn das Merkmal [ $+$  perfektiv] impliziert bereits das relative und nicht ‚echte‘ temporale Merkmal [ $+$  past]. DAHL (1985: 82) legt zu diesem Beispiel folgende Analyse zum Zusammenhang von Aspektualität und der Herausbildung der Tempusdifferenzierung vor:

Fig. 7:



Die Herausbildung der Tempusopposition findet zunächst nur bei einem Pol der Aspektopposition statt. Es ist der Pol, der nicht affün zu vergangenem (oder zukünftigem) Zeitbezug ist. Bei Affinität zu nichtpräsentischem Zeitbezug, wie er bei perfektiven Verben vorliegt, ist eine zusätzliche temporale Differenzierung sogar redundant. Trotzdem kommt es häufig zur übergeneralisierenden Verwendung von Tempusflexiven bei perfektiven Verben. Auf diese Weise werden perfektive Verben in die Tempuskategorie integriert, wodurch es jedoch zu einer Veränderung des kategorialen Inhalts der Tempusform kommt.

In diesem Zusammenhang ist eine Beobachtung von DAHL besonders interessant. Der Tempuskategorie ist danach der Bereich reserviert, den die anderen (aspektuellen) Kategorien 'übriglassen'. Die Funktion des PAST-Tempus ist es, all die Bereiche von vergangenem Zeitbezug zu erfassen, die über den perfektiven Pol der Aspektkategorie nicht erfaßt werden (DAHL 1985: 117):

The role of PAST, as I limited above, depends on its interaction with other categories. It appears that PAST is a typical default-choice category in the sense that it is chosen whenever no other past time reference indicating category is eligible. In languages with PFV : IPFV distinction, PAST categories tend to be used only when a PFV is not used.

DAHL (1985: 117) folgert aufgrund der von ihm erhobenen Daten: „the distribution of PAST depends largely upon what is left when the other categories have taken their share of the pie.“

Aus der Affinität von Kategorien in bezug auf ihre Funktionen darf daher kein Entstehungszusammenhang abgeleitet werden. Gerade der potentielle Vergangenheits- oder Zukunftsbezug des perfektiven Aspektpols blockiert bei den perfektiven Verben die Herausbildung der entsprechenden Tempuskategorien.

Es ist ein häufig anzutreffender Fehlschluß, aufgrund der funktionalen Affinitäten von Kategorien einen kausalen Zusammenhang zu vermuten.

Tempusformen werden zuerst immer mit imperfektiven Verben gebildet. Erst sekundär erfolgt dann die übergeneralisierende Verwendung der Tempusformen mit perfektiven Verben. Perfektive Verben sind prinzipiell semantisch unverträglich mit dem tempusspezifischen Merkmal der Innenperspektive. Die Herausbildung des Präteritums im Indogermanischen bestätigt das. Wir müssen sie uns nach SZEMERÉNYI (<sup>3</sup>1989: 329) so vorstellen:

Der Gegensatz von Präsens: Aorist, zunächst einfach ein Gegensatz von Gegenwart – Nicht-Gegenwart (der Vergangenheit zugewendet), mußte sich grundlegend ändern, als und wo eine zweite Vergangenheitsform, die direkt auf der Stammform des Präsens aufgebaut war, erschafft [sic] wurde: der binäre Gegensatz *\*bhéugeti: \*(e)bbugét* wurde zu dem ternären *\*bhéugeti: \*(e)bbéuget: \*[e]bbugét* umgewandelt, wodurch das alte Präteritum erst eigentlich zu dem Aorist wurde, während das neue, in der Stammform dem Präsens gleiche, Präteritum (d. h. das Imperfekt des Südostens) einfach die durative Handlung in die Vergangenheit versetzte.

Die Erkenntnis dieser Gesetzmäßigkeiten bei der Herausbildung der Tempora hat bedeutende Konsequenzen, was die Klassifikation spezifischer analytischer Verbformen im Deutschen betrifft. So wird der Status des Perfekts derzeit kontrovers diskutiert. Einmal wird das Perfekt als Aspekt, dann wieder als Tempus klassifiziert. Die Auswertung zur diachronen Entwicklung des Perfekts im Deutschen läßt hier eine eindeutige Entscheidung zu (vgl. Kap. 4.1 und 5.9).

Vergangenheitstempora bleiben, trotz des Entstehungszusammenhangs mit den imperfektiven Verben, nicht auf diese begrenzt. Sobald sie im Laufe der Sprachentwicklung übergeneralisierend auch mit perfektiven Verben verwendet werden, muß DAHLs Feststellung, daß die Kategorie PAST all das ist, was die Kategorie PFV übrigläßt, umgekehrt werden. Dem perfektiven Pol der Aspektkategorie bleibt nach der Etablierung und Grammatikalisierung eines aspektuell unabhängigen Vergangenheitstempus nur noch das übrig, was die Kategorie PAST übrigläßt: das ist die Kombination der beiden Merkmale [– präsentisch] und [– past]. Erhalten bleibt auch die holistische Semantik und die damit verbundene Außenperspektive. Als Zeitbezug bleibt also all das erhalten, was weder als gegenwärtig noch als vergangen klassifiziert werden kann. Die morphologisch nicht markierten perfektiven Verben werden somit zum Ausdruck zukünftigen Zeitbezugs verwendungsfähig.

Prinzipiell aber sind perfektive Verben zum Ausdruck aller nichtpräsentischen Zeitbezüge geeignet. Der Grund ist ihre inhärente Semantik. DAHL (1985: 78) gibt versuchsweise folgende prototypische Charakterisierung von Perfektivität:

A PFV verb will typically denote a single event, seen as an unanalysed whole, with a well-defined result or endstate located in the past.

Er fügt hinzu (1985: 79): „Languages will differ however, in the extent to which they allow uses of PFV with non-past time reference.“ Auch die Daten aus dem Kindspracherwerb bestätigen, daß nichtpräsentischer Zeitbezug das Hauptmerkmal von Perfektivität ist. Vor der Entwicklung eines Vergangenheitstempus können Perfektivitätsmarker offenbar mit Zukunfts- und Vergangenheitsbezug belegt werden. So gebrauchen Kinder, die Mandarin erwerben, den „Perfektmarker“ *le* für beide Zeitbezüge<sup>7</sup>. Nach der Herausbildung von Vergangenheitstempora bleibt als nichtpräsentischer Zeitbezug nur noch zukünftiger Zeitbezug übrig. Es gibt auch Sprachen, in denen sich zuerst ein Futurtempus entwickelt, so daß das formale Präsens perfektiver Verben dann für vergangenen Zeitbezug zuständig wird. Die grammatische Bedeutung des Präsens variiert also im übereinzelsprachlichen Maßstab.

Das Präsens ist keineswegs eine problemlos zu beschreibende Kategorie. In den Grammatiken müßte die Beschreibung der grammatischen Bedeutung des Präsens eigentlich einen größeren Raum einnehmen, als das üblich ist. Dabei sollte auch eine wichtige Differenzierung berücksichtigt werden, auf die ULTAN 1978 aufmerksam gemacht hat. Nach ULTAN kann man auf der Basis der grammatischen Bedeutung des Präsens die Sprachen in zwei Gruppen einteilen. Es gibt Sprachen, deren formales Präsens primär Zukunftsbezug aufweist und solche, deren Präsens primär Vergangenheitsbezug haben kann. Erstere bezeichnet ULTAN (1978: 88) als Sprachen mit prospektivem Tempussystem, letztere als Sprachen mit retrospektivem Tempussystem. Zu den Sprachen mit retrospektivem Tempussystem zählen nach ULTAN fast alle nordamerikanischen Indianersprachen (z. B. Dakota und Hopi). Als Beispiele für Sprachen mit prospektivem Tempussystem nennt er u. a. Finnisch und Ungarisch und die meisten indoeuropäischen Sprachen. Wollte man das Deutsche hier einordnen, dann müßte man es als prospektive Tempussprache bezeichnen.

Man kann davon ausgehen, daß Präsensformen mit vergangener oder zukünftiger Zeitreferenz keine ‚guten‘, d. h. keine prototypischen Repräsentanten des Präsens sind. Die untypischen Vorkommen werden alle mit ‚präsensunfähigen‘ Verben gebildet. KOSCHMIEDER (1929: 34) sieht in dem Merkmal der Präsensunfähigkeit das Hauptcharakteristikum der Verben

---

<sup>7</sup> Nach STEPHANY (1985: 222); sie zitiert dort ERBAUGH (1978: 30), Acquisition of temporal and aspectual distinctions in Mandarin. In: Papers and Reports on Child Language Development 15, S. 30–37: „The earliest and most fundamental aspect marking the Chinese children use is change of state with the ‚perfect marker‘ verb suffix *le*. They use this to mark not only already completed changes of state, as is appropriate; but also desire future changes, as in remarks on their intentions, and in imperatives.“

perfektiven Aspekts. Die Präsensformen der perfektiven Verben weisen Zukunftsbezug auf. Vergangener Zeitbezug ist ausgeschlossen, da sowohl die perfektiven als auch die imperfektiven Verben mit dem Präteritalsuffix *-l* markiert werden können. Nicht anders verhält es sich im Gotischen. Die perfektiven *ga*-Verben konnten ebenfalls im Präteritum verwendet werden. Das perfektive Präsens war für die Herstellung zukünftigen Zeitbezugs zuständig.

Präsensunfähigkeit (in den verschiedenen möglichen Varianten) sollte man aber nicht als das zentrale Merkmal perfektiver Verben betrachten. Es handelt sich vielmehr nur um ein sehr häufiges Merkmal. Prinzipiell aber ist die Dichotomie von Innen- und Außenperspektive nicht nur bei vergangenem und zukünftigem Zeitbezug möglich. Allerdings sind ganz spezifische Voraussetzungen nötig, bevor es perfektive Verben mit präsensischem Zeitbezug geben kann. Ich versuche das zu präzisieren:

Daß das Präsens perfektiver Verben im Russischen und Gotischen (und weiter im Ahd. und Mhd. und zum Teil noch heute) futurischen Zeitbezug herstellen kann, ist das Ergebnis des Zusammenspiels von Tempus und Aspekt innerhalb der kategorialen Architektonik des Verbs. Zu beachten ist, daß das Vorhandensein eines Futurflexivs die gleichen Folgen hat wie das Vorhandensein eines Präteritalflexivs. Es kann potentiell mit allen Verbtypen übergeneralisierend verwendet werden, ob es nun ‚gut paßt‘ oder nicht. Bei perfektiven Verben mit Präterital- oder Futurmarkierung bleibt zunächst die aspektspezifische Trennung von Aktzeit und Betrachtzeit erhalten. So muß man in der Regel das russische *l*-Präteritum perfektiver Verben im Deutschen mit Plusquamperfekt übersetzen (SACKER 1983: 85). Auch die präteritalen Formen der perfektiven *ga-/gi-/ge*-Verben lassen sich am besten mit dem Plusquamperfekt wiedergeben. Mit dem Plusquamperfekt ist die Bedeutung der präteritalen Formen der perfektiven Verben nur annähernd wiedergegeben. Die temporale Bedeutung der Vorvergangenheit übersetzt die aspektuelle Abgeschlossenheit in der Vergangenheit.

Strukturell gesehen könnte den perfektiven Verben, nach der Entwicklung eines generellen Futurtempus, auch der Bereich des futurischen Zeitbezugs ‚entzogen‘ werden, ebenso wie ihnen schon der vergangenheitsbezogene Referenzraum entzogen worden war. Die neu entstandenen Tempuskategorien löschen dabei nicht sofort die aspektuellen Kernbedeutungen der Innen- und Außenperspektive. Diese bleiben erhalten, wie das Beispiel des russischen und des gotischen Präteritums zeigt. Die zentralen aspektuellen und die neuen temporalen Werte überlagern sich nur. Tempus ist als vollständig entwickelte Kategorie daher immer komplexer als Aspekt. Vollständig entwickelt ist sie, wenn sie alle aspektuellen Verben zuläßt. Solange das nicht der Fall ist, handelt es sich um eine Übergangskategorie auf dem Weg zur Vollkategorie Tempus.



‚Halbe‘ Tempuskategorien lassen sich mit dem Resultativum vergleichen, das ebenfalls erst die Vorstufe einer anderen Kategorie darstellt. Terminologisch unterscheide ich daher zwischen Imperfekt und Präteritum, so wie ich vorher zwischen dem Resultativum und dem Passiv unterschieden habe. Das Imperfekt ist kein Aspekt, aber auch kein Volltempus. Es ist die temporale Komplementärform imperfektiver Verben zu Verben perfektiven Aspekts mit Vergangenheitsbezug. Mit Präteritum bezeichne ich dagegen die Tempusmarkierungen, die nicht komplementär zu Aspektmarkierungen verwendet werden. In diesem Sinn ist das ‚Imperfekt‘ im Germanischen seit dem Gotischen als Präteritum zu klassifizieren.

Die temporalen Funktionen von perfektiven Aspektverben sowie von nonadditiven Verben ganz allgemein sind nicht Bestandteil der aspektuellen Kernbedeutung. Es handelt sich um Nebenfunktionen, die sie übernehmen können, wenn kein vollständig ausgebautes Tempussystem das Feld der Temporalität abdeckt.

Kennzeichen der ‚echten‘ Tempora ist die Identität der Lokalisationen von Betrachter und Verbalereignis. Die aspektuellen ‚Ersatztempora‘ sind immer relative ‚Tempora‘. Das Verbalereignis wird relativ zum Betrachter als entweder zukünftig oder vergangen, auf jeden Fall aber als außerhalb von dessen Betrachtungshorizont gesehen. Aspekte übernehmen nur dann temporale Funktionen, solange keine Volltempora den temporalen Bereich vollständig erfassen.

Auch von perfektiven Verben ließe sich also ein ‚echtes‘ Futur bilden, sobald eine Vollkategorie Futur, die nicht allein auf imperfektive Verben beschränkt ist, herausgebildet ist. Im Deutschen wird das analytische Futur I zwar auch mit perfektiven Verben verwendet. Die Semantik von *werden* verhindert hier aber die Herausbildung eines perfektiven Futurs. Prinzipiell sind vollständig entfaltete Tempussysteme denkbar, bei denen auch perfektive Verben ein echtes Futurtempus bilden können. In diesem Fall wäre den unmarkierten perfektiven Verben der Bereich zukünftiger Zeitreferenz entzogen. Unter solchen Voraussetzungen bleibt nur noch präsentischer Zeitbezug möglich. Bei einer maximalen Entfaltung des Tempussystems ist also auch ein perfektives Präsens denkbar. Daß die theorieinternen Folgerungen, die hier vorgetragen werden, mit der Sprachwirklichkeit übereinstimmen, wird durch SENNS Beschreibung des Tempussystems des Litauischen bestätigt (SENN 1949: 406):

Lithuanian has the same general types of verbal aspect as Russian. However, in contrast to Polish and Russian, Lithuanian has both aspects in all basic tenses, including the present tense; that is to say, the perfective present tense is not used to express future action. Moreover, there is no periphrastic future in Baltic, the -s-future being used for both aspects. As a result, there are three simple tenses (preterit, present, future), each of which forms both aspects.

Die Entwicklung von Tempussystemen sollte immer unter Berücksichtigung der aspektuellen Temporalität betrachtet werden, da sich Tempus und Aspekt ein- und dasselbe Feld der Temporalität teilen können. Prinzipiell ist eine maximale Tempusdifferenzierung möglich, bei der bei Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsbezug jedesmal eine aspektuelle Differenzierung nach Innen- und Außenperspektive vorhanden ist.

Bei maximaler Tempusdifferenzierung ist das Tempus durchgehend die dominante Kategorie. Bei der Entwicklung dieses maximalen Systems scheint es eine Art Verdrängungslogik zu geben. In prospektiven Sprachen entwickelt sich zuerst ein maximal differenziertes Vergangenheitstempus heraus, erst dann kommt es zur Bildung der Vollkategorie Futur. Eine solche Entwicklungsrichtung zeigt sich auch im ontogenetischen Spracherwerb. STEPHANY (1985: 208–209) faßt den Forschungsstand zum kindersprachlichen Erwerb der Tempuskategorien in verschiedenen Sprachen so zusammen: „Das Futur als Tempus entwickelt sich später als Präsens und Präteritum. Dies ist nicht nur durch seine in vielen Sprachen periphrastische Bildungsweise bedingt, sondern durch den unterschiedlichen epistemischen Status von Vergangenheits- und Zukunftsbezug“ (STEPHANY 1985: 211). STEPHANY referiert an gleicher Stelle weitere Ergebnisse, die plausibel machen, daß diese Entwicklungsrichtung der Kategorien weder vom Faktor der Frequenz noch vom Faktor der Einfachheit der jeweiligen Kategorie beeinflusst ist. Es wäre zu untersuchen, ob bei den von ULTAN 1978 erwähnten retrospektiven Sprachen die Reihenfolge nicht umgekehrt verläuft. Es ist denkbar, daß STEPHANY 1985 die an prospektiven Sprachen gewonnenen Daten zu sehr verallgemeinert.

Soviel kann jetzt schon festgehalten werden: Erst wenn für vergangene und zukünftige Zeitreferenz Volltempora vorhanden sind, sind die Voraussetzungen für die Koexistenz eines imperfektiven und perfektiven Präsens geschaffen. Das perfektive Präsens ist dann präsentisch und weist die für Perfektivität konstitutive Außenperspektive auf. Die außenperspektivische Funktion muß nicht mehr temporale Zusatzfunktionen übernehmen. Die aspektuelle Bedeutung liegt erst hier in reiner Form, ohne temporale oder gar modale Konnotationen vor. Die vollständige Entfaltung der Tempuskategorie ist paradoxerweise die Voraussetzung dafür, daß sich die Aspektkategorie auf ihre zentralen Funktionen beschränken kann. Die bereits erfolgte Feststellung, daß das System der grammatischen Kategorien durch den Verlust der ausdrucksseitigen Realisierung einer Kategorie nicht einfacher, sondern komplizierter wird, wird diesmal durch die komplementäre Beobachtung ergänzt, daß das System durch den Ausbau von Kategorien vereinfacht wird.

Die Entwicklung der Tempora im Deutschen vom Germanischen bis zum Neuhochdeutschen erfolgt in der Reihenfolge, wie sie für prospektive Sprachen zu erwarten ist. Die grammatische Bedeutung des Präsens ändert

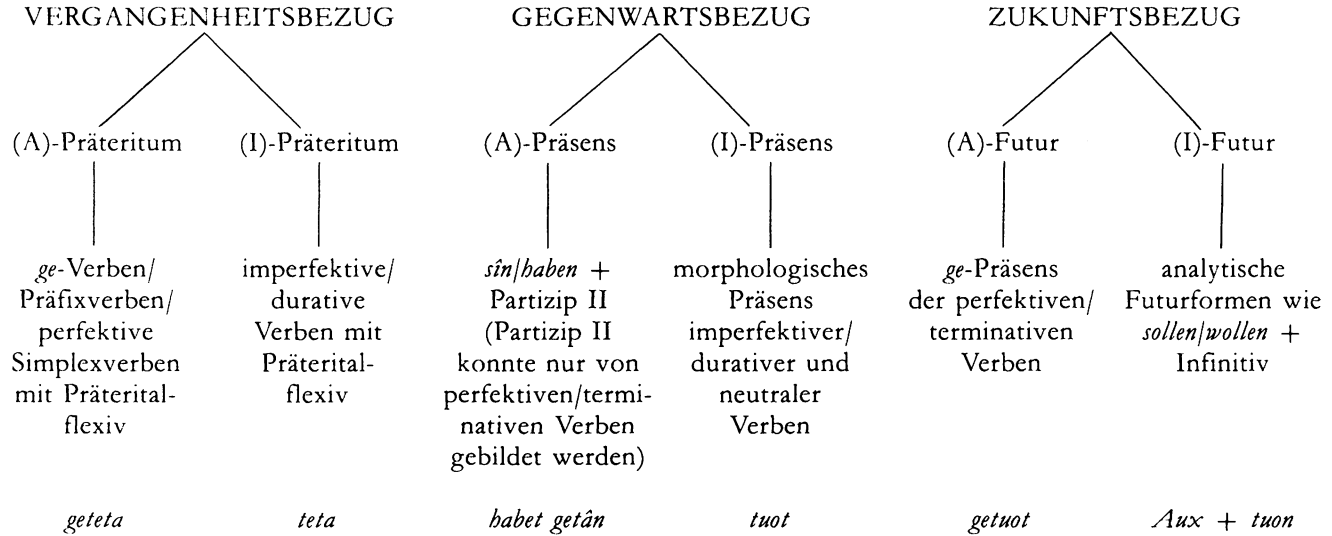
sich dabei ständig. Im Gotischen ist die Tempuskategorie nur im präteritalen Bereich dominant. Das Präteritalflexiv kann sowohl mit imperfektiven als auch mit den perfektiven *ga*-Verben, den terminativen Aktionsartverben und allen nonadditiven Simplexverben verbunden werden. Im NONPAST-Bereich besteht dagegen eine Dominanz von aspektueller Verbsemantik gegenüber den temporalen Werten. Imperfektive Verben im formalen Präsens haben präsentischen Zeitbezug, perfektive Verben dagegen zukünftigen Zeitbezug. Solange genug Aspektpaare vorhanden sind, kann durch die Wahl eines der beiden Aspektverben der gewünschte Zeitbezug innerhalb des NONPAST-Bereichs zum Ausdruck gebracht werden. Die Aspektverben teilen sich diesen Bereich auf.

Im Althochdeutschen gibt es bereits weit weniger intakte Aspektpaare. Diese Tendenz setzt sich zum Mittelhochdeutschen hin fort und dauert an, bis schließlich die verbliebenen intakten Paare aufgelöst sind. Die Auflösung der verbalen Aspektpaare korreliert mit der Entstehung eines periphrastischen Futurs für imperfektive Verben und eines periphrastischen Präsens (Resultativum) für perfektive Verben.

Mit der Entwicklung erster analytischer Futurformen (zunächst noch nicht *werden* + Infinitiv) war es möglich geworden, Außenperspektive und Innenperspektive im Bereich zukünftiger Zeitreferenz zu unterscheiden. Gleichzeitig wurde diese doppelte Perspektivierung in den Präsensbereich eingeführt. Die ‚Perfektformen‘ bzw. Resultativa *sîn*, *haben/eigan* + Partizip II stellen ein außenperspektivierendes Präsens bereit. Bei NOTKER (11. Jh.) liegt bei den erhalten gebliebenen Verbpaaren ein System mit doppelter aspektueller Perspektivierung in den Bereichen vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zeitbezugs vor. Am Beispiel des Aspektpaars *tuon/getuon* soll dieses System übersichtlich dargestellt werden (s. Fig. 8, S. 241).

Das Resultativum, als das *sîn* und *haben* + Partizip II bisher klassifiziert wurden, entpuppt sich damit in seiner ursprünglichen Funktion als das Gegenwartstempus perfektiver Verben. Vorhanden sind die Merkmale des präsentischen Zeitbezugs und der Außenperspektive. Die Voraussetzung und das definierende Merkmal des Präsens, das als prototypisches Merkmal niemals aufgegeben werden kann, ist das Merkmal der Additivität. Nun ist aber mit Außenperspektivierung immer auch das Merkmal der Nonadditivität impliziert. Perfektive Verben mit gegenwärtigem Zeitbezug sind eigentlich unmöglich. Es kann nicht gleichzeitig präsentische Innenperspektive und Außenperspektive vorhanden sein. Das Resultativum ist als Konstruktion die Antwort auf diesen Konflikt. Alle Resultativa sind zweiphasige Verben. Ihre grammatische Bedeutung setzt sich aus den Komponenten des nonadditiven Ereignisses und des daraus resultierenden additiven Nachzustands zusammen. Das läßt sich an den im Gegenwarts-

Fig. 8:



deutschen verbliebenen Resultativkonstruktionen mit *sein* + Partizip II zeigen:

(1) Die Stadt ist erobert.

Die resultative Konstruktion impliziert, daß ein holistisches Ereignis stattgefunden hat. Der Sprecher betrachtet das Ereignis aus einer Distanz, die primär aspektueller Art ist und erst sekundär als temporal abgeschlossen interpretierbar ist. Das Verb *erobern* ist ein nonadditives Verb, das nicht in Teilphasen zerlegt werden kann, ohne daß die Bedeutung des Verbs zerstört würde. Die Resultativkonstruktion bringt gleichzeitig die Bedeutung des Nachzustands zum Ausdruck. Zustände sind immer durch das Merkmal der Additivität gekennzeichnet. Zustände lassen sich in beliebig viele Phasen zerteilen, die sich in ihrer Bedeutung nicht voneinander unterscheiden.

Wir haben vom Althochdeutschen an zwei Präsensformen vorliegen: eine nonadditive außenperspektivierende (perfektive) Präsenskonstruktion und ein morphologisches Präsens, das mit additiven (imperfektiven) Verben Präsensbezug aufweist, mit nonadditiven Verben dagegen Zukunftsbezug hat. Damit habe ich aber noch nicht gesagt, daß im Gegenwartsdeutschen das Perfekt die Präsensform nonadditiver Verben darstellt. Ursprünglich aber war das Perfekt ein außenperspektivierendes Präsens, das aus einer additiven und einer nonadditiven Phase bestand.

Die Vorstufe des heutigen Perfekts war damit kein Ersatz für perfektives *gi*-Präteritum. Resultativum und *gi*-Präteritum koexistieren bei NOTKER und haben ganz unterschiedliche Zeitreferenz. Die Konstruktionen *sein* + Partizip II der intransitiven Verben und *haben* + Partizip II vorwiegend der transitiven Verben waren Präsensformen. Das geht aus OUBOUZARS (1974: 12) Auswertung der Belege bei NOTKER klar hervor:

Die *ge*-Komposita unterliegen wie die einfachen Verben der Tempusopposition: Präsens/Präteritum. Die zusammengesetzten Verbformen *h* + PII [*haben* + Partizip II] und *s* + PIIttr [*sein* + Partizip II eines intransitiven Verbs] differenzieren diese beiden Tempora nicht. Sie drücken einen Tatbestand aus, der entweder den temporalen Wert eines Präsens (*habet getân|ist chomen*) oder eines Präteritums (*habeta getân|unna chomen*) hat.

Die Opposition der Infinitive *tuon* – *getân haben* stellt damit eine aspektuelle Opposition dar, die zwischen Präsens und Präteritum dagegen eine temporale Opposition. Zwischen einfachem Präteritum und *ge*-Präteritum besteht wieder eine aspektuelle Opposition und zwischen *habet getân* und *habeta getân* wiederum eine temporale Opposition. Das Kennzeichen des neuen Systems ist, daß das Tempus nicht mehr nur im PAST-Bereich die dominante Kategorie ist, sondern daß sie sich auch im NONPAST-Bereich als dominante Kategorie zu etablieren beginnt.

Mit der Dominanz der temporalen Differenzierungen werden die Zeitstufen zu primären Kategorien. Erst innerhalb der Zeitstufen erfolgt dann die aspektuelle Differenzierung zwischen Innen- und Außenperspektive. Da prototypische Tempora inhärent additiv und innenperspektivierend sind, stellen die außenperspektivierenden Tempusvarianten die markierten Tempora dar. Markiert sind somit das *ge*-Präteritum, das *ge*-Futur und das *haben/sein*-Präsens. Genau die drei Varianten fehlen im Gegenwartsdeutschen. Es gibt kein *ge*-Präteritum und kein *ge*-Futur, und das resultative Präsens hat sich zu einem Vergangenheitstempus entwickelt. Durch den Eintritt der imperfektiven Verben hat sich die Bedeutung der aspektuellen Distanz in die Bedeutung temporaler Distanz verwandelt. Die Tempusbedeutung wird auch bei den perfektiven Verben in dieser Konstruktion zur dominanten Bedeutung. Aus den präteritalen Resultativa wird ein resultatives Präteritum. Die Herausbildung von Aspekt- und Tempuskategorien erweist sich deutlich als eine Entwicklung hin zur Dominanz der Tempuskategorie. Aspektuelle Werte dominieren nur in Übergangskategorien wie dem Resultativ.

Die hier vorgestellte Entwicklungslogik von Aspekt- und Tempuskategorien stimmt auffällig mit den Daten zur ontogenetischen Sprachentwicklung überein. Die erste vom Kind erworbene Differenzierung ist aspektueller Art. Die Kinder verwenden die Tempusformen zunächst so, als wären es aspektuelle Flexive, so STEPHANY (1985: 222): „Dem perfektiven Präteritum steht das imperfektive Präsens gegenüber, so daß die erste vom Kind im temporalen Bereich erworbene Opposition die zwischen ‚perfektiv‘ und ‚imperfektiv‘ ist und nicht die zwischen ‚vergangen‘ und ‚nicht-vergangen‘.“ Die erste ‚Vergangenheitsform‘, die von Kindern erworben wird, ist im Deutschen übrigens nicht das Präteritum, sondern die semifinite Form des Partizips Perfekt. Ebenso verhält es sich mit den romanischen Sprachen Französisch, Italienisch und Portugiesisch (vgl. STEPHANY 1985: 220). Im Neugriechischen wird zuerst der Aorist als ‚Vergangenheitsform‘ verwendet, so die Ergebnisse der Untersuchung von STEPHANY 1985. Ebenso verhält es sich mit dem Erstspracherwerb des Bulgarischen.

Die ersten Differenzierungen, zu denen das Kind fähig ist, beziehen immer den eigenen Standpunkt des Kindes mit ein. Aspekte könnte man somit als ‚egozentrische Tempora‘ bezeichnen. Das ‚Idealtempus‘ ist dabei das Präsens, das die Anwesenheit des Sprechers am Ort des Ereignisses signalisiert. Ereignis und Sprecher haben die gleiche Umwelt. Nach PIAGET (1955/1974: 362) besteht bei Kindern in den frühen Stadien (Säuglingsalter; egozentrische Phase) eine „Indifferenziertheit von zeitlichen und räumlichen Strukturen“. Ereignisse können noch nicht unabhängig vom eigenen Standpunkt erfahren werden. PIAGET (1955/1974: 366) spricht von einem primitiven Realismus während dieser egozentrischen Phase, der

„immer den gerade erlebten Bewußtseinszustand in das Zentrum setzt“. Erst das Überwinden dieser egozentrischen Phase, das die Fähigkeit reversiblen Denkens voraussetzt, führt zum Erwerb eines Zeitbegriffs, der für den Erwerb der Tempuskategorie die Voraussetzung sein dürfte: „Die Zeit verstehen, heißt sich von der Gegenwart losmachen“ resümiert PIAGET (1955/1974: 365) seine Arbeit; und er fährt fort:

Die Zeit verstehen, heißt also durch geistige Beweglichkeit das Räumliche überwinden! Das bedeutet vor allem Umkehrbarkeit (Reversibilität). Der Zeit nur nach dem unumkehrbaren Lauf der Ereignisse folgen, heißt nicht sie verstehen, sondern sie erleben, ohne ihrer bewußt zu werden. Sie kennen, heißt dagegen, in ihr voraus- und zurückzuschreiten und dabei ständig über den wirklichen Lauf der Geschehnisse hinausgehen. Die rationale Zeit oder das Operationssystem, das den Begriff der Zeit bildet, ist also umkehrbar wie die empirische Zeit oder die Geschehensreihe selbst unumkehrbar ist, und die erstere könnte die zweite ebenso wenig fassen wie die zweite über den ideellen Charakter der ersten hinausgehen ohne diesen grundlegenden Gegensatz.

Das imaginäre Verlassen des eigenen Standpunkts, das temporale Shifting nach vorne (kataphorisches Tempus) oder zurück (anaphorisches Tempus) erfordert ein spezifisches kognitives Entwicklungsstadium, das von PIAGET als geistige Beweglichkeit, die das Räumliche überwindet, beschrieben wird. Die Tempuskategorie ist letztlich von räumlichen Vorstellungen abgeleitet. Als den wesentlichen Unterschied zwischen Aspekt und Tempus sehe ich vor allem die Aufspaltung des eigenen Standpunkts in Sprechzeit und Betrachtzeit. Bei aspektueller Temporalität sind Sprechzeit und Betrachtzeit ununterschieden. Erst die Herausdifferenzierung eines neuen Lokalisationsorts (des Betrachterstandorts), die sowohl ein Shifting für den Sprecher als auch für den Hörer bewirkt, ermöglicht eine vom eigenen Standort unabhängige, dezentrierte (und damit absolute) Temporalität. Absolute Tempora ermöglichen damit von der Sprecherlokalisierung unabhängige Standorte, von denen aus erst die Deixis, d. h. die Verweisung auf die Wirklichkeit erfolgt. Deixis ist immer nur von einem lokalisierbaren Standort aus möglich, sei dieser nun gegenwärtig oder imaginiert. Die Tempuskategorie erweitert den Bereich der Deixis erheblich. Aufgrund ihrer anaphorischen und kataphorischen Kapazitäten, die durch sie entfaltet werden, ist ein Shifting auf der Zeitlinie möglich. Verschieben wird dabei das gesamte anthropozentrische ‚Zeigfeld‘. Während bei den grammatischen Verweisungen nur zwei Richtungen möglich sind, ist das ‚natürliche‘ Zeigfeld nicht in dieser Weise eingeschränkt. Verweisungen sind in jeder Richtung denkbar. Daran ändern auch die anaphorischen und kataphorischen Verschiebungen dieses Zeigfelds nichts.

Das Präsens ist eigentlich ein Synonym für das anthropozentrische Zeigfeld. Das Präsens schließt die Umwelt des

Sprechenden hier und jetzt ein. Die deiktischen Kapazitäten des Präsens bleiben auch bei den Tempora erhalten, die man als PAST-Präsentia und Futur-Präsentia bezeichnen könnte.

Während die Aspektkategorie die Unabhängigkeit von der räumlichen Lokalisation ermöglicht, da die Innen- und Außenperspektivierung unabhängig von der tatsächlichen Lokalisation des Sprechers vorgenommen werden kann, stellt die Tempuskategorie die Möglichkeit bereit, einen beliebigen Zeitraum zu wählen, von dem aus auf die erinnerte oder die imaginierte Welt verwiesen wird. Die grammatischen Kategorien leisten somit genau das, was als Artspezifikum menschlicher Sprache angenommen wird: die Unabhängigkeit der sprachlichen Referenz von Raum und Zeit.

## 5.7 Das Präsens im Gegenwartsdeutschen

Die Kategorie Tempus verfügt, wie das Passiv auch, über einen anaphorischen und einen kataphorischen Pol. Das Präsens gehört keinem der beiden Pole an. Es ist prätemporal und daher auch unmarkiert. Das Präsens stellt gleichzeitig das prototypische Tempus und damit das ‚Vorbild‘ für die anderen Tempora dar. Alle Tempora sind dadurch gekennzeichnet, daß sie präsentische Innenperspektiven außerhalb der erfahrenen Gegenwart aufbauen und so Deixis ermöglichen, die unabhängig vom Hier und Jetzt ist. Der Unterschied zwischen Deixis und anaphorischen und kataphorischen (kurz: phorischen) Verweisungsrelationen besteht in der Vollständigkeit des Zeigfelds. Phorische Verweisungen sind nur in zwei Richtungen möglich. Sie sind das Kennzeichen der sprachlichen Deixis. Gleichzeitig wird bei sprachlicher Deixis niemals das vollständige Zeigfeld aufgegeben. Jedes Tempus transportiert sein Zeigfeld mit. Tempora sind als Anweisungen zu verstehen, die Gegenwart an anderer Stelle (früher oder später) fiktiv aufzusuchen.

Damit sind schon die wesentlichen Gründe genannt, weshalb ich einem neueren Versuch der Definition des Präsens im Deutschen von VENNEMANN 1987 nicht zustimmen kann. VENNEMANN schlägt vor, den Terminus des Präsens durch den Begriff „Atemporalis“ zu ersetzen. Die inhaltliche Beschreibung dieses Atemporalis zeigt, daß sich die Differenz zu VENNEMANN nicht auf die Terminologie allein beschränkt: „Ist der Präteritalstamm verwendet, so ist der durch den Verbstamm (eventuell mit seinen Spezifikationen) bezeichnete Vorgang oder Zustand als am Äußerungszeitpunkt vergangen angezeigt. Ist der Präsensstamm verwendet, ist keinerlei zeitliche Lagerung dieses Vorgangs oder Zustands angezeigt“ (VENNEMANN 1987: 239; Hervorhebungen von mir).



Was beim Präsens fehlt, ist jedoch nicht die „zeitliche Lagerung“, sondern die zeitliche Verlagerung eines Ereignisses. Es fehlen also die Verweisungsanweisungen. Temporale Lokalisation liegt, anders als VENNEMANN annimmt, auch beim Präsens vor. Es wird immer dann verwendet, wenn der temporale Bezug mit den Erwartungen des Hörers übereinstimmt.

Die Ansetzung eines Atemporalis ist das Resultat einer Strategie, die sich in anderer Terminologie auch bei GREWENDORF 1984 und WEYDT 1986 findet. Immer geht es darum, in erster Linie die drei unbequemen Präsensvarianten – historisches Präsens, futurisches Präsens und ‚atemporales Präsens‘ – mit einer einzigen Definition zu erfassen. Laut VENNEMANN hat das Präsens keinen temporalen Inhalt. Es erhält diesen über Kontext und Kontext zugewiesen, ist selber aber atemporal. Die Markiertheit (der Verwendung) des historischen Präsens erklärt VENNEMANN damit, daß das Präsens eben sonst in Opposition zur PAST-Kategorie steht. Letztere sei bei vergangenem Zeitbezug erwartbarer als das morphologische Präsens. Die anderen Präsensvarianten sind ihm unproblematisch. Der Atemporalis ist nach VENNEMANNS Konzeption (1987: 242–243) hinsichtlich der möglichen temporalen Referenz nicht determiniert:

Verwendet Erdmuthe Roderich gegenüber ohne weitere Warnung den Atemporalis, so liegt nahe, daß Roderich in seiner Deutung des Gehörten keinen Bezug zur Vergangenheit herstellt. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Aber einer ist sicherlich, daß Erdmuthe für den Vergangenheitsbezug ja der Präteritalis zur Verfügung stünde. Darum liegt es nahe, für geäußerte Konstruktionen im Atemporalis Zeitlosigkeit (*Die Winkelsumme im Dreieck beträgt zwei Rechte*), Allzeitlichkeit (*Wir fahren im Urlaub immer nach Spanien*), Zukünftigkeit (*Wir fahren im Urlaub auch nächstes Jahr nach Spanien*) oder Gegenwartigkeit, das heißt, Zeitgleichheit mit dem Äußerungszeitpunkt (*Wir fahren gerade in den Urlaub nach Spanien, Herr Wachtmeister*), anzunehmen. Da uns die Gegenwart besonders lieb und teuer ist, werden wir, wenn die Bedeutung eines geäußerten Ausdrucks im Atemporalis das ansonsten zuläßt, zunächst einmal versuchen, einen Gegenwartsbezug herzustellen (daher die Bezeichnung Präsens).

VENNEMANN gliedert zurecht das historische Präsens aus, das eine stilistische Variante der Präsensverwendung darstellt. Zeitloses und allzeitliches Präsens sind unproblematische Präsensvarianten, auch nach meinem Ansatz. Wichtig ist nur, daß ihnen zur Äußerungszeit ein Wahrheitswert zugeordnet werden kann, daß sie also zur Äußerungszeit ‚der Fall sind‘. Schwächen zeigt VENNEMANNS Ansatz im Bereich zukünftiger Zeitreferenz. Er müßte erklären können, warum das Präsens gerade im Deutschen ein Atemporalis ist, nicht aber in anderen Sprachen, wo Sätze wie *Wir fahren nächsten Urlaub nach Spanien* eine obligatorische Verwendung des Futurtempus verlangen. Durch seinen allgemeinen Erklärungsansatz erfahren wir

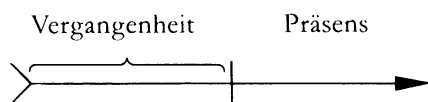
nicht, warum uns die Gegenwart ‚lieber und teurer‘ ist als Sprechern anderer Sprachen. VENNEMANNs Formulierung erinnert sehr an NABOKOVs Wendung (Kap. 5.1). Wenn NABOKOV von einer Vorliebe für das Präsens spricht, meint er jedoch keine universale Gesetzmäßigkeit. Er spricht von der Präsensanhänglichkeit der deutschsprachigen und russischsprachigen Einwanderer. NABOKOV dürfte von seiner eigenen Vorliebe für das Präsens gewußt haben.

VENNEMANN erklärt auch nicht, warum er bei seinem Beispielsatz mit gegenwärtigem Zeitbezug das Temporaladverb *gerade* benötigt, wenn doch Gegenwartsbezug, seiner Auffassung nach, so selbstverständlich ist. VENNEMANNs Einschränkung, daß dies nur dann zutreffe, wenn die ‚Bedeutung des Ausdrucks im Atemporalis‘ es zuläßt, ist vage und unverbindlich formuliert.

Genau diesen semantischen Faktor gilt es genauer zu bestimmen. Er bleibt bei VENNEMANN unterdeterminiert, ebenso wie übrigens auch bei WEYDT 1986 und bei BALLWEG 1984. Ihnen allen ist gemeinsam, daß sie von einem zweigliedrigen Tempussystem ausgehen. Die Nichtberücksichtigung der aspektuellen Verbsemantik (einschließlich der Aktionsarten) läßt immer nur die Alternative zwischen zwei- und dreigliedrigem Tempussystem zu. Bei der Entscheidung für ersteres wird *werden* + Infinitiv modal interpretiert. Dabei werden Temporalität und Aspektualität oft miteinander vermengt.

WEYDT (1986: 6) definiert, ausgehend vom favorisierten zweiteiligen Tempussystem das Präsens so: „Das Präsens ist das Tempus, das noch nicht vergangene Vorgänge und Handlungen bezeichnet. Das ist seine einzige Bestimmung.“ Die Skizze seines Tempussystems, die er anfügt (1986: 9) zeigt, daß er intuitiv Vergangenheit mit Begrenztheit oder Ganzheit gleichsetzt (aufschlußreich ist die Klammer) und Präsens mit Unbegrenztheit:

Fig. 9:



WEYDT verbindet mit seiner temporalen Dichotomie unbewußt aspektuelle Vorstellungen.

Die Problematik des futurischen Präsens ist so nicht faßbar. Das futurische Präsens bezieht sich gerade nicht auf ein unabgeschlossenes Ereignis, das in die Zukunft reicht, sondern auf ein abgeschlossenes zukünftiges Ereignis, das Gegenwartsbezug ausschließt, ohne daß Ko- und Kontext hier einen Einfluß auf die Semantik ausüben. Dazu ein Beispiel:

- |                          |                             |
|--------------------------|-----------------------------|
| (1) Ich verreise heute.  | [Sprechzeit $\neq$ Aktzeit] |
| (1') Ich faulenze heute. | [Sprechzeit = Aktzeit]      |

Die verschiedenen Zeitbezüge können hier nicht durch die identischen Ko- und Kontexte verursacht worden sein. VENNEMANN erklärt nicht, warum nonadditive (perfektive und terminative) Verben im Atemporalis keinen Gegenwartsbezug herzustellen vermögen. Wäre die Definition des Präsens als Atemporalis richtig, so dürfte es keine Unverträglichkeit mit Gegenwartsbezug geben, wie sie sich in Satz (1) zeigt.

Das Kernproblem bei der Bestimmung des Präsens ist immer wieder der Sonderstatus des futurischen Präsens nonadditiver Verben im Vergleich zu den anderen Präsensvarianten, die keine gesonderte Erklärung verlangen. Bei ihnen sind Sprechzeit und Aktzeit so gelagert, daß die Zuordnung des gleichen Wahrheitswerts mit beiden vereinbar ist. Beim historischen Präsens schließlich liegt eine stilistisch markierte Variante vor, die, wie alle Phänomene der Stilistik, über Reinterpretationsprozesse erklärbar sind, die auf grammatischen Prozessen erst aufbauen.

Einzig das futurische Präsens ist es im Deutschen, das einer einheitlichen Bestimmung des morphologischen Präsens entgegensteht. BALLWEG 1984 versucht dieses Problem zu lösen, indem er das futurische Präsens in Parallelität zum historischen Präsens zu erklären versucht. Auch er ist nicht bereit, sich von der Idee einer einheitlichen minimalen Definition des Präsens zu verabschieden. Stattdessen nimmt er eine Parallelisierung von zwei scheinbaren Varianten in Kauf, die strenggenommen nicht gleichgesetzt werden können, denn das historische Präsens ist eine stilistische Variante, während das futurische Präsens dem Kernbereich der Grammatik angehört. Daß BALLWEGs Rettungsversuch einer Einheitsdefinition des Präsens nicht ausreicht, um die spezifischen Eigenschaften des futurischen Präsens im Deutschen zu erklären, soll abschließend gezeigt werden.

Nach BALLWEG 1984 haben Tempusmorpheme die Funktion festzustellen, zu welchem Zeitintervall einem Satz ein Wahrheitswert zugeordnet werden kann. Das Präsens wird bei ihm nicht als Gleichzeitigkeit von Sprechzeit und Aktzeit definiert, sondern als Überlappung beider: „Ein Satz im Präsens ist genau dann gültig, wenn es einen [sic] Zeitintervall gibt, der sich erstens mit der Sprechzeit überlappt und an dem zweitens der von dem Satz behauptete Sachverhalt besteht“ (BALLWEG 1984: 248). Damit kann BALLWEG atemporale Aussagen (generelles oder zeitloses Präsens) miterfassen. Schwieriger wird es schon mit dem historischen und dem futurischen Präsens. BALLWEG sieht sich durch diese Varianten motiviert, eine Definitionserweiterung vorzunehmen. Er bezieht sich dabei zunächst auf das historische Präsens.

Beim historischen Präsens überlappen sich zwar nicht Aktzeit und Sprechzeit, aber doch Aktzeit und Betrachtzeit. Die Betrachtzeit liegt dabei vor der Sprechzeit, so BALLWEG. Eines seiner Beispiele zur Illustration ist:

- (2) Schon als junger Student fällt unser Jubilar durch seine originellen Forschungsansätze auf.

Das aktuelle Präsens ist dagegen durch ein Nichtauseinanderfallen von Sprechzeit und Betrachtzeit gekennzeichnet. Beim futurischen Präsens fallen sie wie beim historischen Präsens auseinander. Der einzige Unterschied ist dabei nach BALLWEG, daß die Betrachtzeit nach der Sprechzeit liegt. BALLWEG (1984: 250) erweitert seine Präsensdefinition so, daß alle Varianten damit erfaßt werden:

Ein deutscher Satz mit einem Hauptverb im Präsens ist genau dann gültig, wenn es einen [sic] Zeitintervall  $t_a$  gibt, an dem der von dem Satz bezeichnete Sachverhalt der Fall ist, und wenn  $t_a$  sich mit einer Betrachtzeit überlappt. Über die relative Lage der Betrachtzeit und der Sprechzeit sagt das deutsche Präsens nichts aus.

BALLWEGS Lösung ist schlüssig, einfach und elegant, aber bei näherem Hinsehen wird erkennbar:

1. Die Definition für historisches Präsens (Betrachtzeit vor Sprechzeit plus Überlappung von Betrachtzeit und Aktzeit) ist gleichermaßen die Definition für Vergangenheitstempora ganz generell.
2. Dasselbe gilt für die Definition des futurischen Präsens (Betrachtzeit nach Sprechzeit plus Überlappung von Betrachtzeit und Aktzeit). Auf diese Weise ist das Futur als Tempuskategorie (in allen Sprachen, die eines ausgebildet haben) ganz allgemein definierbar.

Wir erfahren über einen Umweg nicht mehr, als daß das Präsens anstelle des Futurs oder des Vergangenheitstempus verwendet werden kann. Wir erhalten statt einer Erklärung lediglich eine Paraphrasierung der Termini ‚futurisches Präsens‘ und ‚historisches Präsens‘ und derer Zeitbezüge.

Wenn man mit den Termini Aktzeit, Betrachtzeit und Sprechzeit operieren will, dann definiert man besser das Präsens einheitlich als die Tempuskategorie, bei der Betrachtzeit und Sprechzeit nicht auseinanderfallen. Erst durch das Auseinandertreten von Betrachtzeit und Sprechzeit werden Tempusmarkierungen notwendig. Den Terminus der Betrachtzeit könnte man auch paraphrasieren als den (temporal interpretierten) Standpunkt, den der Hörer zugewiesen bekommt. Der Hörer (wobei zu beachten ist, daß der Sprecher sich selbst fiktiv in einen Sprecher und Hörer spaltet) wird angewiesen, seinen Standort, den er mit dem Sprecher teilt, zu verlassen, um mit seinen Dekodierungs- und Referenzleistungen vorher oder nachher anzusetzen. Solche Anweisungen erfordern Markierungen. Das Präsens hat keine solchen Verweisungsfunktionen nach vorne wie ein Futurtempus oder zurück wie Vergangenheitstempora. Aus diesem Grund verfügt das Präsens auch über keine Tempusmarkierungen.

Das historische Präsens unterscheidet sich von einem markierten Vergangenheitstempus in doppelter Hinsicht:

1. Es ist in seiner Verwendung auffälliger und damit markierter als die Vergangenheitstempora, auch wenn es formal unmarkiert ist. Dieser

Widerspruch löst sich auf, wenn man berücksichtigt, daß das historische Präsens nur bei eindeutigen Vergangenheitsbezug verwendet werden kann. Es stellt diesen Bezug also nicht selbst her. Mit Vergangenheitsbezug geht die Präsupposition einher, daß anaphorische Tempusmarkierungen verwendet werden. Die Verwendung des Präsens verstößt massiv gegen diese Erwartung.

2. Es besteht, anders als BALLWEGS Beschreibung nahelegt, beim historischen Präsens gerade kein Auseinandertreten von Sprechzeit und Betrachtzeit, zumindest fiktiv nicht. Das historische Präsens simuliert eine Identität von Sprechzeit und Betrachtzeit. So ergibt sich die aktualisierende Bedeutung des historischen Präsens. Mit dem historischen Präsens wird nicht der Betrachter zurückversetzt, sondern das historische oder erzählte Geschehen in die Gegenwart transportiert.

Die stilistische Funktion des historischen Präsens, die sich nur in eindeutigen Vergangenheitskontexten entfalten kann, besteht darin, die Einheit von Sprechzeit, Betrachtzeit und Aktzeit, wie sie im Präsens normal vorgegeben ist, wiederherzustellen. Das historische Präsens wirkt zwar präsentisch, trotzdem ist der Vergangenheitsbezug nicht aufgehoben. Das zeigt sich besonders darin, daß das Plusquamperfekt und nicht das Präteritum verwendet wird, wenn auf zum Referenzzeitpunkt Vergangenes Bezug genommen wird. Das wird im folgenden Textausschnitt deutlich, der im historischen Präsens abgefaßt ist. Immer wenn auf Ereignisse verwiesen wird, die vor diesem fingierten Präsens stattgefunden haben, muß das Plusquamperfekt verwendet werden. Am Schluß wechselt der Text von der Vorvergangenheit wieder zum vergangenen Zeitbezug über, diesmal aber unter Verwendung des unmarkierten Präteritums. Beim Bezug auf die Vorvergangenheit wird weiterhin das Plusquamperfekt verwendet:

In der *Antonow 26* wirft nur an der Hecklampe ein blaues Lämpchen einen fahlen Schein. In der Finsternis hocken sich die Flugzeuginsassen auf Metallbänken gegenüber. Sie halten sich an einem Drahtseil fest. Beim Blick nach hinten durch die Fensterluken in der donnernden Propellermaschine verschwinden die Lichter von Kabul. Nach einer Stunde landet der Militärtransporter auf dem holprigen Kalkboden eines Flugfelds. Der Himmel ist voller Sterne. Schnell, schnell, wie auf dem Flugplatz in Kabul, wird die Gruppe ausländischer Journalisten aus Moskau in zwei Militärbusse mit aufgeschlitzten Polstern und zerschlagenen Scheiben getrieben. Staub aufwirbelnd, bewegt sich dann die Kolonne, die von einem gepanzerten Truppenfahrzeug angeführt wird, durch die Landschaft. Einzelne Höfe am Weg — Lehmhütten hinter Lehmmauern — machen einen verlassen Eindruck. In der Morgendämmerung erreichen wir unser Ziel — ein schäbiges Haus in einem ummauerten Park. Durch Öffnungen in der Mauer starren Kanonenrohre von Panzern und afghanische Soldaten.

Hinter dem Bergkamm im Osten liegt Pakistan. Wir sind in Khost. Am Tag zuvor hatte der afghanische Staats- und Parteichef Nadschibullah mit einer Militärparade vor den Arkaden der Moschee den „großen politisch-militärischen Sieg“ im Süden gefeiert. Er hatte Soldaten der Regierungstruppen ausgezeichnet, welche die Straße von Gardez nach Khost unter ihre Kontrolle gebracht und die „Belagerung“ der Garnisonsstadt durchbrochen hätten, wie Nadschibullah von der Tribünenloge aus erklärte. Die westliche Presse leugne aber weiter den Erfolg der „vernichtenden Schläge“ gegen die Widerstandskämpfer an der Straße durchs Dschadrangebirge. Damit schien klar zu sein, warum zwei Dutzend ausländischer Korrespondenten aus Moskau eingeladen worden waren.  
(Süddeutsche Zeitung vom 23./24. 1. 1988)

Die Präsensform wird in einem nichtpräsentischen Kontext reinterpretiert. Dabei bleibt die Undifferenziertheit, wie sie für das Präsens konstitutiv ist, erhalten. Auf diese Weise entsteht, wie gesagt, die Bedeutung der aktualisierten Vergangenheit. Solche Reinterpretationen sind das Ergebnis eines psychischen Mechanismus, den HÖRMANN 1976 als Prinzip der Sinnkonstanz bezeichnet. Dieses Prinzip besagt, daß die Hörer davon ausgehen, daß Sätze prinzipiell grammatisch korrekt und inhaltlich sinnvoll sind. Scheinbar oder tatsächlich ungrammatische oder sinnlose Sätze werden solange als korrekt oder als sinnvoll interpretiert, solange Reinterpretationsmechanismen neue Lesarten anzubieten imstande sind. Der Reinterpretationsprozeß bricht ab, sobald eine grammatisch und semantisch akzeptable Lesart generiert worden ist. Erst wenn ein solcher Prozeß ins Leere läuft, entstehen auch perzeptuell inakzeptable Äußerungen. Das Prinzip der Sinnkonstanz ist mit den konversationellen Implikaturen von GRICE vergleichbar, mit denen GREWENDORF 1984 operiert, um das historische Präsens zu erklären.

GREWENDORF (1984: 235) spricht von den „rhetorischen Wirkungen“ des historischen Präsens, die durch die „Offensichtlichkeit einer irregulären Verwendung zustandekommen.“ Da Irregularität immer als andere Form der Regularität verstanden wird, wird eine neue Lesart erzeugt, die die konträren Bedeutungen integriert. Im Fall des historischen Präsens bleibt die Identität von Sprechzeit, Betrachtzeit und Aktzeit, die mit der Form des Präsens verbunden ist, erhalten. Das Shifting, das mit vergangenem Zeitbezug verbunden ist, wird als Shifting von der Vergangenheit zur Gegenwart gelesen und nicht mehr als ein Verschieben der Gegenwart in die Vergangenheit. Durch diese Umdeutung der Richtung des Shiftings entsteht die Bedeutung der aktualisierten Vergangenheit. Alle stilistischen Phänomene dürften über solche Prinzipien der Reinterpretation erklärbar sein. Als stilistisches Phänomen zählt das historische Präsens sicher zu den potentiell universalen Präsens Kandidaten.

Das futurische Präsens gehört dagegen nicht zu den Präsensvarianten, die über irreguläre temporale Verwendungen und Reinterpretationsmechanismen zu erklären sind. Es gibt zwei Varianten des futurischen Präsens.

1. Das futurische Präsens der additiven Verben. Es ist die unmarkierte Variante des Futurs. Es kann nicht auf die gleiche Ebene wie das historische Präsens gestellt werden, wie das BALLWEG für alle futurischen Präsensformen vorschlägt. In prospektiven Sprachen wie dem Deutschen ist das Präsens die unmarkierte Form des Futurs (in retrospektiven Sprachen wäre das Präsens die unmarkierte Form des PAST-Tempus). Das historische Präsens ist dagegen markiert, und zwar noch markierter als das Präteritum.
2. Das futurische Präsens der nonadditiven Verben. Es ist das ‚eigentliche‘ futurische Präsens. Es unterscheidet sich vom futurischen Präsens additiver Verben dadurch, daß eine Nichtidentität von Sprechzeit/Betrachtzeit und Aktzeit vorliegt. Es liegt auch keine Überlappung von Aktzeit und Betrachtzeit im Sinne BALLWEGS vor. Gerade die den nonadditiven Verben inhärente Außenperspektive schließt eine Überlappung von Aktzeit und Betrachtzeit völlig aus. In dem Satz

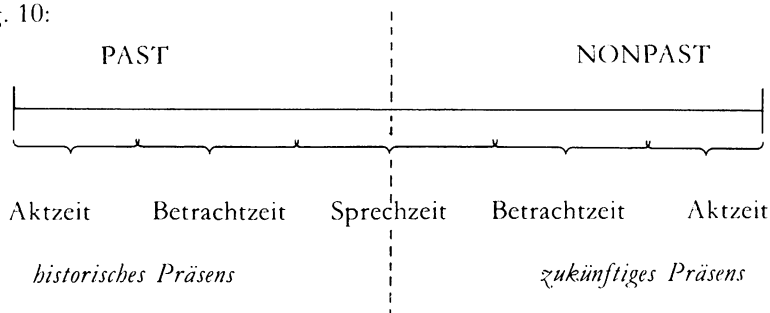
(3) Heute kommt der Kaminkehrer.

ist trotz der adverbialen Zeitbestimmung *heute* klar, daß ein ‚Nicht-jetzt‘ impliziert ist. Da beim futurischen Präsens nonadditiver Verben die Sprechzeit mit der Betrachtzeit identisch ist, kann auch keine Überlappung von Sprechzeit/Betrachtzeit und Aktzeit vorliegen. Erst recht gilt das für den von BALLWEG angeführten Beispielsatz

(4) Morgen kommt der Kaminkehrer.

Bei BALLWEG ist die Betrachtzeit die Brücke zwischen Sprechzeit und Aktzeit und stellt so die Verbindung zum Präsens her, etwa so:

Fig. 10:



Der Haupteinwand gegen BALLWEGS Konzeption ist, daß in Sätzen mit nonadditivem zukünftigem Futur keine Überlappung von Betrachtzeit

und Aktzeit vorliegt. BALLWEGS Konzeption der Betrachtzeit als Brücke zwischen Sprechzeit und Aktzeit hat die Funktion, eine einheitliche Integration aller Präsensvarianten zu ermöglichen. Diese Brücke ist allerdings ein Konstrukt, das der sprachlichen Realität nicht nahekommt. Eine Überlappung von Sprechzeit und Betrachtzeit gibt es durchaus nicht. Entweder sind beide nicht differenziert, wie beim prototypischen Präsens, oder sie sind das Ergebnis eines Differenzierungsprozesses, wie bei den Vergangenheits- oder Zukunftstempora. In diesem Fall ist eine Überlagerung von Sprechzeit und Betrachtzeit ausgeschlossen.

Elementar ist, daß es zum futurischen Präsens nonadditiver Verben kein ‚präsentisches Präsens‘ gibt. Die nonadditiven Verben sind in dieser Hinsicht, wie die russischen perfektiven Aspektverben auch, defektive Verben. Nonadditive Verben sind Verben, bei denen präsentischer Zeitbezug nicht möglich ist, es sei denn, man fügt ein Adverb wie *gerade* hinzu.

Das futurische Präsens terminativer Verben kann somit nicht als Präsens klassifiziert werden. Unverzichtbares Kennzeichen des Präsens ist die Übereinstimmung von Sprechzeit, Betrachtzeit und Aktzeit. Es kann nicht einmal als Tempus eingeordnet werden, etwa als Futur, wie in der Grammatikschreibung des Russischen mit den morphologischen Präsensformen der perfektiven Verben verfahren wird. Tempora weisen eine Übereinstimmung von Betrachtzeit und Aktzeit auf; diese fehlt sowohl bei den terminativen Aktionsartverben als auch bei den perfektiven Aspektverben.

Das wesentliche Kennzeichen des futurischen Präsens nonadditiver Verben, die Parallelität von Sprechzeit und Betrachtzeit und deren Unterschiedenheit von der Aktzeit, läßt nur eine Klassifikation zu: Das futurische Präsens nonadditiver Verben ist als prätemporale aspektuelle Form einzuordnen. Als solche stellt sie ein Relikt im Tempussystem des Deutschen dar; und dieses Relikt läßt sich auch nicht durch eine Minimaldefinition des Präsens in dieses System integrieren.

Die im Gegenwartsdeutschen vorhandenen nonadditiven Verben weisen zwar formal ein Präsens und ein analytisches Futur auf. Diese können jedoch nicht im Rahmen des Systems der additiven Verben beschrieben werden. Das Futur der nonadditiven Verben ist kein Futur, sondern eine modale Form. Auch das Präsens der nonadditiven Verben ist inhaltlich kein Präsens. Ausschlaggebend für diese Klassifikation ist nicht der fehlende präsentische Zeitbezug; auch das historische Präsens weist keinen präsentischen Zeitbezug auf und hat trotzdem die elementaren Merkmale des Präsens. Ausschlaggebend ist bei den nonadditiven Verben das Merkmal der Außenperspektive, das es unmöglich macht, Sprechzeit oder Betrachtzeit mit der Aktzeit zu parallelisieren. Die Parallelität von Betrachtzeit und Aktzeit und die daraus resultierende Innenperspektive wurden als die charakteristischen Merkmale aller Tempora bestimmt. Trotzdem können die nonadditiven Verben in Tempussysteme integriert werden. Sie nehmen



zwar zunächst ihre aspektuelle Bedeutung mit: diese wird jedoch von der temporalen Bedeutung dominiert. Sobald in einer Konstruktion additive und nonadditive Verben sind, kommt es zu einer Unterordnung der aspektuellen Bedeutung unter die temporale. Das hat das Beispiel des Resultativums gezeigt. Hier handelte es sich ursprünglich sogar um eine Konstruktion der nonadditiven Verben. Mit dem Eintritt der additiven Verben in die Konstruktion kam es zur temporalen Reinterpretation des Resultativums.

Wenn die temporalen Inhalte die aspektuellen überlagern, warum bleibt dann das *werden* + Infinitiv und das morphologische Präsens der nonadditiven Verben weiterhin der temporalen Lesart unzugänglich? Die Antwort wurde bereits gegeben: Bei der analytischen Konstruktion bildet das Auxiliar *werden* das Hindernis. Es enthält die Merkmale der Additivität und der Nonadditivität. In Verbindung mit additiven Verben gewinnt eines der Merkmale an Dominanz. Besonders deutlich wird das bei der Verwendung mit dem Partizip II. Hier hat *werden* andere Eigenschaften als in der Verwendung mit dem Infinitiv. Da sich das Auxiliar *werden* an seine aspektuelle Umgebung anpaßt, wird die Dominanz des temporalen Merkmals unmöglich, sobald sich *werden* mit dem Infinitiv eines nonadditiven Verbs verbindet. Die Tempusunfähigkeit der nonadditiven Verben im morphologischen Präsens ist ebenfalls erklärbar. Es ist immer die Bedeutung der komplexeren Kategorie, die bei einer Begegnung von gegensätzlichen Merkmalen dominiert. So dominiert die temporale Innenperspektive immer über die aspektuelle Außenperspektive; diese dominiert ihrerseits über die präsensische Innenperspektive. Beim morphologischen Präsens der nonadditiven Verben setzt sich also ganz notwendig das aspektuelle Merkmal durch. Ein Gleichgewicht zwischen den Merkmalen der Innen- und Außenperspektive ist in der Regel ausgeschlossen. Eine Ausnahme bilden nur die instabilen Resultativa. Sonst ist auf jeder kategorialen Ebene eine dieser Perspektiven dominant. Die einzelnen Ebenen unterscheiden sich jedesmal durch die Umkehrung der Dominanzrelationen. Beim Präsens ist die Innenperspektive vorherrschend. Der Aspekt ist dadurch gekennzeichnet, daß er diese Perspektive aufhebt. Der zentrale kategoriale Inhalt des Aspekts, der durch seinen markierten Pol bestimmt wird, ist der der Außenperspektive. Beim Tempus wird wieder die Innenperspektive zum dominierenden und definierenden Inhalt der Kategorie.

Verben, die sich durch ihre aspektuelle Perspektive voneinander unterscheiden, verhalten sich in den durch Perspektiven determinierten Kategorien jeweils anders. Dies muß bei der Erstellung eines Tempussystems des Deutschen berücksichtigt werden. Prinzipiell sind nonadditive Verben zwar in die Tempuskategorie der additiven Verben integrierbar. Im Deutschen verhindert jedoch das chamäleonartige Auxiliar *werden*, das sich an seine jeweilige aspektuelle Umgebung anpaßt, die Entstehung einer

dominierenden Tempusbedeutung. Innerhalb der germanischen Sprachen stellt das deutsche Futur mit dem Auxiliar *werden* eine Sonderentwicklung dar. Die Grammatikschreibung des Deutschen muß hier daher eigene Wege gehen.

Man könnte einwenden, daß die nonadditiven Verben im Deutschen das Relikt eines einstigen Aspektsystems darstellen und daß die Bereitstellung eigener Systeme für Relikte sowohl in metasprachlicher als auch in sprachlicher Hinsicht einen Luxus darstelle; im ersten Fall einen Beschreibungs-luxus, im zweiten eine Form von sprachlicher Inökonomie: Relikte werden nicht systemhaft verarbeitet, sondern gelernt. Das futurische Präsens und das modale Futur der nonadditiven Verben könnten dann in den Bereich der Ausnahmen verwiesen werden, deren Abbau sich schon jetzt prognostizieren ließe, so daß sich eine gesonderte Beschreibung erübrigen würde.

Im folgenden Kapitel soll gezeigt werden, daß sich im Gegenwartsdeutschen eine zu dieser Prognose völlig gegenläufige Tendenz abzeichnet, nämlich die Zunahme des Bestands der nonadditiven Verben. Ich spreche von den Funktionsverbgefügen.

## 5.8 Die Funktionsverbgefüge im Deutschen

Die Mehrzahl der Funktionsverbgefüge weist terminative Aktionsart auf. Daß die Aufgabe der Funktionsverbgefüge die Aktionsartbezeichnung ist, war die Antwort von VON POLENZ 1963 auf die scharfe Verurteilung der Nominalisierung von Verben von seiten der Sprachkritiker.

Im folgenden soll gezeigt werden, daß die Funktionsverbgefüge nicht irgendwelche Aktionsarten zum Ausdruck bringen, sondern daß sie dazu beitragen, neue Verbpaare bereitzustellen. Wenn ihre Funktion darin besteht, ein doppeltes Verbset zur Verfügung zu stellen, dann haben sie genaugenommen nicht die Aufgabe, die Ausdrucksmöglichkeiten von Aktionsarten im Deutschen zu diversifizieren. Ihre Funktion ist aspektueller Art. Den einfachen additiven Verben stehen sie als die nonadditive Variante gegenüber. Die Funktionsverbgefüge verhalten sich damit wie Aspektpartner zu den additiven Verben.

Eine solche These kann erklären, weshalb viele Funktionsverbgefüge als passivisch oder als Varianten des Passivs eingestuft werden (VON POLENZ 1963: 20). Mit dem Passiv haben die nonadditiven perfektiven und terminativen Verben eine wesentliche Eigenschaft gemeinsam: sie haben anaphorische Funktion. Da nicht alle Funktionsverbgefüge als ‚passivisch‘ aufgefaßt werden können, aber alle als nonadditiv, wie ich noch zeigen werde, ist es besser, als den gemeinsamen Nenner der Funktionsverbgefüge ihre holistische Verbsemantik anzusetzen. Die Funktionsverb-

gefüge verfügen nicht über die anaphorischen Qualitäten des Passivs, sondern über die Anaphorik von Aspektverben.

Die These, daß Funktionsverbgefüge perfektive Aspektpartner sind, erklärt ferner, warum diese keinen präsentischen Zeitbezug haben können. Was VON POLENZ (1963: 10) für die Funktionsverbgefüge als Varianten des Passivs festgestellt hat, kann aufgrund meiner These auf alle Funktionsverbgefüge ausgeweitet werden:

*Kommen* und *gelangen* sind ‚Varianten des Passivs‘ wie *finden*, *erfahren*, *leiden*. Aber sie sind nicht bloß Ersatz für das Hilfsverb *werden*, sondern modifizieren als präpositionale Funktionsverben das passivische Geschehen durch sprachliche Hervorhebung der vorbereitenden Phase. Dadurch ist die Zeitstufe leicht verändert: *kommt zur Entscheidung* ist nicht Gegenwart im gleichen Sinne wie *wird entschieden*. Die präpositionale *kommen*-Formel nähert sich dem Futur des Passivs, entspricht also fast der herkömmlichen Futurumschreibung *wird entschieden werden*. Es ist heute in der Gebrauchsprosa des öffentlichen Lebens ganz allgemein zu beobachten, daß die *kommen*-Formel überall da gerne verwendet wird, wo der umständliche doppelte Gebrauch von *werden* vermieden werden soll: z. B. *Diese Angelegenheit kommt in der nächsten Sitzung zur Sprache* (‚wird besprochen werden‘) [...]. Die *kommen*-Formel bezeichnet zwar nicht exaktes Passiv-Futur; man kann sagen: *wird zur Entscheidung (zur Sprache, zum Abschluß, zur Ausschüttung) kommen*. Aber das sind übertriebene Zeitstufenbezeichnungen, Wucherungen der Funktionsverbformeln durch Vermischung mit der herkömmlichen Art der Zeitstufenbezeichnungen, die ja eigentlich durch jene neue Möglichkeiten ersetzt wird. [Hervorhebung durch Sperrung von mir]

Die „leicht veränderte Zeitstufe“ wird jedoch nicht durch die „Hervorhebung der vorbereitenden Phase“ über die Präposition bewirkt. Die Kausalität ist eine andere: der (nicht nur leicht) veränderte Zeitbezug wird durch die inhärente Semantik der Funktionsverbgefüge ausgelöst: durch ihre Terminativität bzw. Perfektivität. Die Präpositionen sind dabei beteiligt. Die Funktion der (räumlichen) Präpositionen besteht, wie bei den räumlichen Verbalpräfixen der terminativen Aktionsartverben und den perfektiven Aspektverben im Gotischen oder im Russischen, in der Begrenzung des Verbalereignisses. Die Präfixe und Präpositionen weisen hier durchaus funktionale Äquivalenz auf.

Die Funktion der Funktionsverbgefüge ist es nicht, schwerfällige *werden*-Passive im Futur zu ersetzen. Sie werden auch dann gewählt, wenn sie nicht als Passivvarianten mit zukünftigem Zeitbezug gelten können:

- (1) Dieses Verhalten gefährdet die Umwelt.
- (2) Dieses Verhalten bringt die Umwelt in Gefahr.

Hier ersetzt das Funktionsverbgefüge in (2) kein Passiv. Der Unterschied zwischen (1) und (2) ist auch nicht temporaler, sondern aspektueller Art.

Daß Aspektualität mit temporalen Konsequenzen verbunden ist, ist im Laufe der Arbeit immer wieder erläutert worden. Sowohl das ‚passivische‘ *zur Aufführung gelangen* als auch das ‚aktivische‘ *zur Aufführung bringen* weisen nichtpräsentische Zeitreferenz auf. Das Funktionsverbgefüge *zur Aufführung bringen* wird aber sicher nicht verwendet, um ein *werden*-Futur zu vermeiden. Das Grundverb *aufführen* ist außerdem ein nonadditives Verb, das ohnehin nicht mit *werden* + Infinitiv konstruiert wird, um zukünftigen Zeitbezug herzustellen. Folgende Schlußfolgerung von VON POLENZ (1963: 20) kann daher nicht vollständig zutreffen:

Die in die Zukunft weisende Aktionalität von *kommen zu* macht die alte Futurbezeichnung mit *werden* beim Passiv überflüssig. Die neuen Funktionsverben *kommen* und *gelangen* haben also in gewissen Stilarten einen Mehrwert gegenüber dem alten Hilfsverb *werden*, weil sie zugleich passivische Ansatzstelle, Zeitstufe und darüber hinaus eine Aktionsart bezeichnen können.

Die vorzuschlagenden Modifikationen sind:

1. Die Funktionsverbgefüge ersetzen nicht nur das Futur Passiv, sondern auch das Futur Aktiv. Sie sind also keine Passivvarianten.
2. Sie sind aber auch keine Tempora. Der zukünftige Zeitbezug ist ein Konnotat der nonadditiven Verbsemantik. Die Funktionsverbgefüge *zur Aufführung kommen* oder *zur Aufführung bringen* können ebenso wie die nonadditiven Verben *kommen* oder *finden* nicht in homogene Einzelphasen mit jeweils gleichem Wahrheitswert unterteilt werden.

Der relative temporale Wert und die aspektuellen Merkmale der Unteilbarkeit und Nonadditivität weisen die Funktionsverbgefüge als aspektuelle Verbgefüge aus. Es liegt zwar nahe anzunehmen, daß die Funktionsverbgefüge die perfektiven Partner der aktionsartneutralen und additiven Grundverben darstellen. Hier muß man jedoch folgende Beobachtung berücksichtigen. Sieht man sich die nominalisierten Verben (*aufführen* erscheint im Funktionsverbgefüge als *Aufführung* wieder) genauer an, so fällt auf, daß die meisten der nominalisierten und nominalisierbaren Verben nonadditive Verben sind. Das wird beim Durchsehen der Listen von Funktionsverbgefügen in EISENBERG <sup>2</sup>1989, in den GRUNDZÜGEN 1981 und bei VON POLENZ (1963; 1985: 113) transparent. Dazu einige Beispiele:

VON POLENZ (1963: 10–11)	zur Erledigung bringen	erledigen
	in Wegfall kommen	wegfallen
VON POLENZ (1985: 115)	zur Sprache bringen	besprechen
EISENBERG ( <sup>2</sup> 1989: 309)	zum Abschluß bringen	abschließen
	in Begeisterung bringen	begeistern
	unter Anklage stehen	angeklagt werden
	in Verbindung setzen	verbinden
GRUNDZÜGE (1981: 436)	zu Ende bringen	beenden

Die Präfixverben sind als Ausgangsverben von Funktionsverben überzufällig repräsentiert. Da Präfixverben ohnehin bevorzugt terminativer Aktionsart und damit nonadditiv sind, scheine ich den Sprachkritikern zuzuarbeiten, die Funktionsverbgefüge für überflüssig halten. Nonadditive Präfixverben müßten offensichtlich nicht durch nonadditive Funktionsverbgefüge ‚gedoubelt‘ werden.

Wurde dann mit der These, daß Funktionsverbgefüge als Aspektpartner fungieren, übertrieben? Bis jetzt nicht. Der Grund ist, daß die an den Nominalisierungen beteiligten Präfixverben das Merkmal der Nonadditivität nur noch in geschwächter Form aufweisen. In spezifischen imaginierbaren Ko- und Kontexten mögen sie ihre ursprüngliche Terminativität noch teilweise entfalten. Primär aber sind an den Nominalisierungen schwach terminative oder aktionsartneutrale Verben beteiligt.

Die zahlreiche Verwendung und kontinuierliche Zunahme von Funktionsverbgefügen im Deutschen zeigt, daß sich gegenwärtig keineswegs die Tendenz abzeichnet, nonadditive Verben aufzugeben. Die Verwendung nonadditiver Funktionsverbgefüge nimmt im Gegenteil ständig zu. Da die nonadditiven Funktionsverbgefüge hinsichtlich ihres Zeitbezugs präsensunfähig sind, wie alle terminativen und perfektiven Verben, ist nicht zu erwarten, daß die von mir beschriebene doppelte Tempussystematik des Deutschen vereinheitlicht wird.

Es soll nicht unterschlagen werden, daß VON POLENZ auch durative Funktionsverbgefüge beschrieben hat. Eine Aufteilung in terminative und durative Funktionsverbgefüge nehmen auch die GRUNDZÜGE (1981: 436–437) vor. Will man die These von den Funktionsverbgefügen als potentiellen neuen Aspektpartner trotzdem aufrechterhalten, so bleiben zwei Möglichkeiten:

1. Man kann diese These so erweitern, daß die Funktionsverbgefüge entweder den terminativen (genauer perfektiven) oder den durativen (imperfektiven) aspektuellen Pol bereitstellen. Ihre Funktion bestünde dann in erster Linie darin, aspektuelle Verbpaaire zu erzeugen, indem sie den jeweils fehlenden aspektuellen Pol ergänzen.
2. Man kann versuchen nachzuweisen, daß es keine durativen Funktionsverbgefüge gibt.

Dieser Nachweis läßt sich erbringen. Aufschlußreich für die Beweisführung ist vor allem die Aufstellung der durativen Funktionsverbgefüge in den GRUNDZÜGEN. Auffallend daran ist, daß bei der Mehrzahl der dort aufgelisteten Funktionsverbgefüge die Funktionsverben *haben* und *sein* Verwendung finden: *in Gefahr sein*, *in Verwirrung sein*, *in Brand sein*, *Angst haben*, *Einblick haben*, *in Gebrauch sein*.

Die Verben *haben* und *sein* werden nun aber in der Regel nicht als Funktionsverben ausgewiesen. Als häufigste Funktionsverben listet EISEN-

BERG (1989: 310) auf: *kommen, bringen, stehen, geraten, setzen, halten, nehmen*. Eine ähnliche Liste findet sich bei ADMONI (1983: 293): „Die wichtigsten Funktionsverben scheinen zu sein: *bringen, finden, führen, geben, gehen, gelangen, geraten, halten, kommen, machen, nehmen, setzen, stehen, stellen, ziehen*.“

Würden EISENBERG und ADMONI die Verben *haben* und *sein* in *Hunger haben* (zu *hungern*) und *Angst haben* (zu *sich ängstigen*) als Funktionsverben klassifizieren wollen, so hätten sie diese wegen ihrer Häufigkeit in ihre Liste aufnehmen müssen.

Würde man mit den GRUNDZÜGEN diese Verbindungen von *haben* und *sein* mit einem Nomen als Funktionsverbgefüge klassifizieren, so müßte man die entsprechenden Verbindungen, wie es sie im Französischen gibt, wie *j'ai soif* (‘ich habe Durst’) und *j'ai faim* (‘ich habe Hunger’) auch als Funktionsverbgefüge ausweisen; ebenso natürlich auch die in Klammern angegebenen deutschen Entsprechungen. Das Französische kennt jedoch kein ‚Funktionsverbproblem‘. Es handelt sich folglich um nominale Prädikate ganz anderer Ordnung. Es spricht auch nichts dafür, diese nominalen Prädikate von sogenannten durativen Funktionsverbgefügen trennen zu wollen, um zwei voneinander unterschiedene Gruppen anzusetzen. Ein Kriterium zu finden, das die Abgrenzung des nominalen Prädikats *ich habe Hunger* von einem in den GRUNDZÜGEN aufgelisteten ‚durativen Funktionsverbgefüge‘ wie *ich habe Angst* zu leisten imstande wäre, dürfte Schwierigkeiten bereiten.

Gegen die Annahme durativer Funktionsverbgefüge spricht ferner, daß zu den meisten weiteren, in den GRUNDZÜGEN postulierten Funktionsverbgefügen keine entsprechenden Grundverben angeführt werden können. Entweder sie fehlen ganz oder es wird die resultative *sein* + Partizip II-Variante eines Verbs als Entsprechung aufgeführt; zum Teil auch *werden* + Partizip II und Reflexivformen:

in Gefahr sein	gefährdet sein
in Verwirrung sein	verwirrt sein
in Ordnung sein	— — —
zu Ende sein	beendet sein
in Behandlung sein	behandelt werden
Angst haben	sich ängstigen
Anspruch haben	beanspruchen [hier liegt sicher keine semantische Äquivalenz vor!]
Kenntnis haben	— — —
Einblick haben	— — —

Der gemeinsame Nenner von Resultativ-, Passiv- und Reflexivkonstruktionen ist das Merkmal der Anaphorik. Zu den Funktionsverbgefügen mit *haben* gibt es in der Regel keine Entsprechung.

Das Fehlen äquivalenter Vollverben ist ein auffallendes Merkmal fast aller weiteren, in den GRUNDZÜGEN angeführten durativen Funktionsverb-

gefüge, wie *in Ruhe lassen, in Gang, in Betrieb, in Angst halten, zur Verfügung stehen, in Verbindung stehen*. Die einzigen Ausnahmen dort bilden:

Verhandlungen führen	verhandeln
Verantwortung tragen	verantworten
in Brand stehen	brennen

Bevor man diese Ausnahmen einordnet, sollte man einen wichtigen Unterschied zwischen den durativen und terminativen Funktionsverbgefügen beachten. In den GRUNDZÜGEN gibt es zu jedem terminativen Funktionsverbgefüge eine kausativ-terminative Entsprechung:

terminativ	kausativ-terminativ
in Gefahr geraten	in Gefahr bringen
zu Ende gehen	zu Ende bringen
zur Aufführung kommen	zur Aufführung bringen
Veränderungen erfahren	Veränderungen bewirken
Anerkennung bekommen /finden/ erfahren	Anerkennung gewähren

Diese Aufzählung ließe sich lange fortsetzen. Paare von durativen und kausativ-durativen Funktionsverbgefügen sind dagegen schwer zu finden, wie aus den GRUNDZÜGEN auf den ersten Blick zu entnehmen ist. Schließt man die nominalen *sein-* und *haben-*Prädikate aus, bleibt kein einziges Paar mehr übrig.

Das Vorhandensein von jeweils terminativen und terminativ-kausativen Funktionsverbgefügen bestätigt die bereits geäußerte Vermutung, daß die Funktion dieser Nominalprädikate nicht ‚Passiversatz‘ sein kann. Ihre Funktion ist es auch nicht, das Aktionsartspektrum eines Verbs zu diversifizieren. Die Funktionsverbgefüge, die das vollständige Spektrum an Merkmalen aufweisen, die für Funktionsverbgefüge charakteristisch sind, sind alle terminativ. Die Aufgabe der Funktionsverbgefüge besteht primär darin, terminative Verbformen als Partner für Verben bereitzustellen, die nicht mehr in allen Kontexten terminativ sind.

Terminative Funktionsverbgefüge und terminative Verben sind nonadditiv. Nonadditive Verben weisen eine Affinität zu Passivkonstruktionen auf. Darauf wurde bereits im Zusammenhang mit der Entstehung des Resultativums hingewiesen. Das Resultativum war ursprünglich ausschließlich die Konstruktion der nonadditiven Verben. Auch hier bildete sich der ‚passivische‘ Pol des Resultativums zuerst heraus. Erst dann konnte sich das ‚aktivische‘ Resultativum entwickeln. Mit dem passivischen Resultativum sind die terminativen Funktionsverbgefüge vergleichbar, den aktivischen Resultativa entsprechen die terminativ-kausativen Funktionsverbgefüge.

Der Vergleich zwischen den Resultativkonstruktionen und den Funktionsverbgefügen läßt sich noch fortsetzen. Die Resultativa kompensierten die Auflösung einstiger Aspektpaare. Solange intakte Aspektpaare zur Verfügung standen, konnten bei präsentischem Zeitbezug die additiven imperfektiven Verben und bei futurischem Zeitbezug die nonadditiven Verben jeweils ‚einspringen‘. Sobald die Aspektpaarigkeit einer Erosion unterworfen ist, gelingt diese komplementäre Herstellung des Zeitbezugs über Aspektverben nicht mehr. Das Resultativum ersetzte in dieser Hinsicht den nonadditiven Verben das fehlende Präsens, und das Futur ersetzte den additiven Verben den fehlenden Aspektpartner, der für zukünftigen Zeitbezug zuständig war. Das alles sei nochmals in Erinnerung gebracht.

Nun sind die Resultativa aber längst keine nonadditiven Präsensformen mehr. Mit Ausnahme der verbliebenen Reste an intransitiven Resultativkonstruktionen mit *sein* + Partizip II haben sich die einstigen transitiven Resultativkonstruktionen mit *haben* + Partizip II zu einem Vergangenheitstempus weiterentwickelt. Gleichzeitig werden die verbliebenen terminativen Präfixverben immer mehr zu additiven Verben und gehen in die Klasse der Grundverben über. Zu den Grundverben können auch Präfixverben gehören, wenn sie nicht mehr als aktionsartige Modifikation zu den von ihnen enthaltenen Grundverben gelten können (vgl. Kap. 2.3; S. 58). Wieder fehlen also die nonadditiven außenperspektivierenden Verben. Die Funktionsverbgefüge verfügen über all die Eigenschaften, über die ein ‚gutes‘ außenperspektivierendes Verb verfügen sollte. Sie sind ‚terminativ‘, d. h. nonadditiv und sie stellen zwei Varianten bereit, eine anaphorische Geschehenskonstruktion und eine kataphorische Handlungskonstruktion. Aus diesem Grund sind Passivkonstruktionen mit Funktionsverbgefügen schwerfällig und redundant. Passive sind ja nichts anderes als Konstruktionen, die fehlende Geschehensverben kompensieren. Die Funktionsverbgefüge stellen ‚terminative‘ Äquivalente zu den nicht- (mehr)-terminativen Präfixverben bereit.

Es handelt sich genau genommen um perfektive Funktionsverbgefüge, da sie sich von den Verben, zu denen sie gebildet werden, nur durch ihre Perspektive unterscheiden. Weitere semantische Modifikationen, wie sie bei den Aktionsartverben vorliegen, kommen nicht hinzu. Die Unterscheidung in ‚passivische‘ und ‚aktivische‘ Funktionsverbgefüge ist erst sekundärer Art. Die perfektiv-kausativen Funktionsverbgefüge sind die Aspektpartner der Grundverben in Aktivsätzen, und die perfektiven Funktionsverbgefüge stellen die perfektiven Ergänzungen der Grundverben im Passiv dar:<sup>8</sup>

<sup>8</sup> RÖSCH 1990 übersieht diesen gemeinsamen aspektuellen Nenner der Funktionsverbgefüge. Sie spricht zwar vom „semantischen Mehrwert“ der Funktionsverbgefüge. Dieser besteht nach RÖSCH (1990: 180) jedoch lediglich darin, einen geäußerten Sachverhalt als unscharf



Tab. 13:

	imperfektiv	perfektiv
Aktiv bzw. Handlungs- perspektive	verändern aufführen anerkennen	Veränderungen bewirken zur Aufführung bringen Anerkennung gewähren
Passiv bzw. Geschehens- perspektive	verändert werden aufgeführt werden anerkannt werden	Veränderungen erfahren zur Aufführung kommen Anerkennung finden

Die Funktionsverbgefüge stellen, wie die perfektiven Aspektverben, ein Ereignis als Ganzes dar. Sie werden verwendet, um Ereignisse gerafft darzustellen. Die neutralisierten Präfixverben beziehen sich dagegen auf nichtbegrenzte Ereignisse, denen zu jedem Zeitpunkt ihrer Dauer ein gleicher Wahrheitswert zugewiesen werden kann. Durch die Herausbildung der Funktionsverbgefüge stehen wieder zwei Formen der Perspektivierung zur Verfügung. Ein Beispiel, in dem ein Funktionsverbgefüge und das ihm zugeordnete Grundverb parallel vorkommen, soll das illustrieren:

- (3) SPD, FDP und SSW übten in ihren Bewertungen auch deutliche Kritik an der Ermittlungsarbeit der Staatsanwaltschaft Lübeck, während die CDU sich in diesem Punkt deutlich zurückhielt. Die FDP kritisierte, die Staatsanwaltschaft habe ‚unabhängig von der kooperativen Zusammenarbeit mit dem Parlamentarischen Untersuchungsausschuß‘ den Eindruck erweckt, daß sie ihre Ermittlungen ‚nicht mit der gebotenen politischen Neutralität‘ durchgeführt habe.  
(Süddeutsche Zeitung vom 4. 2. 1988)

Auch zu den weiteren im Text vorkommenden Verben gibt es jeweils perfektive oder imperfektive Partner.

- (3a) während die CDU sich in diesem Punkt deutlich zurückhielt/Zurückhaltung übte.  
(3b) daß sie ihre Ermittlungen ‚nicht mit der gebotenen politischen Neutralität‘ durchgeführt habe/daß sie ‚nicht mit der gebotenen politischen Neutralität‘ ermittelt habe.

Viele Funktionsverbgefüge können mit mehreren Funktionsverben konstruiert werden. In Beispiel (3) könnte *Kritik üben* auch durch *Kritik äußern* ersetzt werden. Die Funktionsverben sind durch ihre semantische Armut

---

oder mehrdeutig zu präsentieren. Dies sei notwendig, um den „modernen Bedürfnissen der Kommunikation“ (S. 23) zu genügen.

gekennzeichnet. Das gilt auch für die Verben, die außerhalb des Verbands dieser Konstruktion semantisch ‚vollständig‘ sind (z. B. *äußern*). Die Nominalisierung des lexikalischen Gehalts des Verbs stellt nach der in dieser Arbeit vorgetragenen Theorie die beste Strategie zur Herstellung von perfektiven Verbkonstruktionen dar. Die Substantive und Verben unterscheiden sich durch ihre Markiertheitswerte in bezug auf die Merkmale der Additivität/Nonadditivität und Teilbarkeit/Nichtteilbarkeit. Prototypische Substantive sind nonadditiv und nichtteilbar. Damit unterscheiden sie sich von den unmarkierten additiven Grundverben im Deutschen. Ihre Markiertheitswerte stimmen jedoch völlig mit denen der nonadditiven (terminativen und perfektiven) Verben überein. Die Nominalisierung der Verben erzeugt oder verstärkt also notwendig das Merkmal der Nonadditivität. Das Funktionsverb, als semantisch leerer Teil des Gefüges, erhält die verbale Qualität der gesamten Konstruktionen. Es ist, was seine Funktionen betrifft, wie ein Auxiliar ausgestattet. Es verfügt, wie die Auxiliare auch, entweder über anaphorische oder kataphorische Qualitäten. Die Funktionsverben der perfektiven Funktionsverbgefüge sind anaphorisch, die der perfektiv-kausativen Funktionsverbgefüge sind kataphorisch. Eine weitere Übereinstimmung mit den Auxiliaren besteht darin, daß sie den finiten Teil der Konstruktion darstellen.

Durch die Trennung in einen finiten und infiniten Teil bleibt im übrigen das ‚Bybee-Gesetz‘ erhalten, wonach Aspekt am nächsten am Verbstamm realisiert wird. Der Verbstamm ist bei den Funktionsverbgefügen nominalisiert worden und stellt den semantischen Kern der Konstruktion dar. Das finite Funktionsverb stellt die weiteren kategorialen Flexive in der ‚richtigen‘ Reihenfolge dar: Genus verbi – Tempus – Modus. Das Genus verbi wird durch die Wahl des Funktionsverbs bestimmt. So stellen die kausativ-perfektiven Funktionsverben eine Handlungskonstruktion bereit; die perfektiven Funktionsverben stellen eine Geschehenskonstruktion bereit. Die Vergleichbarkeit der Funktionsverben mit den Auxiliaren und die daraus ableitbare Vergleichbarkeit der Funktionsverbgefüge mit analytischen Verbkonstruktionen erklärt ganz nebenbei, warum analytische Konstruktionen immer wieder synthetische Formen ablösen. Es geht darum, die Hierarchie der grammatischen Kategorien, die sich in der formalen Anordnung der Kategorien in bezug auf den lexikalischen Kern widerspiegelt, immer wieder neu zu garantieren. Sobald die ‚richtige kategoriale Reihenfolge‘ hergestellt ist, können die Grenzen zwischen den Einheiten einer analytischen Konstruktion sich prinzipiell wieder schließen. Die analytischen Gefüge können so wieder synthetisch werden und die Einheit der Konstruktion erneut signalisieren. Genau dies tritt im Laufe der Sprachgeschichte immer wieder ein. Analytische Konstruktionen werden regelmäßig zu synthetischen Verbformen.

Man denke nur an das bereits erwähnte Futur oder den Konditional im Französischen. Analytische Konstruktionen sind Ordnungskonstruktionen. Da aufgrund von Reinterpretationsprozessen die kategorialen Flexive oft neu interpretiert werden, wird die kategoriale Ordnung gestört. Sobald ein aspektuelles Flexiv temporal gelesen wird, oder ein Tempusflexiv sich zu einem modalen Flexiv verschiebt, stimmt die ikonische Anordnung der kategorialen Elemente nicht mehr. Die synthetische Form muß dann aufgebrochen werden, damit eine spezifische kategoriale Form an der ‚richtigen‘ Position eingeschoben werden kann.

Bei den Funktionsverbgefügen geht es darum, das formale Ausdrucksmittel für Aspekt vor allen anderen Kategorien so nah wie möglich in Nähe des lexikalischen Kerns zu realisieren. Genau das leisten die Funktionsverbgefüge.

Der kontinuierliche Ablösungsprozeß von synthetischen Verbformen durch analytische Konstruktionen, wie er sich in der diachronen Entwicklung aller Sprachen beobachten läßt, macht deutlich, wie elementar die ikonische Anordnung der Kategorien in bezug auf ihre Komplexität ist. Die Reihenfolge der Kategorien entspricht genau der Reihenfolge der hier entwickelten Folge der Lesarten. BYBEE hat nur die TMA-Kategorien in bezug auf ihren Ausdruck in Nähe des Verbstamms bzw. des lexikalischen Kerns untersucht. Bezieht man die Kategorie Genus verbi (die Differenzierung nach Handlungs- und Geschehensperspektive) mit ein, so läßt sich von den Funktionsverbgefügen als Reihenfolge erstellen: Aspekt – Genus verbi – Tempus – (Modus). Ob die kategorialen Kategorien vor oder nach dem lexikalischen Kern angesiedelt werden, scheint von sekundärer Bedeutung zu sein.

Die Funktionsverbgefüge kann man zusammenfassend als analytisch konstruierte Aspektverben bezeichnen. Ist das Deutsche dann doch eine Aspektsprache?

Die Durchsicht von Texten, sogar Zeitungstexten, ergibt, daß die Funktionsverbgefüge so häufig gar nicht sind. Nun gibt es aber zusätzliche Möglichkeiten der stammnahen Realisierung des Aspekts im Deutschen. Da die kategorialen Flexive im Deutschen durchweg Suffixe sind, besteht prinzipiell die Möglichkeit, den verbalen Aspekt durch Präfigierung zum Ausdruck zu bringen. Auch diese Möglichkeit wird im Deutschen genutzt. Gemeint sind die mit *be-* präfigierten Verben, die von den Sprachkritikern genauso ungern geduldet werden wie die Funktionsverbgefüge. PUSCH 1972 hat gezeigt, daß englischen Verben im Deutschen häufig ein Verbpaar entspricht. So entspricht etwa dem englischen *smear* ein deutsches *schmieren* und *beschmieren*. PUSCH bezeichnet die *be-*Verben als holistische Verben. Der Unterschied zwischen *auf einen Berg steigen* und *einen Berg besteigen* besteht darin, daß einmal das Ereignis als homogenes, teilbares Ereignis geschehen wird, zum anderen als unteilbares Ganzes. Wer den aspektuellen

Unterschied nicht zu sehen meint, kann die Probe mit einem Temporaladverb machen, das eine Form von homogener Dauer zum Ausdruck bringt:

- (4) Sie stiegen vier Stunden lang auf den Berg und kehrten dann vorzeitig um.  
 (5) ?Sie bestiegen vier Stunden lang den Berg und kehrten dann vorzeitig um.

Hiermit ist bereits ein weiteres Mittel angesprochen, das als Kandidat für Aspekt im Deutschen vorgeschlagen wurde: die Adverbien. Nach HENDRICKS 1982 wird im Deutschen der Aspekt als Satzaspekt über Adverbien realisiert: „The basic idea is that, while aspect is not carried by the verb morphology in German, it is represented by a system of adverbs“ (HENDRICKS 1982: 1). HENDRICKS teilt die Temporaladverbien des Deutschen zwei aspektuellen Gruppen zu. Eine solche Einteilung ließe sich vermutlich mit den Temporaladverbien aller Sprachen vornehmen. Das wichtigste und produktivste Mittel der aspektuellen Perspektivierung dürften die Funktionsverbgefüge darstellen.

In diesem Zusammenhang lohnt der Vergleich mit dem Englischen, das ja ebenfalls die aspektuellen *ge*-Verben verloren hat. Wenn im Englischen die Funktionsverbgefüge keine große Rolle spielen, dann deshalb, weil dort die Mehrzahl der Verben nicht additiv, sondern nonadditiv ist. Das wird deutlich, wenn QUIRK et al. 1985 zwei große Gruppen von Verben im Englischen unterscheiden: die *dynamic verbs* und die *stative verbs*. Welche Qualität die *dynamic verbs* haben geht aus QUIRK et al. (1985: 117 ff.) analogischer Gleichsetzung dieser Verben mit spezifischen Substantiven hervor:

Sie vergleichen *dynamic verbs* mit *count nouns*, also mit Substantiven, die pluralisierbar sind, da sie ein einheitliches abgrenzbares und damit zählbares Ganzes darstellen, das nicht weiter in gleichartige Mengen unterteilbar ist. Anders als die Mehrzahl der englischen Verben können die Verben im Deutschen nicht mit *count nouns* verglichen werden. Bleibt man bei dem Vergleich, so entsprechen den unmarkierten Verben im Deutschen vielmehr die *mass nouns*. Wie diese sind sie teilbar, wobei jede Teilmenge jeweils die gleiche Qualität beibehält. Das Mengensubstantiv *Wasser* ist ebenso wie das unmarkierte Verb *lieben* additiv und teilbar. Das gleiche gilt für die weniger häufigen *stative verbs* im Englischen. Umgekehrt sind die markierten terminativen Verben im Deutschen mit den englischen *dynamic verbs* und den *count nouns* vergleichbar: sie sind ebenfalls unteilbar und nonadditiv. Die englischen und die deutschen Verben weisen also hinsichtlich ihrer aspektuellen Verbalsemantik ein genau gegensätzliches Verhalten auf.

Im Deutschen gibt es eine analytische Verbkonstruktion zum Ausdruck des nonadditiven außenperspektivierenden Aspekts; im Englischen ist

ebenfalls eine neue analytische Form zum Ausdruck des Aspekts, diesmal aber des additiven innenperspektivierenden Aspekts, entstanden — die *progressive form*, die von QUIRK et al. 1985 als *progressive aspect* bezeichnet wird. Diese ergänzt die nonadditiven *dynamic verbs* um eine additive Variante. Bleibt man bei der Analogie zum Substantiv, dann kann man von einer Pluralisierung des Verbs sprechen. Die Funktion der *progressive form* ist mit derjenigen der Imperfektivierungssuffixe im Russischen vergleichbar: es handelt sich um einen iterativen Prozeß. Damit wird die Additivität des Verbalcharakters erreicht. *Stative verbs*, die auch als solche gelesen werden, können folgerichtig im Englischen nicht mit dem *progressive aspect* konstruiert werden (QUIRK et al. 1985: 200).

Es ist auffallend, daß so nah verwandte Sprachen wie das Englische und Deutsche sich hinsichtlich der Verbalsemantik der jeweils prototypischen Verben so grundsätzlich voneinander unterscheiden. Ich möchte dafür folgende Erklärung vorschlagen:

Beide Sprachen gehen aus einer Sprache hervor, die über aspektuelle Verbpaare verfügt. Beim Abbau der Verbpaare wurden im Deutschen die additiven Verben favorisiert, im Englischen dagegen die nonadditiven Verben. Im Altenglischen ist das *ge*-Präfix ebenso wie im Althochdeutschen noch sehr häufig (LINDEMANN 1970: 2). LINDEMANN lehnt es zwar ab, im Germanischen eine Aspektkategorie anzunehmen, doch sind das überwiegend terminologische Differenzen, die bereits geklärt wurden (Kap. 2). LINDEMANN möchte Präfigierungen generell als Aspektmarker ausschließen und diesen nur die Funktion der Aktionsartmarkierung zuschreiben. Er geht also von der strengen Aspektkonzeption aus.

Der Verlust der *ge*-Verben hat im Deutschen und Englischen zur Umstrukturierung des gesamten Verbalsystems geführt. Auffällig ist die unterschiedliche formale Ausstattung des Partizips II im Deutschen und Englischen. Im Deutschen wird das Partizip II mit *ge*- gebildet. Es fehlt nur bei festen Präfixverben (*vergehen—die Zeit vergeht—die Zeit ist vergangen*). Lange fehlte es auch bei den nonadditiven Grundverben (*kommen*). Bereits perfektive Verben bildeten ihr Partizip II also ohne *ge*-. Bei den *ge*-Verben wurde das *ge*- beim Partizip II nicht verdoppelt. Wenn im Englischen das Partizip II ohne *ge*- gebildet wird, so weist das auf die inhärent nonadditive Semantik der Verben hin. Nach Auflösung der Verbpaare waren im Englischen offenbar primär die nonadditiven Verbalcharaktere erhalten geblieben, während im Deutschen die additiven Verbalcharaktere überwiegen. Hier wurde *ge*- zum Kennzeichen aller 2. Partizipien. Es wurde zur ‚Erkennungsmarke‘, das den additiven Verben die Möglichkeit bietet, ein Partizip II zu bilden, das ursprünglich nur von den *ge*-Verben und anderen nonadditiven Verben gebildet werden konnte.

Die unterschiedlich ausgefallenen systematischen Reaktionen auf den Zusammenbruch des alten Verbsystems lohnte es sich genauer zu untersuchen. In diesem Zusammenhang genügt die Feststellung, daß im Englischen mit der Herausbildung des *progressive aspects* die nonadditiven Verben um eine additive Entsprechung ergänzt werden konnten.

Wenn sich im Deutschen, im Gegensatz zum Englischen, ein zweites Set an aspektuell entgegengesetzten Verbformen erst langsam herausbildet, so liegt das daran, daß hier die aspektuellen Verbpaare weit länger erhalten geblieben waren als im Englischen. Zu bedenken ist auch, daß im Englischen der Systemdruck von Anfang an größer war: ‚gute‘ Verben sind additiv und stehen in bezug auf dieses Merkmal in Opposition zu den in der Mehrzahl nonadditiven Substantiven. Da im Englischen die untypischen Verben dominant wurden, mußte ein Ersatz geschaffen werden. Genau genommen ist die *progressive form* die unmarkierte Verbform. Man vergleiche COMRIES (1986: 269–270) Beispiele für die drei Tempusstufen im Englischen:

We may start with the three tenses traditionally referred to as past, present, and future as in examples (16)–(18):

(16) Fiona arrived yesterday.

(17) George is arriving at this very moment.

(18) Harriet will arrive tomorrow.

Das Verhalten der englischen Verben im Präsens stimmt mit der Präsensaufassung überein, wie sie hier vertreten wurde. Danach ist das prototypische Präsens innenperspektivisch und additiv. Ein ‚gutes‘ Präsens können im Englischen daher nur die Verben im *progressive aspect* bereitstellen. Daß die Mehrzahl der Verben im Englischen nonadditiv ist, wird auch von BRINTON (1988: 16) vertreten: „I believe that the simple form is a marker of perfective aspect [...]“ und „The simple present [...] indicates a present perfective“ [Hervorhebung von BRINTON].

Das *simple present* und das Präsens im *progressive aspect* können sicher nicht mit einer einzigen Definition erfaßt werden. Mit der Wahl des Präsens fällt die Vorentscheidung über die gewählte Perspektive. Man befindet sich damit bereits innerhalb eines anders organisierten Verbsystems, das durch andere Markiertheitswerte gekennzeichnet ist. Dieser Faktor darf nicht unterschätzt werden. Die Verbsysteme des Englischen und Deutschen unterscheiden sich heute elementar ungeachtet der nahen Verwandtschaft der Sprachen. HAWKINS (1986: XIII) stellt dazu fest:

A comparison of the grammars of modern English and modern German presents the theoretical linguist with a tantalizing challenge. These two genetically closely related languages, so similar at the time of the earliest historical records, now exhibit considerable contrast in their grammars. And one is led to ask: why is the balancy between similarity and contrast

the way it is, i. e. why do the areas of contrast involve the structures they do rather than the shared structures?“

Die Unterschiede lassen sich durch das jeweils andere aspektuelle Fundament des Verbsystems des Englischen und Deutschen erklären. Die aspektuelle Semantik der Verben beeinflußt den Aufbau des gesamten Kategoriensystems. Das gilt auch im innersprachlichen Maßstab.

Da die nonadditiven Verben eine andere kategoriale Architektonik aufweisen als die additiven Verben und sie in Form der Funktionsverbgefüge ständig zunehmen, läßt sich die unbequeme These der Existenz zweier Tempussysteme im Deutschen nicht auf eine einfache Formel reduzieren. Die Funktionsverbgefüge und die verbliebenen sowie neu entstehenden nonadditiven Verben lassen sich durch ein PAST-NONPAST-System beschreiben, die additiven Verben durch ein dreiteiliges PAST-PRÄSENS-FUTUR-System. Die derzeit konkurrierenden zwei- und dreiteiligen Tempussysteme können zur Beschreibung dieser beiden Systeme übernommen werden. Nur einige wenige Korrekturen sind notwendig. Sie betreffen die darin enthaltenen Darstellungen des Präsens.

Das Präsens wird in der Regel als ein Punkt auf der Zeitlinie dargestellt. COMRIE (1985: 36) sei hier stellvertretend zitiert: „The time line diagram [...] identifies the present moment as a point in time on that line, and the basic meaning of the present tense is thus location of a situation at that point.“

Solche Definitionen bringen Probleme mit sich, die einzig auf den gewählten formalen Ansatz zurückgehen, aber mit der Problematik des Präsens als sprachlicher Kategorie selbst nichts zu tun haben. Das erste dieser Probleme ist gleich: „However, it is relatively rare for a situation to coincide exactly with the present moment, i. e. to occupy, literally or in terms of our conception of the situation, a single point in time which is exactly commensurate with the present moment“ (COMRIE 1985: 37).

Man könnte nun einfach die Definition erweitern, wie das BALLWEG 1984 vorschlägt, und das Präsens als den Schnittpunkt (Überschneidung) von Aktzeit und Sprechzeit definieren. COMRIE schlägt vor, die Definition des Präsens als Punkt auf der Zeitlinie nicht abzuändern; auch wenn die im Präsens enkodierten Verbalsituationen nicht immer auf einen Zeitpunkt reduzierbar sind und sich meist über einen längeren Zeitraum erstrecken, so sei doch gegeben, daß der „present moment“ miteingeschlossen sei. Auf diese Invariable bezieht sich COMRIE (1985: 38), wenn er dafür plädiert, die traditionelle Präsensdefinition beizubehalten:

The claim of this book will be that it is in fact not necessary to modify the definition. As far as the present tense is concerned, in its basic meaning it invariably locates a situation at the present moment and says nothing beyond that. In particular, it does not say that the situation

does not continue beyond the present moment, nor that it did not hold in the past.

Das Problem ist aber nicht, daß sich die Verbalsituation über den „present moment“ hinaus auch noch in die Zukunft erstrecken kann, sondern daß sie trotz dieser temporalen Erstreckung über den dargestellten Zeitpunkt hinaus als präsentisch aufgefaßt wird. Wodurch wird diese Präsensqualität trotzdem erreicht? Sie werde durch die Überschneidung der Verbalsituation mit dem „present moment“ erreicht, schlagen COMRIE 1985 und BALLWEG 1984 vor. Dieser „present moment“ ist unausgesprochen immer auf den Sprecher bezogen. Er bezieht sich auf den Standort des Sprechers, der temporal gedeutet (als ‚moment‘) sich in das Bild der Zeitlinie am besten als Punkt eintragen läßt.

Mein Vorschlag ist nun, sich von der Konzeption des Präsens als Zeitpunkt oder Zeitmoment zu verabschieden als von einem unglücklich gewählten Bild, so plausibel es einem zunächst erscheinen mag. Das Präsens als kognitive und sprachliche Kategorie ist kein Punkt auf einer Zeitlinie. Eine angemessenere Darstellung des kognitiven Äquivalents der Präsenskategorie erreicht man mit dem Bild des Zeitraums. Sprecher, Betrachter und Verbalsituation sind in demselben Raum lokalisiert. Der Zeitraum ist die Umwelt des Sprechenden. Die Standorte von Sprecher, Betrachter und Verbalsituation werden nicht genauer bestimmt, denn das Präsens ist gerade dadurch definiert, daß es eine differenziertere Lokalisation verweigert. Genau das versuche ich mit dem Terminus der Innenperspektive zu paraphrasieren. Eine schwächere Variante der Innenperspektive liegt vor, wenn nur noch Betrachter und Verbalsituation, nicht aber der Sprecher, im gleichen Raum lokalisiert sind, wie das bei den Vergangenheits- und Zukunftstempora der Fall ist.

Es geht also beim Präsens nicht darum, ob sich Verbalsituation und „present moment“ überschneiden. Eine solche Beschreibung ist nicht falsch. Sie trifft nur die zentrale Eigenschaft des Präsens nicht, das eben dadurch definiert ist, daß es selbst Ausdehnung hat und Umwelt ist. Die Restrangierung dieser Umwelt auf einen Punkt ist bestenfalls ein Sonderfall dieser Definition und von ihr ableitbar.

Die Ausdehnung des Präsens läßt sich auch nicht als Ausschnitt bzw. Erstreckung auf der Zeitlinie darstellen. Wesentlich am Präsens als sprachlicher und kognitiver Kategorie ist, daß diese Konzeption noch nicht an die abstraktere, zweidimensionale Linearität gebunden ist. Verweisungen sind beim Präsens in alle Richtungen möglich. Erst auf einem abstrakteren kategorialen Niveau sind die Verweisungen auf die notwendige Linearität sprachlicher Äußerungen reduziert.

Nur in bezug auf den Sprecher kann man es einigermaßen verantworten, einen ausdehnungslosen Punkt auf der Zeitlinie einzuzichnen. Dieser hat allerdings keine temporale Qualität und kann daher nicht als „present



moment“ bezeichnet werden. Das Präsens bezieht, wie gesagt, die gesamte Umwelt des Sprechers mit ein, und diese reicht so weit, wie die deiktischen Handlungen des Sprechers reichen.

Betrachtet man das Präsens als Zeitraum und nicht als Zeitpunkt, dann stellt sich heraus, daß es unmöglich wird, alle drei Tempora auf einer Zeitlinie gleichzeitig darzustellen. Die Tempora kopieren ja die Innenperspektive und die damit verbundenen deiktischen Kapazitäten des Präsens. Die Zeitlinie ist eigentlich nicht mehr als die Schiene, auf der die temporalen Verweisungen vorgenommen werden. Ihre Eindimensionalität entspricht der eindimensionalen Linearität der materiellen sprachlichen Äußerungen. Während Deixis nicht auf diese Eindimensionalität begrenzt ist, sind es die sprachlichen Verweisungsformen immer. Ist es dann falsch, von temporaler Deixis zu sprechen? Tempora vereinigen beide Komponenten, phorische und deiktische. Die Funktion der Phorik ist es, Deixis zu verlagern. Das alles läßt sich auf einer Zeitlinie kaum darstellen.

Auch das zweiteilige PAST-NONPAST-System, das sich zur Beschreibung der perfektiven und terminativen Verben im Deutschen eignet, läßt sich mit dem Bild der Zeitlinie nicht angemessen darstellen. Dieses Bild eignet sich nicht, um die Präsensunfähigkeit von Verben zu visualisieren. Fasse ich die Zeitlinie als ‚Schiene‘ auf, auf der die temporalen Verweisungen stattfinden, stellt sich außerdem heraus, daß es diese nur für den Bereich vergangenen Zeitbezugs gibt. Zukünftiger Zeitbezug wird bei nonadditiven Verben ohne jede Verweisung hergestellt, durch die temporale Reinterpretation aspektueller Abgeschlossenheit. Reinterpretationsprozesse lassen sich nicht auf Zeitlinien zum Ausdruck bringen, vor allem nicht auf Zeitlinien, in denen ‚Punkte‘ eingetragen sind.

Die Produktivität der nonadditiven Funktionsverbgefüge zwingt dazu, das unterschiedliche Verhalten der additiven und nonadditiven Verben im Bereich gegenwärtiger und zukünftiger Zeitreferenz durch unterschiedliche Beschreibungen zu würdigen. Das dürfte nicht einfach sein. Das Gegenwartsdeutsche befindet sich in diesem Bereich temporaler Referenz in einer Übergangsphase. Durch die Neuordnung des Aspektsystems befindet sich das System der grammatischen Kategorien des Deutschen in einem akuten Zustand der Destabilisierung. Die Kategorien Tempus und Modus sind dabei mitbetroffen. Das Futur I hat sich in eine modale und eine temporale Variante aufgespalten. Der Umbau des Aspektsystems destabilisiert jedoch nicht nur das NONPAST-System, sondern auch das PAST-System. Eine Schlüsselrolle spielt dabei das Perfekt:

Das Perfekt ist eine Kategorie, die von der NONPAST-Seite zur PAST-Seite gewechselt hat. Ursprünglich war es als Resultativum des Präsensstempus der nonadditiven Verben. Die Entwicklung des Perfekts von einer Kategorie mit präsentischem Zeitbezug zu einem Vergangenheitstempus, die durch den Eintritt der additiven Verben in die Konstruktion ausgelöst

wurde (Kap. 4), hatte zur Folge, daß es im Deutschen ein nonadditives Präsens zuwenig und ein Vergangenheitstempus zuviel gibt:

- Der Mangel im Präsensbereich wird durch die neu entstehenden Funktionsverbgefüge und durch die *be*-Verben ausgeglichen. Vermutlich gibt es noch weitere grammatische Prozesse, die daran beteiligt sind (dazu ICKLER 1990).
- Der ‚Überfluß‘ im Bereich vergangener Zeitreferenz zeigt sich in der massiven Verdrängung des Präteritums durch das Perfekt, die längst nicht mehr auf den süddeutschen Raum beschränkt ist.

Das Entstehen der Funktionsverbgefüge und die Verdrängung des Präteritums durch das Perfekt müssen also in einem Zusammenhang gesehen werden. Sie sind beide Ausdruck der Neuordnung des Aspektsystems im Deutschen. Wie im Englischen wird, wenn auch mit Verzögerung, die Kategorie des Aspekts neu durch sichtbare ausdrucksseitige Muster etabliert, nur mit umgekehrtem aspektuellem Vorzeichen. Da der Aspekt nah am lexikalischen Kern realisiert werden muß, kommt es zur Aufspaltung des ‚synthetischen Präsens‘. Funktionsverbgefüge sind ja analytische Präsensformen. Bei kategorialen Neuordnungen sind analytische Formen den synthetischen Formen überlegen. Im abschließenden Teilkapitel wird u. a. gezeigt werden, daß das Präteritum in den Fällen überlebt, in denen es sich in analytische Konstruktionen aufspalten läßt. Diese Erkenntnis ist SIEBERG 1984 zu verdanken, und wenn sie noch keine Verbreitung gefunden hat, so liegt das daran, daß sie in Form einer ungedruckten Dissertation vorliegt (jetzt zusammengefaßt in SIEBERG 1989).

## 5.9 Das Perfekt im Deutschen

In der gesprochenen Sprache macht das Perfekt dem Präteritum in seiner Funktion als Vergangenheitstempus zunehmend Konkurrenz. Dabei war das Perfekt ursprünglich in temporaler Hinsicht ein Präsens. Es war das Präsens der Verben terminativer Aktionsart und der Verben perfektiven Aspekts (vgl. Kap. 4). Diese Kategorie, die aspektuelle und temporale Bedeutungen zugleich aufweist, wurde als Resultativum bezeichnet. Eine kurze Zusammenfassung soll die Zusammenhänge in Erinnerung rufen.

Ein Resultativum ist eine zweiphasige Konstruktion, die aus einer nonadditiven Vorphase und einer additiven Nachphase zusammengesetzt ist. Resultativa sind keine Vollkategorien, da sie nur mit nonadditiven (terminativen und perfektiven) Verben konstruiert werden können. Sobald sie diese Selektionsrestriktionen aufgeben, werden sie zwar zu Vollkategorien, doch sind sie dann keine Resultativa mehr. Es gibt Agensresultativa

und Patiensresultativa. Das heutige Perfekt geht auf Agensresultativa zurück.

Das Perfekt (*sein* + Partizip II intransitiver Verben und *haben* + Partizip II transitiver Verben) konnte im Ahd. überwiegend nur mit terminativen und perfektiven Verben gebildet werden. Die analytische Konstruktion war nonadditiv und präsentisch zugleich. Bei der übergeneralisierenden Verwendung des Resultativums mit den ‚nichtpassenden‘ additiven Verben entstand eine temporale Reinterpretation dieser Konstruktion. Da bei additiven Verben keine Nachphase als Teil der kategorialen Bedeutung von *haben* + Partizip II entstehen kann, verbleibt nur die Vorphase, die nicht mehr als aspektuell abgeschlossen, sondern als temporal abgeschlossen gelesen wird.

Nur das transitive *haben*-Resultativum konnte auf diese Weise von den additiven Verben besetzt werden. Das intransitive *sein*-Resultativum ist bis heute die Konstruktion der nonadditiven Verben geblieben. Die intransitiven additiven Verben bekamen zuletzt Zugang zur *haben*-Konstruktion, nicht aber zum *sein*-Resultativum.

Es ist keine Eigenheit der Sprachgeschichte des Deutschen, daß sich ein präsentisches Resultativum zu einem Vergangenheitstempus entwickelt hat. Auch das /-Präteritum der slavischen Sprachen war ursprünglich ein Perfekt, d. h. ein Resultativum. Das gleiche gilt für das indogermanische Perfekt, das ebenfalls als ‚doppelphasige‘ Kategorie die Merkmale der Nonadditivität (Vorzustand) und Additivität (Nachzustand) aufwies und sich erst sekundär zu einem Präteritum entwickelte. Im Germanischen (Gotischen) ist das einstige indogermanische Perfekt bereits eine PAST-Kategorie (starkes Präteritum). Daß es sich ursprünglich um ein Resultativum handelte, das die beiden entgegengesetzten aspektuellen Merkmale vereinte, wird durch MEIDS Beschreibung der ‚Tempusstämme‘ im Indogermanischen deutlich. MEID (1971: 9) bezeichnet sie selbst als Aspekte:

Der Ausdruck „Tempus“ trifft für die betreffende indogermanische Kategorie, wie man weiß, nicht ganz das richtige, insofern als damit nicht eine klare Vorstellung der ‚Zeitstufe‘ (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) als vielmehr eine für uns nur schwer faßbare *Mischung der zeitlichen mit der Vorstellung der Vollendung oder Nichtvollendung der Handlung* verbunden war, kompliziert noch durch gewisse *Gestaltsqualitäten der Handlung* (*durativ, iterativ, ingressiv*, usw.), die z. T. ihren besonderen Ausdruck innerhalb des vom jeweiligen ‚Aspekt‘ her bestimmten Tempus hatten. Zum Ausdruck des *imperfektiven* Aspekts diente der *Präsensstamm*, des *perfektiven* der des *Aorists*; beide Aspekte waren vereint im Perfekt, insoweit dieses die Nachahmung einer abgeschlossenen Handlung am Subjekt (\**woida* ‚ich habe gesehen und weiß daher‘) ausdrückte und daher dem Präsens gegenüber perfektisch, dem Aorist gegenüber ein Präsens war.

Die Beschreibung des indogermanischen Perfekts ließe sich ohne Änderungen zur Beschreibung des Resultativums verwenden. Es scheint außerdem eine Gesetzmäßigkeit vorzuliegen, die immer wieder in der gleichen Richtung verläuft: vom Aspekt über das Resultativum zum Tempus. Beispiele für eine umgekehrte Entwicklungsrichtung sind nicht bekannt. Bezieht man die Präteritopräsentien mit ein, dann läßt sich ablesen, daß der Prozeß sich wieder in Richtung Modus fortsetzt. Diese Lesartenabfolge war bereits bei der Untersuchung des Futurs im Deutschen sichtbar geworden.

Ob das Perfekt im Deutschen noch ein Resultativum mit aspektuellen und temporalen Bedeutungsanteilen ist, kann erst beantwortet werden, wenn geklärt ist, ob die Entwicklung vom gegenwartsbezogenen ‚Resultativperfekt‘ zum präteritalen ‚Vergangenheitsperfekt‘ schon abgeschlossen ist. Folgender Unterschied muß berücksichtigt werden:

Das Perfekt additiver Verben ist unzweifelhaft ein Tempus, ohne zusätzliche aspektuelle Schattierung. Additive Verben sind innenperspektivierend, und Tempora sind innenperspektivierende Kategorien. Mit dem Eintritt der additiven Verben in die Resultativkonstruktion kommt es zur Aufhebung der Zweiphasigkeit der Konstruktion. Das Merkmal der Innenperspektive (Nachphase) und das der Außenperspektive (Vorphase) werden nicht mehr nacheinander realisiert, sondern gleichzeitig. Es entsteht die Bedeutung eines innenperspektivierenden Vergangenheitstempus. Die aspektuelle Ferne (Außenperspektive) wird in temporale Ferne umgedeutet.

Anders verhält es sich mit dem Perfekt der nonadditiven (terminativen) Verben. Es bleibt ein zweiphasiges Perfekt, das sich nur dann als Vergangenheitstempus klassifizieren läßt, wenn die nonadditive Vorphase über die Bedeutung der präsentischen Nachphase dominiert. Diese Entwicklung hat bei *haben* + Partizip II stattgefunden, ist aber bei *sein* + Partizip II ausgeblieben. Sowohl das sog. *sein*-Perfekt (Agensresultativum) als auch das sog. *sein*-Passiv (Patiensresultativum) wurden und werden nicht mit additiven Verben konstruiert. Auf diese Weise waren die Konstruktionen mit *sein* + Partizip II keinen Reinterpretationsprozessen ausgesetzt. Das *sein*-Resultativum blieb daher unverändert eine zweiphasige Kategorie mit primär aspektueller und sekundär temporaler Bedeutung. Die aspektuelle Bedeutung ist die der Perfektivität bzw. der Terminativität, die temporale Bedeutung ist präsentisch. Der Unterschied zwischen *sein* + Partizip II und *haben* + Partizip II wird bei folgender Gegenüberstellung deutlich:

- (1) Die Veränderung *hat stattgefunden*.
- (2) Die Veränderung *hat alle gelangweilt*.
- (3) Die Veränderung *ist eingetreten*.

Der erste Satz weist vergangenen Zeitbezug auf, die aspektuelle Bedeutung des nonadditiven Verbs ist der temporalen Bedeutung untergeordnet. Es

liegt ein resultatives Perfekt vor. Im zweiten Satz liegt ebenfalls vergangener Zeitbezug vor. Da das an der Konstruktion beteiligte Verb additiv ist, fehlt die resultative Bedeutung. Es liegt ein nichtresultatives Perfekt vor. Im dritten Satz stehen die aspektuelle Bedeutung der Vorphase und die temporale präsensische Bedeutung der Nachphase gleichberechtigt nebeneinander. Die aspektuellen und temporalen Bedeutungen überlagern sich nicht. Es entsteht damit kein Dominanzkonflikt zwischen aspektueller und temporaler Semantik. Es liegt ein Resultativum vor.

Nur das resultative Perfekt und das Perfekt der additiven Verben können als Tempus klassifiziert werden. Alle drei Formen lassen sich nicht in einer Kategorie einordnen. Versucht man es trotzdem, wie etwa GLINZ 1969, so wird es schwierig, eine übergeordnete kategoriale Bedeutung zu konstruieren, die einmal der Dominanz der temporalen Bedeutung (Perfekt, resultatives Perfekt) und zum anderen der Koexistenz der temporalen und aspektuellen Bedeutung gerecht werden kann.

Wenn GLINZ 1969 die Grundbedeutung des Perfekts (bei ihm sowohl *haben* + Partizip II als auch *sein* + Partizip II) auch für das Gegenwartsdeutsche nicht primär temporal gedeutet haben will, sondern von einer „anderen Handlungscharakteristik“ mit der Grundinformation „vollzogen, durchgeführt, abgeschlossen“ (1969: 54) ausgehen will, dann deswegen, weil er die *sein* + Partizip II-Konstruktionen nicht voneinander trennt, gleichzeitig aber die Familienähnlichkeit von sog. ‚*sein*-Perfekt‘ und dem ‚*sein*-Passiv‘ (‚Zustandspassiv‘) sieht. GLINZ verallgemeinert dabei so sehr, daß er das Perfekt ganz allgemein als mit dem ‚Zustandspassiv‘ vergleichbar ansieht, was eindeutig eine Simplifizierung der sprachlichen Realität darstellt. Auch wenn die ‚Perfekt-Theorie‘ von GLINZ auf einer Übergeneralisierung der charakteristischen aspektuellen Eigenschaften von *sein* + Partizip II und *haben* + Partizip II beruht, so sind doch seine ‚Perfekt-Deskriptionen‘ so treffend, daß es sich lohnt, sie ausführlich zu zitieren:

Diese Grundinformation [vollzogen, durchgeführt, abgeschlossen] scheint mir dem Perfekt *und* dem Präsens des Zustandspassivs gemeinsam zu sein, d. h. sie gilt nach meiner Meinung nicht nur für die *haben*-Gefüge und für diejenigen *sein*-Gefüge, die mit Präteritum austauschbar sind, sondern für alle Gefüge von *sein* + Partizip II. Auch hier kann aber die Grundinformation durch zusätzliche Informations Elemente verschiedenster Art überlagert und modifiziert werden, so daß vor allem für die mit ‚haben‘ gebildeten Gefüge die speziellere Information (geltende Information) ‚vollzogen und damit aus dem Jetzt-Bereich heraus und in den Erinnerungsbereich gerückt‘ so dominieren kann, daß man in ihr auch schon die Grundinformation zu sehen versucht ist. Umgekehrt kann man vor allem bei den *sein*-Gefügen die geltende Information so nahe an den Wert ‚im Jetzt-Bereich des Vollzugs‘ heranrücken, daß man *allen* Perfektformen als Grundinformation eine besondere Nähe zum

Präsens und daher einen besonderen ‚Gegenwartsbezug‘ zuschreiben zu dürfen (oder zu müssen) glaubt.

GLINZ 1969 sieht sich schon fast „versucht“, im *haben*-Perfekt eine andere, nämlich vergangenheitsbezogene Grundinformation zu sehen, bringt dann aber doch lieber alle *haben* und *sein* + Partizip II-Formen auf einen Nenner. Das ist eine gewaltsame Lösung, was GLINZ wohl selbst auch bewußt war, berücksichtigt man die Vorsichtigkeit seiner Formulierungen. Vergleichbar sind aber nur die *sein* + Partizip II-Formen. Sie stellen eine einzige Kategorie dar. Das ‚*sein*-Perfekt‘ und das ‚*sein*-Passiv‘ entsprechen sich nicht nur formal, sondern auch inhaltlich. Es sind Resultativa, die ohne weitere Markierung (*war*) präsentisch sind.

Bei den *haben* + Partizip II-Formen müssen zwei Varianten unterschieden werden: nonadditives (terminatives) Perfekt und additives (duratives) Perfekt. Dem Perfekt additiver Verben fehlt die Nachphase. Die These von der Zweideutigkeit des Perfekts wurde immer wieder geäußert (eine Übersicht findet sich in HARWEG 1973: 257 ff.). Dazu gehört auch WUNDERLICHs Unterscheidung von perfektivem und imperfektivem Perfekt. Beim perfektiven Perfekt dauert, so WUNDERLICH 1970, der Nachfolgezustand bis zum Zeitpunkt des Sprechens noch an, beim imperfektiven Perfekt dagegen nicht mehr. Diese Unterscheidung bedarf noch einer Modifikation: nur beim perfektiven (nonadditiven) Perfekt ist es überhaupt möglich, zwischen einem Vorzustand und einem Nachfolgezustand zu unterscheiden.

Das nonadditive *haben* + Partizip II hat auch nach der temporalen Reinterpretation der Vorphase resultative Bedeutung. Die Resultativität ist aber nicht mehr die zentrale, prototypische Bedeutung. Als prototypisch kann nur die Bedeutung betrachtet werden, die sich nonadditives und additives Perfekt teilen. Zentral und kategoriendeterminierend ist also die Bedeutung der temporalen Distanz bzw. der temporalen Abgeschlossenheit. Da die additiven Perfektkonstruktionen nicht über die Bedeutung des Nachzustands verfügen, kann der resultative Bedeutungsanteil der nonadditiven Verben nur als sekundäres kategoriales Merkmal bestimmt werden, das zu peripher ist, als daß es das Perfekt definieren könnte.

Gerade dieses periphere Merkmal des Nachzustands unterscheidet aber das Perfekt noch vom Präteritum. Das Perfekt der additiven Verben mit seinem grammatischen Merkmal der temporalen Abgeschlossenheit unterscheidet sich kaum mehr vom Präteritum. Das Präteritum war zwar ursprünglich als Imperfekt das Vergangenheitstempus der imperfektiven Verben und wies anfangs die Bedeutung der unabgeschlossenen Vergangenheit auf. Mit dem Eintritt der nonadditiven Verben in diese Konstruktion wurde diese aspektuell motivierte Bedeutung der Unabgeschlossenheit zunehmend abgeschwächt. Man muß sich bewußt machen, daß gerade das nonadditive Präteritum und das additive Perfekt synonym sind, was ihre

grammatische Bedeutung betrifft. Das additive Perfekt steht dem nonadditiven Präteritum damit näher als dem nonadditiven Perfekt. Damit werden die kategorialen Grenzen zwischen den beiden Kategorien unscharf. Additives Perfekt und nonadditives Präteritum erfüllen die gleichen Funktionen. Hier dürfte es die ersten Einbrüche des Perfekts in die Domäne des Präteritums gegeben haben.

Die stärkste Opposition besteht noch zwischen dem *haben*-Perfekt der nonadditiven Verben und dem Präteritum der additiven Verben. Aus diesem Grund wird die nonadditive Variante des Perfekts häufig als Muster für die Definition des Perfekts genommen. STRÁŽNICKÝ (1966: 31) bezieht sich bei seiner kontrastiven Untersuchung der tschechischen und deutschen Vergangenheitstempora auf diese Perfektvariante, wenn er das Perfekt ganz allgemein definiert als das „Tempus zur Wiedergabe vergangener, abgeschlossener oder vollzogener Handlungen mit einer ausgeprägten Bedeutungsvariante, die aus der Gesamtbedeutung ableitbar ist und das Resultat der Handlung betont, indem es die Handlung auf den Moment des Sprechaktes, d. h. die Gegenwart beider Gesprächspartner bezieht.“

Das Problem ist, daß das resultative Perfekt, das mit dieser Definition erfaßt wird, zwar das ‚gute‘ Perfekt ist, d. h. das Perfekt, das sich vom Präteritum wahrnehmbar unterscheidet. Doch stellt es nicht das ‚typische‘ Perfekt dar. Das resultative Perfekt ist das Perfekt der nonadditiven Verben. Diese Verbsorte stellt im Deutschen nicht die Mehrheit. Mit dem Eintritt der additiven Verben in die Konstruktion, wird die hochfrequente additive Perfektvariante zum typischen Perfekt, ohne über eine typische grammatische Bedeutung zu verfügen, die sie vom Präteritum unterscheiden würde.

Der Unterschied zwischen resultativem Perfekt und Präteritum ist durchaus noch spürbar. Das zeigt ein Übersetzungsvergleich der deutschen und tschechischen Tempora, den STRÁŽNICKÝ durchgeführt hat. Das Tschechische weist nur ein Vergangenheitstempus auf — das Präteritum, das auf ein altes Perfekt zurückgeht. Das tschechische Präteritum kann von Verben perfektiven und imperfektiven Aspekts gebildet werden. STRÁŽNICKÝ (1966: 92) kam zu dem Ergebnis, daß die übliche Übersetzung des tschechischen imperfektiven Präteritums das deutsche Präteritum ist, während das perfektive Präteritum des Tschechischen am häufigsten mit dem deutschen Perfekt übersetzt wird. STRÁŽNICKÝs Übersetzungsvergleich stützt sich auf die geschriebene Sprache, die im Vergleich mit der gesprochenen Umgangssprache einen älteren Ausschnitt aus der Diachronie repräsentiert. In der gesprochenen Gegenwartssprache ist diese Polarisierung längst nicht mehr so ausgeprägt. Da die Mehrzahl der Perfektkonstruktionen im Deutschen von den undifferenzierten, bloß temporalen additiven Perfektvarianten gestellt wird, wird das Perfekt in funktionaler Hinsicht zum starken Konkurrenten des Präteritums. Berücksichtigt man

diachrone Tendenzen, so sind die Prognosen eindeutig: das Perfekt wird zum neuen Präteritum werden. Auch das slavische Präteritum geht auf ein Perfekt zurück und das starke Präteritum des Deutschen ebenfalls.

Der Präteritumsschwund ist längst nicht mehr allein auf das Süddeutsche begrenzt. Ein Rückgang des Präteritums ist in der gesprochenen deutschen Gegenwartssprache ganz allgemein festzustellen. Ausgehend vom Oberdeutschen breitet sich dieser Prozeß der Verdrängung des Präteritums durch das *haben*-Perfekt nach Norden zu aus. Aufschlußreich ist hierzu die Untersuchung von SIEBERG 1984 zur Verwendung der Perfekts und Imperfekts in gesprochener Sprache<sup>9</sup>. SIEBERG (1984: 94) kommt zu dem Ergebnis, daß die Verwendung des Imperfekts (Präteritums) sich auf ganz spezifische Verben beschränkt:

Es bleibt festzuhalten: Der Bestand des Imperfekts in der gesprochenen Sprache ist wesentlich an die Modal- und Hilfsverben, sowie an einige wenige, aber oft gebrauchte starke Verben gebunden. Die Ähnlichkeit dieser Verbgruppen liegt nach einer ersten Beobachtung darin, daß sie ähnliche Prädikationsstrukturen (Zweiteiligkeit des Prädikats und damit des Satzes) zu realisieren vermögen.

Den größten Teil der mit Imperfekt (Präteritum) verwendeten Verben machen, neben den Auxiliar- und Modalverben und einigen weiteren stark frequenten Verben, die Funktionsverben aus. Das läßt sich aus einer Verbliste SIEBERGS (1984: 90) entnehmen, in der die Verben nach der Häufigkeit der Verwendung im Präteritum geordnet sind. Am häufigsten wird *sein* im Präteritum verwendet, danach folgen: *kommen, haben, sagen, werden, können, wollen, gehen, müssen, stehen, fahren, kriegem, wissen, geben, tun, machen, sollen, liegen, denken, laufen, fallen, nehmen, bleiben, finden*.

SIEBERG legt das Ergebnis vor, daß nur 25 Verben an der Bildung von 90% der Belege im Präteritum beteiligt sind. So erscheinen etwa die Modalverben zu 90% im Präteritum. Die Mehrzahl der nicht hochfrequenten Verben erscheint in dem Vergangenheitstempus Perfekt: „Das Perfekt bietet hingegen ein reiches Spektrum an verschiedenen Verben mit z. T. sehr differenzierten Bedeutungen. Die Zahl der einzelbelegten Verben liegt gegenüber dem Imperfekt wesentlich höher“ (SIEBERG 1984: 97). Das Präteritum ist das Tempus all der Verben, die zur Satzrahmung beitragen. Das ist SIEBERGS wichtigste Beobachtung: „Das Imperfekt dominieren [...] eindeutig die Verben und Verbsondergruppen, die einer Gefügebildung und damit einer Zweiteilung des verbalen Ausdrucks Vorschub leisten.“ SIEBERG schlägt dafür folgende Erklärung vor: „Indem die Imperfektbil-

<sup>9</sup> SIEBERGS Korpus basiert auf dem ‚Erp-Projekt‘. Erp ist ein Vorort von Köln und liegt in dem „eindeutig definierten ostribuarischen Dialektgebiet ‚Köln – Düren – Euskirchen“ (SIEBERG 1984: 22).



dungsweise sich von ihrer Struktur her der periphrastischen Bildungsweise des Perfekts anpaßt, dient sie der ‚Vereinheitlichung‘ und ‚Systematisierung‘ des Konjugationssystems; zwei Momente, die wesentliche Aspekte eines ‚qualitativen‘ Ökonomiebegriffs betreffen“ (SIEBERG 1984: 198).

Gerade die Funktionsverben — SIEBERG selbst nennt sie analytische verbale Einheiten — lassen sich wesentlich seltener im Perfekt als im Präteritum belegen (SIEBERG 1984: 205). Das Präteritum wird also nicht grundsätzlich aufgegeben. Es wird immer dann verwendet, wenn es sich in analytischen Konstruktionen verwenden läßt. Mit anderen Worten, das Präteritum ‚hilft‘ beim Aufbau eines analytischen Präteritums mit, das im wesentlichen aus ‚alten‘, überwiegend additiven Perfektformen und den neuen, nonadditiven Funktionsverbgefügen besteht. Beim Aufbau des neuen analytischen Perfekts sind also gerade die miteinander synonymen Varianten des Perfekts und des Präteritums beteiligt. Eben das additive Perfekt und das nonadditive Präteritum weisen die gleichen grammatischen Merkmale auf.

Die einst charakteristischen Bedeutungen des Perfekts (resultatives Perfekt) und des Präteritums (additives Präteritum; das Imperfekt im engen Sinn), die STRÁŽNICKÝ 1966 noch hervorhebt, werden dagegen aufgegeben.

Die Konkurrenzsituation von Perfekt und Präteritum läßt sich so zusammenfassen:

1. Perfekt und Präteritum erweisen sich bei der Mehrzahl der Verben im Deutschen als austauschbar und synonym.
2. Es ist unökonomisch, zwei Tempora mit weitgehend gleichen Funktionen gleichermaßen zu erhalten.
3. Beide Vergangenheitstempora sind gleich funktionstüchtig. Nach SIEBERG (1984: 252) besteht zwischen der kommunikativen Leistungsfähigkeit von Perfekt und Imperfekt bzw. Präteritum kein Unterschied.
4. Der Faktor, der die Konkurrenzsituation steuert und entscheidet, ist nach SIEBERG das Prinzip der Satzrahmung. Die anhaltende Verwendung der nonadditiven Funktionsverbgefüge im Präteritum weist darauf hin, daß es um die Schaffung eines analytischen Präteritums geht.

Das *haben*-Perfekt hat sich damit eindeutig zu einem Vergangenheitstempus entwickelt. Resultative Perfektvorkommen mit *haben* stehen außerhalb des Systems, das sich zunehmend zu etablieren beginnt. Es läßt sich prognostizieren, daß sie durch die Präteritalformen der perfektiven Funktionsverbgefüge ersetzt werden, wenn sie ihre resultative Bedeutung nicht ‚rechtzeitig‘ aufgeben.

Das ‚neue Perfekt‘, das nichts anderes als ein analytisches Präteritum darstellt, unterscheidet sich damit grundlegend vom englischen Perfekt, das seine resultative Bedeutungskomponente beibehalten hat. Da die Mehrzahl der Verben im Englischen nonadditiv ist, konnte niemals eine Entdif-

ferenzierung der prototypischen resultativen Perfektbedeutung, wie sie im Deutschen stattgefunden hat, eintreten. Die meisten Perfektformen im Englischen sind damit immer noch ‚echte‘ und nicht von additiven Verben besetzte Perfektvarianten. So gilt für das englische Perfekt immer noch allgemein:

the present perfective differs from the simple past from relating a past event/state to a present time orientation. Thus in situations (which are not unusual) where either the present perfective or the simple past can be appropriately used, it is generally felt that they are not interchangeable, but that the present perfective relates the action more directly to the present time.

(QUIRK et al. 1985: 192)

Das englische Perfekt ist ein Resultativperfekt. Es ist kein Resultativum, wie es in Kap. 4 beschrieben wurde, da der vergangene Zeitbezug dominiert und nicht der präsentische Zeitbezug, durch den das Resultativum definiert ist. QUIRK et al. bevorzugen den Terminus ‚perfective aspect‘. Definiert man *have* + Partizip II allein als Aspekt, so ist diese Kategorie allerdings unterdeterminiert. Perfektivität allein, mit dem Merkmal der Nonadditivität und dem damit verbundenen Merkmal der Abgeschlossenheit ist nicht imstande, Gegenwartsbezug zu bewirken, den *have* + Partizip II im Englischen immer noch hat. So kann *have* + Partizip II nicht mit Tempusadverbialen konstruiert werden, die sich auf einen Zeitpunkt oder Zeitabschnitt in der Vergangenheit beziehen (vgl. COMRIE 1985: 78). Es ist daher notwendig, wie das COMRIE (1976: 62) vorschlägt, zwischen Perfekt und Perfektivität zu unterscheiden.

Im Gegenwartsdeutschen stellt das resultative Perfekt die Ausnahme dar, da die additiven Verben dominieren. Offenbar besteht in bezug auf den aspektuellen Ausgangswert der Verbalcharaktere ein Nord-Südgefälle. Von Norden nach Süden nehmen die nonadditiven Verbalcharaktere ab. Wenn diese Annahme zutrifft, dann ergibt sich eine einheitliche Erklärung für den seit dem 15. Jahrhundert im Oberdeutschen einsetzenden Präteritumsschwund und den gegenwärtigen Abbau des Präteritums im gesprochenen Deutschen.

Die semantische Entdifferenzierung des Perfekts ist abhängig:

- a) von der Möglichkeit, daß additive Verben in die Konstruktion eintreten können und
- b) von einer mengenmäßigen Dominanz der additiven Verben, so daß die resultative Bedeutung des Perfekts von der nichtresultativen Variante des additiven Perfekts verdrängt wird.

In manchen Sprachen ist (a) nicht zulässig, wie etwa im modernen Griechischen, wo nur perfektive Verben ein Perfekt bilden können (Hinweis in COMRIE 1976: 62). Das Gegenteil, nämlich daß nur additive (imperfektive

und durative) Verben im Perfekt erscheinen können, nicht aber die nonadditiven (perfektiven und terminativen) Varianten, ist nicht bekannt, so COMRIE (1976: 63), der diesen Befund so zusammenfaßt: „there is a more natural relationship between perfect and perfective than between perfect and imperfective.“ Da das Perfekt (Vergangenheitstempus) auf ein perfektives Resultativum zurückgeht (präsentischer Zeitbezug) und dieses wieder nur mit perfektiven Verben gebildet wird, besteht die Affinität zwischen Perfekt und Perfektivität ganz notwendig. Es ist zwar möglich, daß das Perfekt übergeneralisierend mit imperfektiven bzw. additiven Verben verwendet wird. Ein Perfekt, das zunächst nur mit additiven Verben gebildet wird, ist dagegen nicht möglich. Es widerspräche der Entwicklungslogik der Sprache, die sich auf der Basis der bekannten Daten so darstellt:

Perfektivität > präsentisches Resultativum > resultatives Perfekt > analytisches Präteritum

Das Perfekt wird im Gegenwartsdeutschen überwiegend mit additiven Verben gebildet. Eben aus diesem Grund ist das formale Perfekt kein Perfekt mehr, sondern ein analytisches Präteritum, ebenso wie die präteritalen Formen der perfektiven Funktionsverbgefüge analytische Formen des Präteritums darstellen.

Die übergeneralisierende Verwendung von *haben* + Partizip II mit durativen (additiven) Verben setzt laut OUBOUZAR (1974: 91) im 14. Jahrhundert ein, um dann im 15. Jahrhundert stark zuzunehmen (1974: 37). OUBOUZAR macht dabei immer wieder auf den Zusammenhang mit dem Zusammenbruch der aspektuellen Opposition aufmerksam:

Die Formen der Vollzugsstufe des Präsens und des Präteritums Aktiv [= präsentisches Resultativum und präteritales Resultativum bzw. Perfekt und Plusquamperfekt in ihrer ursprünglichen Bedeutung], die zu Beginn des 11. Jh. noch relativ selten waren, werden im 11., 12. und 13. Jh. zahlreicher, sind aber im Prinzip immer noch von einem Verb mit resultativem [perfektivem] Aspekt gebildet (*getuon/hat getan*).

Erst im 14. und vor allem im 15. Jh. werden die aspektuellen Gesichtspunkte immer weniger berücksichtigt und schließlich außer acht gelassen. Das hat die uneingeschränkte Bildung der Vollzugsstufe für alle kursiven [imperfektiven] Verben zur Folge (*sein, haben*, Modalverben), was sich besonders seit dem Beginn des 16. Jh. auswirkt.

Die Durchführung des Präteritumschwunds im Oberdeutschen korreliert auffällig mit diesen Daten. Nach LINDGREN (1957: 65–68) beginnt die Ausbreitung des Perfekts allmählich um 1500 (Augsburger Chroniken). In Nürnberger und in fränkischen Chroniken haben zu diesem Zeitpunkt noch keine Änderungen stattgefunden. Ab 1535 überwiegt das Perfekt und verdrängt das Präteritum als Erzähltempus immer mehr. Nach 1650

nimmt dann auch in oberdeutschen Erzähltexten das Präteritum wieder zu. Auch für das Oberdeutsche gilt (LINDGREN 1957: 97): „aus der Schriftsprache verschwindet das Präteritum nie vollständig.“ Inzwischen ist aber die oberdeutsche Schriftsprache verschwunden.

JÖRG 1976 stellt für das Schweizerdeutsche, fast synchron zum Oberdeutschen, die gleiche Schwundperiode für das Präteritum fest: 1500–1550. Nach JÖRG (1976: 183) kam die Neuerung vom Norden und dehnte sich von Basel über Bern und Luzern bis Zürich mit einer Verzögerung von etwa 100 Jahren aus. Als Grund für die Verdrängung macht ~~er~~<sup>sie</sup> die Funktionsangleichung beider Kategorien verantwortlich. Lautliche Gründe als Ursache für den Rückgang des Präteritums (sog. Apokopisierungsthese, wonach Präteritum und Präteritum Konjunktiv ununterscheidbar geworden seien) wurden auch von LINDGREN für wenig plausibel gehalten. P. TROST (1980: 188) nimmt an, daß zuerst ein Verlust der Tempusdifferenzierung zwischen Perfekt und Präteritum stattgefunden hat: „Die Ausweitung des Perfektgebrauchs wurde die eigentliche Ursache des Präteritumschwunds. Die Ausweitung des Perfektgebrauchs führte zur Bedeutungsentleerung [...]“. P. TROST erklärt nicht, wieso es zu dieser Ausweitung des Perfektgebrauchs kommen konnte. Er beschließt seine Arbeit stattdessen mit dem Hinweis darauf, daß es noch eine ganze Reihe von Fragen gebe, die man gerne beantwortet hätte und die genau so schwer zu beantworten seien:

Haben wir eine Erklärung dafür, daß der Aspektunterschied im Germanischen nicht ausgebaut, sondern aufgegeben wurde? Haben wir eine Erklärung dafür, daß außerhalb des Deutschen, z. B. im Tschechischen, in alter Zeit das Perfekt zum reinen Präteritum wurde und Imperfekt und Aorist verdrängte, aber erst in der neueren gesprochenen Sprache sich ein possessives Perfekt ausbildete? Die Etappen und die Bedingungen des Präteritumsverfalls und -schwundes im Deutschen sind keinesfalls vollkommen durchsichtig.

P. TROST berührt hier all die Bereiche, von denen in dieser Arbeit die Rede war. Ist das Zufall oder gehen die ungelösten Fragen auf eine statische Konzeption des Kategorienbegriffs zurück? Aspekt, Perfekt und Präteritum sind in diachroner Hinsicht verschiedene Stadien ihrer selbst, in synchroner Hinsicht stehen sie in Reinterpretationszusammenhängen. Es handelt sich um keine Begriffe, die Entitäten bezeichnen. Aufgrund der Unumkehrbarkeit der Entwicklungsvorgänge möchte man fast sagen, daß Kategorien altern. Das trifft zumindest auf ihre Form zu, die immer wieder neue kategoriale Inhalte aufnimmt, ohne die alten kategorialen Inhalte aufzugeben. Sie stellen die Komponenten der neuen kategorialen Bedeutung dar. Die ursprünglicheren, einfachen Funktionen werden gleichzeitig kontinuierlich erneuert. Der Alterungsprozeß der Kategorien

geht in den Fällen, die in dieser Arbeit untersucht worden sind, jedesmal auf die übergeneralisierende Verwendung von Kategorien zurück. Zuvor unvereinbare kategoriale Merkmale, wie z. B. Außenperspektive und Innenperspektive, müssen plötzlich zusammenpassen, sobald ein Prozeß der Übergeneralisierung erfolgt ist.

Das gilt auch für das Präteritum. Nicht die Ausweitung des Gebrauchs, wie P. TROST meint, führte zu einer semantischen Entdifferenzierung des Perfekts. Zuerst wurde die semantische Differenzierung aufgegeben, wodurch die Ausweitung des Gebrauchs vorbereitet wurde. Sobald ein Resultativum, das eigentlich die analytische Präsenskonstruktion der non-additiven Verben darstellt, mit additiven Verben konstruiert wird, ist es kein Resultativum mehr, sondern eine Kategorie, die die konträren Merkmale auf einen gemeinsamen Nenner bringt. Das Perfekt ist eine Kategorie, die die aspektuellen und temporalen Anteile miteinander versöhnt. Im Deutschen ist dieser Prozeß weitergegangen. Sobald das Perfekt primär nur noch mit den innenperspektivierenden additiven Verben konstruiert wird, entfällt die aspektuelle Komponente. Tempora sind innenperspektivierend und die additiven Verben sind die prototypischen Tempusverben. Aus dem Perfekt wird ein Tempus. Kennzeichnend für ‚junge Tempora‘ ist, daß sie sich ungern mit nonadditiven Verben konstruieren lassen. Genau das zeichnet sich im Gegenwartsdeutschen ab: gerade die nonadditiven Funktionsverbgefüge werden nicht mit dem Perfekt konstruiert, obwohl es einst als Konstruktion den nonadditiven Verben vorbehalten war.

Das Präteritum wird als Form in spezifischen Kontexten nicht aufgegeben werden. Die künftige Koexistenz von Perfekt und Präteritum läßt sich auf der Basis der von SIEBERG formulierten Tendenzen, der Daten aus der Sprachgeschichte und der hier vorgetragenen Theorie der sprachlichen Kategorisierung so prognostizieren: So wie sich im Deutschen die Formen des starken Präteritums, das auf ein indogermanisches Perfekt zurückgeht, und des schwachen Präteritums eine einzige Funktion teilen, so werden nach dem vollständigen Abschluß der Entwicklung des Perfekts zu einem PAST-Tempus das analytische PAST und das synthetische PAST koexistieren. Da das synthetische Präteritum bevorzugt nur noch in analytischen Konstruktionen Verwendung findet, läuft die gesamte Entwicklung nicht nur auf eine einheitliche grammatische Bedeutung, sondern auch auf eine einheitliche formale Realisierung dieses Inhalts zu. Stimmt das hier vorgetragene Reinterpretationsmodell, dann müßten die verbliebenen präteritalen Verbformen, die sich nicht in das neue analytische Präteritum integrieren lassen, modal reinterpretiert werden. Genau das hat stattgefunden. Im Oberdeutschen sind die einstigen Präteritalformen heute nur noch als Konjunktive vertreten. Die Fortsetzung dieser Tendenz läßt sich mit der Ausbreitung des analytischen Präteritums und der Verdrängung des synthetischen Präteritums voraussagen. Es bleibt zu hoffen, daß Normie-

rungsbestrebungen diese natürlichen Tendenzen nicht behindern und so Irregularitäten auslösen. Funktionsverbgefüge und *be*-Verben bilden die wesentlichen Bausteine eines sich neu strukturierenden Aspektsystems. Es hat also keinen Sinn, die zunehmenden Nominalisierungstendenzen als ‚inhumane Akkusative‘ zu ächten. Auf den Schaden, den normierende Grammatiken und der darauf aufbauende Sprachunterricht anrichten können, weist auch EISENBERG (21989: 131 ff.) hin. Nach EISENBERG wird ein grammatischer Unterschied zwischen Konjunktiv I und Konjunktiv II behauptet und vermittelt, der in der sprachlichen Realität nichts anderes als ein Unterschied des Registers ist. Bei der Distribution des Perfekts und Präteritums könnte es zu ähnlichen Irregularitäten kommen. Die hyperkorrekte Verwendung des Präteritums in der gesprochenen Sprache der Medien unterscheidet sich stark von den Tendenzen der gesprochenen Sprache, wie sie SIEBERG festgestellt hat.

Der Übergang des Perfekts in ein Präteritum hat im Laufe der Sprachgeschichte wiederholt stattgefunden. Es handelt sich um eine übereinzelsprachlich auftretende Gesetzmäßigkeit, die in umgekehrter Richtung bislang nicht beobachtet werden konnte. Eine Erklärung dieses Prozesses fehlt.

Der Umbau des Tempussystems des Deutschen findet gegenwärtig statt und alle beteiligten Faktoren können aus der Nähe betrachtet, beschrieben und festgehalten werden. Es bietet sich hier die Gelegenheit, die offenbar universale Tendenz der Verwandlung des Perfekts in ein Präteritum durch die genaue Dokumentierung dieses Prozesses im Deutschen zu erforschen. Ein weiterer günstiger Ausgangspunkt für ein solches Projekt stellt die ‚Ungleichzeitigkeit‘ der Entwicklung in den verschiedenen dialektalen Gebieten des Deutschen dar. Diese Gelegenheit, einen Ausschnitt aus der universalen ‚Logik der sprachlichen Kategorisierung‘ kennenzulernen, sollte man sich eigentlich nicht entgehen lassen.

## 6. Kapitel: Zusammenfassung und Ausblick

### 6.1 Ergebnisse

Die Ergebnisse der Arbeit lassen sich in zwei Gruppen einteilen; in solche, die die Theorie der sprachlichen Kategorisierung betreffen und in Einzelergebnisse, die sich auf die Verbalkategorien des Deutschen beziehen.

#### I. Theorie der sprachlichen Kategorisierung:

1. Die Verbalkategorien sind unterschiedlich komplex. Sie bestehen aus einem begrenzten Set an grammatischen Merkmalen. Die komplexeren Kategorien enthalten dabei die Merkmale der einfacheren grammatischen Kategorien. Alle Kategorien sind durch einen homogenen grammatischen Prozeß miteinander verbunden. Die beiden wesentlichen Komponenten dieses Prozesses sind Übergeneralisierung und Reinterpretation. Die Übergeneralisierung läßt sich als die Verwendung eines ‚falschen‘ bzw. nichtoptimalen sprachlichen Elements in einer Konstruktion charakterisieren (z. B. Verwendung eines vergangenheitsbezogenen Tempusflexivs, obwohl gegenwärtiger Zeitbezug vorliegt). Reinterpretationsprozesse bestehen in der Neudeutung dieses Merkmal-konflikts. Auf diese Weise entstehen anstelle von ungrammatischen Äußerungen solche mit neuer grammatischer Bedeutung (beim erwähnten Beispiel erfolgt die modale Deutung des Flexivs). Reinterpretationsprozesse integrieren konträre Merkmale und schaffen so einen neuen kategorialen Inhalt.

Reinterpretationsprozesse sind gerichtet und erfolgen in einer unumkehrbaren Reihenfolge. Diese ist ASPEKT—GENUS VERBI—TEMPUS—MODUS. Es gibt Übergangskategorien, die die Entstehung neuer Kategorien vorbereiten (Aspekt—RESULTATIVUM—Passiv; Passiv—PERFEKT—Tempus). Übergangskategorien sind instabil und werden regelmäßig durch Vollkategorien ersetzt.

Die Gerichtetheit der Reinterpretationsprozesse wird durch die neuen Ergebnisse zum Kindspracherwerb immer wieder bestätigt. Dazu kommt, daß sich die Reihenfolge der Reinterpretation in der Anordnung in Nähe zum Verbstamm widerspiegelt (BYBEE 1985). Primäre Lesarten werden näher am Verbstamm enkodiert als abgeleitete kategoriale Lesarten. Die Gerichtetheit der Reinterpretationsprozesse wird

auch durch die sprachgeschichtlichen Daten bestätigt. Kategoriale Lesarten können fossilieren und werden so zu stabilen kategorialen Inhalten. Das sind Inhalte, die bei der Verwendung eines spezifischen Flexivs erwartbar geworden sind. Dies ist immer dann der Fall, wenn die übergeneralisierende Verwendung eines einst nichtoptimalen Elements nicht auf Einzelfälle beschränkt bleibt, sondern den Regelfall darstellt. Die Verbalkategorien stehen in diachroner Hinsicht in einem unumkehrbaren Entstehungszusammenhang und in synchroner Hinsicht in einem unumkehrbaren Reinterpretationszusammenhang.

2. Die Verbalkategorien stellen eine nichtarbiträre Zeichenklasse dar. Alle grammatischen Merkmale lassen sich unmittelbar oder mittelbar vom Standort des Sprechers ableiten. Das ergab die Erarbeitung der zentralen Merkmale der Aspektkategorie, der Basiskategorie, von der die Reinterpretationsprozesse ihren Ausgang nehmen.

Sprecher können sich in bezug auf die von ihnen betrachteten Gegenstände oder Ereignisse innen bzw. außen befinden. Mit dem jeweiligen Standort und der damit verbundenen Perspektive werden Wahrnehmungsvorgaben gemacht. Die Perspektive bestimmt, ob ein Gegenstand oder ein Ereignis als Ganzes wahrgenommen wird (Außenperspektive) oder nicht (Innenperspektive). Die von der Perspektive ableitbaren Merkmale lassen sich mit Termini, die von der Mereologie (der Logik der Teil-Ganzes-Relationen) entlehnt wurden, beschreiben. Der Vorteil dieser Termini besteht darin, daß sich damit nicht nur der Aspekt, sondern auch die komplexen Verbalkategorien beschreiben lassen, so daß die Relationen der Kategorien zueinander ohne die oft störenden kategoriengebundenen Konnotationen traditioneller Termini einheitlich beschrieben werden können. Mit den Merkmalen der Additivität/Nonadditivität und Teilbarkeit/Nichtteilbarkeit lassen sich nicht nur die Verbalkategorien, sondern auch die Wortarten und die Numeruskategorie erfassen. Es werden Hinweise darauf gegeben, daß sich nicht nur die syntagmatische Anordnung von Sprache, sondern auch die Struktur des paradigmatischen Bereichs (Lexikon) über Teil-Ganzes- bzw. Ganzes-Teil-Relationen beschreiben läßt.

Merkmale, die sich nicht vom Standpunkt des Sprechers direkt oder mittelbar über Reinterpretationsprozesse ableiten lassen, ließen sich nicht finden. In diesem Sinn ist der Standpunkt des Sprechers tatsächlich ‚unhintergebar‘. Und in diesem Sinn stellen die verbalen Kategorien (und vermutlich die grammatischen Kategorien allgemein) eine ‚natürliche‘ und nichtarbiträre Zeichenklasse dar.

3. Die Verbalkategorien sind Perspektivierungskategorien. Die Aspektkategorie stellt die Wahl zwischen zwei Perspektiven bereit. Während die konkrete Erfahrung immer an eine Perspektive bindet, stellt die sprachliche Kategorie des Aspekts die Mittel bereit, bei der



Darstellung des sonst gleichen Sachverhalts gleichzeitig zwischen zwei Perspektiven — unabhängig von der konkreten Erfahrung — zu wählen. Das gleiche gilt für das Passiv, das, anders als oft angenommen wird, nicht synonym mit den Aktivkonstruktionen ist, sondern einen eigenen kategorialen Inhalt bereitstellt. Die Kategorie Genus verbi ermöglicht die Wahl zwischen Handlungs- und Geschehensperspektive. Auch Tempus und Modus ermöglichen die Wahl zwischen mehreren Perspektiven (jetzt/nichtjetzt und real/nichtreal), die nicht in Übereinstimmung mit der jeweiligen Erfahrung gewählt werden müssen. Sprachliche Kategorien überschreiten die Wahrnehmungskategorien und sind gleichzeitig von ihnen abgeleitet.

4. Kategoriale Inhalte werden auf der notwendigen Linearität der sprachlichen Äußerungen ikonisch zum Ausdruck gebracht. Berücksichtigt man den Standort des Sprechers, so erfolgen Verweisungen immer von bekannt (Sprecher, Nähe) zu unbekannt (Ferne). Dieser Verweisungsrichtung entspricht die Thema-Rhema-Struktur von Sätzen, die übereinzelsprachlich realisiert ist. Definite Elemente werden früher geäußert als indefinite. Dieses Gesetz des Definitheitsgefälles gilt für die sprachliche Einheit des Satzes. Verstöße gegen die natürliche Serialisierung müssen markiert werden. Dies wird durch die Flexive der grammatischen Kategorien geleistet. Ikonisch realisierte Inhalte stimmen dagegen mit den Präsuppositionen, die mit natürlicher Serialisierung verbunden sind, überein und kommen daher ohne Markierungen aus.
5. Es gibt anaphorische und kataphorische Kategorien. Die hartnäckige Suche nach der Funktion des Passivs konnte durch die Berücksichtigung von Ergebnissen aus der Sprachtypologie die Verwandtschaft des Passivs mit der Definitheits-/Indefinitheitskategorie ausfindig machen. Wie der definite Artikel verfügt das Passiv über anaphorische Verweisungskapazitäten. Das Passiv garantiert das ‚natürliche‘ Satzgefälle von definiten zu indefiniten Inhalten, besetzt dabei aber gleichzeitig die sprachliche Kette ‚in umgekehrter Richtung‘ mit semantischen Rollen. In diesem Sinn ist das Passiv kontraikonisch. Hierin unterscheidet sich das Passiv von allen anderen Kategorien. Es nutzt die sprachliche Linearität ‚syntagmatisch‘, nur in umgekehrter Richtung, während die Inhalte der anderen Kategorien in der paradigmatischen Nutzung der sprachlichen Linearität bestehen, die durch reinterpretierte Inhalte besetzt wird. Der Ausnahmestatus der Kategorie Genus verbi zeigt sich in sprachtypologischer Hinsicht auch darin, daß keine der Konstruktionsrichtungen privilegiert ist. Es gibt ‚passivische‘ (ergative) und ‚aktivische‘ (akkusativische) Sprachen. Die notwendige Linearität von sprachlichen Äußerungen wird in jedem Fall durch die doppelte Besetzung mit semantischen Rollen optimal genutzt. Das Satzgefälle von Definitheit zu Indefinitheit bleibt dabei erhalten.

Der Vergleich des Passivs mit der Definitheitskategorie ermöglichte eine Einordnung der unpersönlichen Passivvorkommen, die sich bislang nicht mit der Definition des persönlichen Passivs miteinfassen ließen, obgleich das vielfach versucht worden ist. Wenn das persönliche Passiv ein definites Passiv ist, so ist das unpersönliche Passiv ein indefinites Passiv. Beim persönlichen/definiten Passiv werden semantische Rollen vorgestuft, d. h. früher realisiert, als es den Präsuppositionen entspricht (anaphorischer Prozeß), beim indefiniten Passiv verhält es sich umgekehrt. Indefinite Elemente verfügen über kataphorische Verweisungskapazitäten (vgl. indefiniter Artikel).

Auch bei der Tempuskategorie liegen zwei Verweisungsrichtungen vor. Die Vergangenheitstempora repräsentieren den anaphorischen Pol, die Futurformen den kataphorischen Pol. Es gibt schließlich zwei Modusformen. Die einen sind von Futurtempora ableitbar, die anderen von Vergangenheitstempora. Eine genaue Untersuchung der grammatischen Merkmale wurde nicht mehr unternommen, da das Durchschreiten des „Irrgartens der Modalität“ (JONGEBOER 1986) eine genaue Kenntnis der umfangreichen Literatur voraussetzt. Berücksichtigt man den nachstehenden Ausspruch von JESPERSEN (1924: 321), dann ließe sich jedoch auf der Basis der vorgetragenen Ergebnisse zum Prozeß der sprachlichen Kategorisierung ein Vorschlag machen, der zur Übersichtlichkeit der vielfältigen Terminologien in diesem Bereich beitragen könnte. JESPERSEN schreibt: „There are many ‚moods‘ if once one leaves the safe ground of verbal forms actually found in a language.“ Wenn man sich an die sprachlichen Formen und die damit verbundenen Interpretationsprozesse hält, dann gibt es den von Vergangenheitstempora abgeleiteten anaphorischen Modus, der als ‚Distanzkategorie‘ eine Distanzierung von der Realität (‚Irrealis‘) zum Ausdruck bringt, und es gibt einen von zukunftsbezogenen Tempora abgeleiteten kataphorischen Modus, der die Wirklichkeit vorwegnimmt bzw. in ihr vorausgeht (‚Konditional‘). Der Imperativ ist als „semifinite Form“ (DONHAUSER 1986) auf einer völlig anderen kategorialen Ebene angesiedelt und wird zu Unrecht mit den anderen Modi in einen Zusammenhang gebracht.

## II. Die Verbalkategorien des Deutschen

1. Der Aspekt ist eine Basiskategorie auch des Deutschen. Der Zusammenbruch des einstigen Aspektsystems, dessen massive Auswirkungen im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen sichtbar werden, führte zu einer vollständigen Umstrukturierung des Verbalsystems. Da Aspekt immer stammnah realisiert werden muß, kam es zu einer Aufspaltung der synthetischen Verbalformen. Das perfektivierende Verbalpräfix *ge-* wurde dabei stammnah als Kennzeichen des Partizips II realisiert. Alle analytischen Formen mit Partizip II konnten consequen-

terweise zunächst primär nur mit Verben perfektiven Aspekts oder terminativer Aktionsart (mit nonadditiven Verben also) konstruiert werden. Durch die übergeneralisierende Verwendung dieser Konstruktionen mit ‚nichtpassenden‘ Aspektverben kam es zu einer Reinterpretation der analytischen Aspektkonstruktionen. Es entstehen neue kategoriale Lesarten.

Wieder fehlt eine Form, die aspektuelle Außenperspektivierung auszudrücken vermag. Die Antwort darauf sind die neu entstehenden und gegenwärtig äußerst produktiven Funktionsverbgefüge, die perfektive Aspektpartner bereitstellen. Wieder wurden synthetische Verbformen in analytische Verbformen aufgesprengt. Die durchgeführte einheitliche Beschreibung von Substantiven und Verben ermöglichte ein Verständnis der Motivation dieses Prozesses. Unmarkierte, prototypische Substantive verhalten sich wie markierte Verben (Außenperspektive). Durch die Aufsprengung der Verben in einen substantivischen lexikalischen Kern und in eine bedeutungsentleerte finite Verbform, wie sie bei Funktionsverbgefügen stattfindet, wird das ‚Bybee-Gesetz‘ eingehalten, das die Realisierung der Kategorien in der A-T-M-Reihenfolge (Aspekt—Tempus—Modus) erfordert. Berücksichtigt man zusätzlich die von BYBEE nicht untersuchten Passivmarkierungen, so ergibt sich nach der Aufsprengung der Verben die Reihenfolge Aspekt—Genus verbi—Tempus—Modus. Das Nomen bringt dabei den Aspekt zum Ausdruck. Das Funktionsverb ist entweder ‚passivisch‘ (perfektiv) oder ‚aktivisch‘ (perfektiv-kausativ). Alle Funktionsverben lassen sich einer dieser beiden Klassen zuordnen. An ihnen sind die Tempus- und Modusflexive in der erwartbaren Reihenfolge ‚angebracht‘. Analytische Konstruktionen stellten im Deutschen immer wieder die ‚richtige kategoriale Reihenfolge‘ her.

2. Der Aufbau von analytischen Aspektformen führt gegenwärtig im Deutschen zum Aufbau eines analytischen Präteritums. Die Umstrukturierung des Verbsystems erfaßt damit eine Verbform, die sich bislang als besonders resistent gegenüber der Aufsprengung in analytische Formen erwiesen hat. Gegenwärtig erfolgt im Bereich der Vergangenheitstempora des Deutschen der Aufbau eines analytischen Präteritums. Daran sind massiv die alten Perfektformen und in einem geringeren Maß die Präteritalformen beteiligt. Beide Formen realisieren den gleichen kategorialen Inhalt. Die präteritalen Formen überleben dabei als Bestandteile von analytischen Funktionsverbgefügen. Es bleibt also auch die Einheit der Form gewahrt.
3. Es gibt ein temporales *und* ein modales Futur im Deutschen. Auch im Bereich des deutschen Futurs herrscht sprachlich und metasprachlich viel Bewegung. Die kontroverse Diskussion, ob das Futur im Deutschen als Tempus oder als Modus einzuordnen sei, ließ sich

unter Berücksichtigung der aspektuellen Semantik der beteiligten Verben auf einen Nenner bringen. Die Verfechter der Modusthese haben das System der perfektiven (nonadditiven) Verben beschrieben, und die Verteidiger der Tempusthese haben das System der imperfektiven (additiven) Verben in ihren Theorien abgebildet. In Abhängigkeit von der aspektuellen Perspektive des Verbs gibt es auch zwei Präsensformen im Deutschen, deren Wahrheitswerte und Zeitbezüge sich voneinander unterscheiden. Im Deutschen sind zwei Tempussysteme realisiert, so das Fazit.

4. Es gibt im Gegenwartsdeutschen Reliktformen des älteren aspektuellen Systems. Gemeint sind das sog. *sein*-Passiv und das sog. *sein*-Perfekt, die nicht nur identische Formen, sondern auch identische Inhalte aufweisen. Es handelt sich um die analytischen Aspektformen der Verben, die bis heute perfektiv bzw. nonadditiv geblieben sind.

## 6.2 Ausblick

Betrachtet man die Verbalkategorien als unterschiedliche Stadien eines einheitlichen kategorialen Prozesses, so ordnen sich viele problematische Bereiche der Grammatikschreibung (Futurkontroverse, Einordnung des Zustandspassivs, Funktionsverbgefüge, Präteritumsschwund) sehr einfach. Gleichzeitig aber wird sichtbar, daß einige Bereiche der Grammatik ‚metasprachlich unterversorgt‘ sind:

1. Es fehlt eine Erforschung der grammatischen Homonymie. Im Laufe der Arbeit wurde immer wieder deutlich, daß identische Formen auch über identische Inhalte verfügen. Das sog. *sein*-Perfekt und das *sein*-Passiv lassen sich als Repräsentanten einer Kategorie beschreiben und sollten nicht mehr länger unterschiedlichen Kategorien zugeordnet werden, in die sie sich im übrigen nie richtig einpassen ließen. Auch andere sog. Homonyme, wie z. B. die formal identischen präteritalen Formen und die Konjunktivformen, stehen in einem Reinterpretationszusammenhang. Die Identität ihrer Formen kann nach der hier entwickelten Theorie der sprachlichen Kategorisierung nicht zufällig sein.

Durch Erkenntnisse im Bereich der ‚grammatischen Homonymie‘ ließen sich vermutlich scheinbar voneinander entfernte grammatische Paradigmen in einen Zusammenhang bringen. Die Organisation der grammatischen Kategorien wäre dann nicht mehr länger als die unökonomische Toleranz von ‚Formenzusammenfall‘ charakterisierbar, sondern ließe sich als ökonomische Signalisierung gemeinsamer Inhalte durch gemeinsame Formen verstehen. Die Gemeinsamkeiten der Kate-

gorien lassen sich in der Regel nur durch die Kenntnis der beteiligten distinktiven grammatischen Merkmale wahrnehmen. Die Beschreibung der distinktiven grammatischen Merkmale steht im Vergleich zur Beschreibung der distinktiven Merkmale der Phoneme erst am Anfang.

2. Mit der Umwandlung des Perfekts in ein Präteritum findet gegenwärtig im Deutschen ein universaler Prozeß vor unseren Augen bzw. vor unserem metasprachlichen Bewußtsein statt. Dieser Prozeß, der sich mit einer bislang rätselhaften Regelmäßigkeit im Laufe der Sprachgeschichte des Indoeuropäischen wiederholt hat und der in umgekehrter Richtung nicht nachweisbar ist, hat sich bislang einer Erklärung entzogen. Eine genaue Dokumentation dieses Prozesses könnte am Fallbeispiel des Deutschen einen vermutlich universalen Prozeß verstehen helfen.
3. Mit dem hier vorgelegten Beitrag einer Theorie der sprachlichen Kategorisierung ließe sich ein ‚Rätsel‘ der Markiertheits Theorie lösen. Vertreter der natürlichen Morphologie gehen davon aus, daß Sprachwandelprozesse generell durch Markiertheitsabbau ausgelöst werden. Sie werden daher regelmäßig gefragt, warum dann Sprachen nicht kontinuierlich einfacher werden. Bislang ließ sich eine Antwort darauf nur schwer geben. Sprachen werden offensichtlich nicht ‚einfacher‘; gleichzeitig aber konnte Markiertheitsabbau als Regulativ von Sprachwandelprozessen im Bereich der Morphonologie immer wieder nachgewiesen werden.

Die Betrachtung der Verbalkategorien ergab, daß hier Sprachwandelprozesse durch Markiertheitsaufbau bewirkt werden. Durch Prozesse der Übergeneralisierung kommt es zu Merkmalskollisionen, wobei gegensätzliche Merkmale durch Reinterpretationsprozesse integriert werden. Auf diese Weise wird eine Zunahme an grammatischen Merkmalen und eine Steigerung der grammatischen Komplexität bewirkt.

Die Tendenz des Markiertheitsaufbaus ist im Bereich der kategorialen Inhalte so eindeutig und unumkehrbar, wie es die Tendenz des Markiertheitsabbaus im Bereich der materiellen Ausdrucksseite dieser Inhalte ist. Da kategoriale Inhalte und kategoriale Formen in einem nichtarbiträren Zusammenhang stehen, sind diese gegensätzlichen Prozesse ständig aufeinander bezogen und garantieren so ein stabiles Gleichgewicht. Dabei besteht ein Primat der Funktion vor der Form. Die Vereinfachung der Artikulation von Flexiven kann immer nur dann erfolgen, wenn damit keine kategorialen Funktionen abgebaut werden. Es kann also immer nur der Abbau von funktionslos gewordenen ‚toten‘ Formen erfolgen. Prozesse des Markiertheitsabbaus haben in erster Linie eine Ordnungsfunktion zu erfüllen. Alle Sprachwandelprozesse, bei denen der Verlust einer Funktion mit dem Hinweis auf Formenabbau ‚erklärt‘ worden war, müßten als noch nicht vollständig verstandene Prozesse nochmals erklärt werden.

Wollte man den Inhalt dieser Arbeit abschließend in nur zwei Sätzen zusammenfassen, so könnte man sagen: Die wesentliche Funktion der grammatischen Kategorien besteht in der Bereitstellung von mehreren Perspektiven. Die Freiheit der Perspektivierung wird durch nichtarbiträre, gerichtete und notwendige Prozesse gewährleistet.



## Literaturverzeichnis

Vorbemerkung: Das Literaturverzeichnis enthält nur die verwendete Literatur. Sekundär zitierte Titel und Titel, die nicht mit der Thematik der Arbeit zusammenhängen, finden sich in den Anmerkungen.

- ABRAHAM, Werner (Ed.): *Valence, Semantic Case, and Grammatical Relations*. Amsterdam 1978.
- ABRAHAM, Werner (Ed.): *Satzglieder im Deutschen. Vorschläge zur syntaktischen, semantischen und pragmatischen Fundierung*. Tübingen 1982 (Studien zur deutschen Grammatik; 15).
- ABRAHAM, Werner: *Bemerkungen zum Transitivitybegriff*. In: Askedal et al. 1983: 16–29.
- ABRAHAM, Werner: *Transitivitykorrelate*. In: Kürschner, Wilfried/Vogt, Rüdiger (Eds.): *Grammatik, Semantik, Textlinguistik. Akten des 19. Linguistischen Kolloquiums Vechta 1984*. Bd. 1. Tübingen 1985.
- ABRAHAM, Werner: *The grammar of German haben*. In: Kastovsky, Dieter/Szwedek, Aleksander (Eds.): *Linguistics across Historical and Geographical Boundaries. Vol. 2: Descriptive, Contrastive and Applied Linguistics*. Berlin, New York 1986.
- ABRAHAM, Werner: *Unaccusatives in German*. In: *Groninger Arbeiten zur Germanistischen Linguistik* 28 (1986), S. 1–72 (= 1986 a).
- ABRAHAM, Werner: *Was hat sich in „Damit hat sich’s“?* In: *Das Passiv im Deutschen* 1987: 51–71.
- ABRAHAM, Werner: *Zur Typologie des Mediums in der Westgermania*. In: *Abraham/Århammar* 1987: 3–23 (= 1987 a).
- ABRAHAM, Werner: *Burzio trifft Wulfila. Zu den distributionellen Eigenschaften von wairþan ‚werden‘ und wisan ‚sein‘ im gotischen Passiv*. In: *Groningen Papers in Theoretical and Applied Linguistics* 9 (1987), S. 1–29 (= 1987 b).
- ABRAHAM, Werner: *Futur-Typologie in den germanischen Sprachen*. In: *Abraham/Jannsen* 1989: 345–389.
- ABRAHAM, Werner/ÅRHAMMAR, Ritva (Eds.): *Linguistik in Deutschland. Akten des 21. Linguistischen Kolloquiums, Groningen 1986*. Tübingen 1987.
- ABRAHAM, Werner/JANNSEN, Theo (Eds.): *Tempus — Aspekt — Modus. Die lexikalischen und grammatischen Formen in den germanischen Sprachen*. Tübingen 1989 (Linguistische Arbeiten; 237).
- ADMONI, V. G.: *An Attempt at Classifying Grammatical Theories in Contemporary Linguistics*. In: *Linguistics* 116 (1973), S. 5–20.
- ADMONI, Wladimir: *Die Hauptarten des Wandels im grammatischen System der deutschen Schriftsprache*. In: Moser et al. 1977: 83–97.
- ADMONI, Wladimir: *Der deutsche Sprachbau*. 4., überarb. u. erw. Auflage. München 1982.
- AGRELL, Sigurd: *Aspektänderung und Aktionsartänderung beim polnischen Zeitworte. Ein Beitrag zum Studium der indogermanischen Präverbia und ihrer Bedeutungsfunktionen*. Lund 1908.



- ANDERSON, John: An Essay Concerning Aspect. Some Considerations of the General Character Arising from the Abbé Darrigol's Analysis of the Basque Verb. The Hague, Paris 1973 (Janua Linguarum, Series Minor; 167).
- ANDERSSON, Sven-Gunnar: Aktionsart im Deutschen. Eine Untersuchung unter Vergleich mit dem russischen Aspektsystem. I, Uppsala 1972 (Studia Germanistica Upsaliensia; 10); II, Korpusanalyse. Uppsala 1978 (Studia Germanistica Upsaliensia; 17).
- ANDERSSON, Sven-Gunnar: Zur Interaktion von Temporalität, Modalität, Aspektualität und Aktionsart bei den nichtfuturischen Tempora im Deutschen, Englischen und Schwedischen. In: Abraham/Jannsen 1989: 27–49.
- ANISFELD, Moshe: Language Development from Birth to Three. Hillsdale, London 1984.
- ARMSTRONG, David: The Ancient Greek Aorist as the Aspect of Countable Action. In: Tedeschi/Zaenen 1981: 1–12.
- ASKEDAL, John Ole/CHRISTENSEN, Christen/FINDGREN, Ådne/LEIRBUKT, Oddleif (Eds.): Festschrift für Laurits Saltveit zum 70. Geburtstag am 31. Dezember 1983. Oslo, Bergen, Tromsø 1983.
- AZZALINO, Walther: Wesen und Wirken von Aktionsart und Aspekt. In: Neuphilologische Zeitschrift 2 (1950), S. 105–110 und 192–203.
- BACH, Emmon: Rezension von Saltveit 1962. In: Language 40 (1964), S. 439–445.
- BACH, Emmon: On Time, Tense, and Aspect: An Essay in English Metaphysics. In: Radical pragmatics (1981), S. 63–81.
- BACHE, Carl: Aspect and Aktionsart: towards a semantic distinction. In: Journal of Linguistics 18 (1982), S. 57–72.
- BALAIŠIS, Vytautas: Zum Vergleich des litauischen Futurs mit dem deutschen Futur. In: Kalbotyra 32 (1981), S. 63–69.
- BALIN, B./KOLOSSOW, N.: Typologie des russischen und des deutschen Verbs (funktionell-struktureller Vergleich). In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule Erfurt/Mühlhausen, Gesellschafts- u. Sprachwiss. Reihe 12 (1975), S. 5–16.
- BALIN, B./ŽEREBKOV, V. A.: Aspektuell relevanter Kontext in den germanischen Sprachen. In: Linguistics 117 (1973), S. 5–13.
- BALLMER, Thomas T/BRENNENSTUHL, Waltraud: Deutsche Verben. Eine sprachanalytische Untersuchung des Deutschen Verbwortschatzes. Tübingen 1986 (Ergebnisse und Methoden moderner Sprachwissenschaft; 19).
- BALLWEG, Joachim: Praesentia non sunt multiplicanda praeter necessitatem. In: Stickel 1984: 243–261.
- BAMMESBERGER, Anneliese: Die Deutung partiell konkurrierender Formen: Überlegungen zum gotischen *was-*, *warþ-* Passiv. In: Grubmüller, Klaus et al. (Eds.): Befund und Deutung. Zum Verhältnis von Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft. Tübingen 1979. S. 98–110.
- BARTSCH, Rudolf: Das Passiv und die anderen agensabgewandten Strukturen in der geschriebenen Sprache des Deutschen und Finnischen. Eine konfrontative Analyse. Frankfurt/M., Bern, New York 1985 (Werkstattreihe Deutsch als Fremdsprache; 11).
- BARTSCH, Werner: Über ein System der Verbformen. In: Der Begriff Tempus – Eine Ansichtssache? (1969), S. 90–110.
- BARTSCH, Werner: Tempus, Modus, Aspekt. Die systembildenden Ausdrucks-kategorien beim deutschen Verbal-komplex. Frankfurt/M., Berlin, München 1980.
- BARTSCH, B.: Aktionsart im Deutschen und im Russischen. Überlegungen zur kontrastiven Behandlung der russischen und deutschen Verbalsemantik anhand von Sven-Gunnar Andersson, Aktionsart im Deutschen. In: Zeitschrift für Slawistik 24 (1979), S. 672–677.

- BECHERT, Johannes: Ergativity and the Constitution of Grammatical Relations. In: Plank 1979: 45–59.
- BECHERT, Johannes: Grammatische Kategorien: Affinität, Markiertheit und pragmatische Begründung. Beobachtungen am Kontinuum der Nominativ-/Ergativsprachen. In: Abraham 1982: 41–58.
- BECK, Antoine: Aspekt und Zeit des deutschen Verbs in der Gebrauchsnorm. In: *Cahiers d'allemand* 14 (1979), S. 119–123.
- BECKER, Karl Ferdinand: Ausführliche deutsche Grammatik als Kommentar der Schulgrammatik. Frankfurt/Main. Bd. I: 1836. Bd. II: 1837. Bd. III: 1839.
- BEEDHAM, Christopher: The Passive in English, German and Russian. In: *Journal of Linguistics* 17 (1981), S. 319–327.
- BEEDHAM, Christopher: The Passive Aspect in English, German and Russian. Tübingen 1982.
- DER BEGRIFF TEMPUS — EINE ANSICHTSSACHE? Wirkendes Wort, Beiheft 20. Düsseldorf 1969.
- BEHAGHEL, O.: Ich habe geschlafen. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 32 (1900), S. 64–72.
- BEHAGHEL, Otto: Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Bd. II. Heidelberg 1924.
- BELITSCHENKO, Iwan: Zu Besonderheiten der temporalen Bedeutungen der Partizipien im Deutschen im Vergleich zu den Temporalbedeutungen der finiten Verbformen. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Ges. — Sprachw. Reihe* 29 (1980), S. 375–378.
- BENEŠ, Eduard: Das deutsche Passiv im Vergleich mit dem Tschechischen. In: *Probleme der Kontrastiven Grammatik, Jahrbuch 1969 des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim. Düsseldorf 1970 (Sprache der Gegenwart; 8). S. 107–125.*
- BENVENISTE, É.: Prétérit et optatif en indo-européen. In: *Bulletin de la Société de linguistique de Paris* 47 (1951), S. 11–20.
- BENVENISTE, Émile: *Problèmes de linguistique générale I*. Paris 1966.
- BENVENISTE, Émile: Actif et moyen dans le verbe. In: Benveniste 1966: 168–175 (= 1950/1966).
- BENVENISTE, Émile: La construction passive du parfait transitif. In: Benveniste 1966: 176–186 (= 1952/1966).
- BENVENISTE, Émile: „Être“ et „avoir“ dans leurs fonctions linguistiques. In: Benveniste 1966: 187–207 (= 1960/1966).
- BENVENISTE, Émile: Mutations of Linguistic Categories. In: *Lehmann/Malkiel* <sup>2</sup>1971: 83–94.
- BERGENHOLTZ, Henning/SCHAEFER, Burkhard: Die Wortarten im Deutschen. Versuch einer syntaktisch orientierten Klassifikation. Stuttgart 1977.
- BERGMANN, Rolf/TIEFENBACH, Heinrich/VOETZ, Lothar (Eds.): *Althochdeutsch*, Bd. I. Heidelberg 1987.
- BERNHARDT, [ohne Vorname]: Die partikel ga als hilfsmittel bei der gothischen conjugation. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 2 (1870), S. 158–166.
- BERTALANFFY, L. VON: An Essay on the Relativity of Categories. In: *Philosophy of Science* 22 (1955), S. 243–263.
- BIRKENMAIER, Willy: Aspekt, Aktionsart und nominale Determination im Russischen. In: *Zeitschrift für slavische Philologie* 39 (1977), S. 398–417.
- BIRKENMAIER, Willy: Artikelfunktionen in einer artikellosen Sprache. Studien zur nominalen Determination im Russischen. München 1979 (*Forum Slavicum*; 34).

- BIRKMANN, Thomas: Präteritopräsentia. Morphologische Entwicklungen einer Sonderklasse in den altgermanischen Sprachen. Tübingen 1987.
- BIRNBAUM, H.: Zum periphrastischen Futur im Gotischen und Altkirchenslawischen. In: *Byzantinoslavica* 18 (1957), S. 77–81.
- BIRNBAUM, Henrik: Untersuchungen zu den Zukunftsbezeichnungen mit dem Infinitiv im Altkirchenslawischen. Ein Beitrag zur historischen Verbalsyntax des Slavischen. Stockholm 1958 (*Acta Universitatis Stockholmiensis. Études de philologie slave*; 6).
- BITTNER, Andreas: Implikative Hierarchien in der Morphologie: das „stark-schwach-Kontinuum“ der neuhochdeutschen Verben. In: *Acta Linguistica Academiae Scientiarum Hungaricae* 35 (1985), S. 31–42.
- BLOOMFIELD, Leonard: Notes on the Preverb *ge-* in Alfredian English. In: Kemp, Malone/Rund, Martin B. (Eds.): *Studies in English Philology. A Miscellany in Honor of Frederick Klaeber*. Minneapolis 1929, S. 79–102.
- BLUMENTHAL, Diane Dittmar: Johann Michael Moscherosch and his Use of Verbs with the Prefix *Ge-*. Ph.D. University of Pennsylvania 1968.
- BLUTNER, Reinhard: Prototyp-Theorien und strukturelle Prinzipien der mentalen Kategorisierung. In: *Linguistische Studien, Reihe A*; 125 (1985), S. 86–135.
- BONDARKO, Aleksandr V.: Stand und Perspektiven der Aspektologie in der UdSSR. In: *Girke/Jachnow* 1976: 123–139.
- BRINKER, Klaus: Zum Problem der angeblich passivnahen Reflexivkonstruktionen in der deutschen Gegenwartssprache. In: *Muttersprache* 79 (1969), S. 1–11.
- BRINKER, Klaus: Das Passiv im heutigen Deutsch. Form und Funktion. München, Düsseldorf 1971 (*Heutiges Deutsch*; 1,2).
- BRINTON, Laurel J.: Iconicity and Semantic Change: Old English Verbal Prefixes. In: *Amsterdamer Beiträge zur Älteren Germanistik* 23 (1985), S. 55–70.
- BRINTON, Laurel J.: The Development of English aspectual systems. Aspectualizers and post-verbal particles. Cambridge 1988.
- BRONS-ALBERT, Ruth: Kommentierte Bibliographie zur Tempusproblematik. Trier 1978.
- BRONS-ALBERT, Ruth: Die Bezeichnung von Zukünftigem in der gesprochenen deutschen Standardsprache. Tübingen 1982 (*Studien zur deutschen Grammatik*; 17).
- BRUNHUBER, Brigitte: Aspekt und Determiniertheit im Russischen. In: *Die slawischen Sprachen* 3 (1983), S. 5–13.
- BÜHLER, Karl: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz. Ungekürzter Nachdruck der Ausgabe von 1934. Stuttgart, New York 1982 (UTB; 1159).
- BULL, William R.: Time, Tense and the Verb. A Study in Theoretical and Applied Linguistics, with Particular Attention to Spanish. Berkeley, Los Angeles 1960 (*University of California Publications in Linguistics*; 19).
- BURKS, Arthur W.: Icon, Index, Symbol. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 9 (1949), S. 673–689.
- BUSCHA, Joachim: Zur Syntax der Präpositionen. In: *Deutsch als Fremdsprache* 21 (1984), S. 145–150.
- BYBEE, Joan L.: Morphology. A Study of the Relation between Meaning and Form. Amsterdam 1985.
- BYBEE, Joan L./MODER, Carol Lynn: Morphological classes as natural categories. In: *Language* 59 (1983), S. 251–270.
- CALBERT, Joseph P./VATER, Heinz: Aspekte der Modalität. Tübingen 1975 (*Studien zur deutschen Grammatik*; 1).

- CAPELL, A.: A typology of concept domination. In: *Lingua* 15 (1965), S. 451–462.
- CARLSON, Lauri: Aspect and Quantification. In: *Tedeschi/Zaenen* 1981: 31–64.
- CATE, Abraham P. ten: Aspektualität und Nominalisierung: zur Bedeutung satzsemantischer Beziehungen für die Beschreibung der Nominalisierung im Deutschen und im Niederländischen. Frankfurt/M., Bern, New York 1985.
- CAZDEN, Courtney B.: The Acquisition of Noun and Verb Inflections. In: *Child Development* 39 (1968), S. 433–448.
- CHAFE, Wallace L.: Givenness, Contrastiveness, Definiteness, Subjects, Topics, and Point of View. In: *Li* 1976: 25–55.
- CHERUBIM, Dieter: Grammatische Kategorien. Das Verhältnis von ‚traditioneller‘ und ‚moderner‘ Sprachwissenschaft. Tübingen 1975.
- CHUNG, Sandra/TIMBERLAKE, Alan: Tense, aspect and mood. In: *Shopen* 1985: 202–258.
- CLAHSEN, Harald/SMOLKA, Klaus-Dirk: Psycholinguistic Evidence and the Description of V-Second Phenomena in German. In: *Haider/Prinzhorn* 1986: 137–167.
- CLARK, James M.: Beiträge zur Geschichte der periphrastischen Konjugation im Hochdeutschen. Diss. Heidelberg. Basel 1914.
- COLE, Peter/SADOCK, Jerrold M. (Eds.): *Grammatical Relations*. New York, San Francisco, London 1977 (*Syntax and Semantics*; 8).
- COMRIE, Bernard: *Aspect*. Cambridge 1976.
- COMRIE, Bernard: Ergativity. In: *W. P. Lehmann* 1978: 329–394.
- COMRIE, Bernard: Aspect and Voice: Some Reflections on Perfect and Passive. In: *Tedeschi/Zaenen* 1981: 65–78.
- COMRIE, Bernard: *Language Universals and Linguistic Typology*. Oxford 1983 (= 1981).
- COMRIE, Bernard: Why Linguists need Language Acquirers. In: *Rutherford* 1984: 11–29.
- COMRIE, Bernard: *Tense*. Cambridge 1985.
- COMRIE, Bernard: Tense in indirect speech. In: *Folia Linguistica* 20 (1986), S. 265–296.
- COMRIE, Bernard: Passive and voice. In: *Shibatani* 1988: 9–23.
- COSERIU, Eugenio: Aspect verbal ou aspects verbaux? In: *David/Martin* 1980: 13–25.
- COSERIU, Eugenio: Vom Primat der Geschichte. In: *Sprachwissenschaft* 5 (1980), S. 125–145 (= 1980 a).
- COSERIU, Eugenio: Bedeutung, Bezeichnung und sprachliche Kategorien. Lauri Seppänen zu seinem 60. Geburtstag. In: *Sprachwissenschaft* 12 (1987), S. 1–23.
- CRANMER, David D.: *Derived Intransitivity: a Contrastive Analysis of Certain Reflexive Verbs in German, Russian and English*. Tübingen 1976 (*Linguistische Arbeiten*; 38).
- C. R. L. G. (Nice): Transformativität und Intransformativität. Zur Interpretation deutscher Passivsätze. In: *Das Passiv im Deutschen* 1987: 235–255.
- CURETON, Richard D.: The Exceptions to Passive in English: A Pragmatic Hypothesis. In: *Studies in the Linguistic Sciences* 9 (1979), S. 39–53.
- CZOCHRAJSKI, Jan A.: Zur Frage des Aspekts im Deutschen. In: *Engel* 1977: 63–82.
- DAHL, Östen: Topic – comment structure in a generative grammar with a semantic base. In: *Daněš* 1974: 75–80.
- DAHL, Östen: On the definition of the telic-atelic (bounded-unbounded) distinction. In: *Tedeschi/Zaenen* 1981: 79–90.
- DAHL, Östen: Temporal distance: remoteness distinctions in tense-aspect systems. In: *Linguistics* 21 (1983), S. 105–122.
- DAHL, Östen: Perfectivity in Slavonic and other languages. In: *Groot/Tommola* 1984: 3–22.
- DAHL, Östen: *Tense and Aspect Systems*. Oxford 1985.

- DAHL, Östen/KARLSSON, Fred: Verbal Aspects and Object Marking: A Comparison between Finnish and Russian. In: *International Review of Slavic Linguistics* 1 (1976), S. 1–29.
- DAHLM, Karl: Der Gebrauch von *gi-* zur Unterscheidung perfektiver und imperfektiver Aktionsart im Tatian und in Notkers Boethius. Diss. Leipzig 1909.
- DAL, Ingerid: Rezension von Saltveit 1962. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* (Tübingen) 86 (1964), S. 161–167.
- DANCHEVA, Maria: The Passive Voice in the Old Indo-European Languages. In: *Balkansko ezikoznanie* 28 (1985), H. 4, S. 57–61.
- DANEŠ, František (Ed.): *Papers on Functional Sentence Perspective*. The Hague, Paris 1974.
- DANEŠ, František et al.: Zur Terminologie der FSP. In: Daneš 1974: 217–222.
- DAVID, Jean/MARTIN, Robert (Eds.): *La notion d'aspect*. Colloque organisé par le Centre d'Analyse syntaxique de l'Université de Metz (18–20 mai 1978). Paris 1980 (*Recherches linguistiques* V).
- DAVIES, William D.: *Choctaw Verb Agreement and Universal Grammar*. Dordrecht 1986.
- DE CORT, Jos: Das deutsche Futur I – eine Übersicht. Seine Funktionen in der gesprochenen Gegenwartssprache. In: *Linguistica Antverpiensia* 4 (1970), S. 49–71.
- DELANCEY, Scott: Aspect, Transitivity and Viewpoint. In: Hopper 1982: 167–183.
- DELBRÜCK, Bertold: *Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen*. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1919. Hildesheim, New York 1976.
- DESCLÉS, Jean-Pierre/GUENTCHÉVA, Zlatka/SHAUMYAN, Sebastian: *Theoretical Aspects of Passivization in the Framework of Applicative Grammar*. Amsterdam, Philadelphia 1985 (*Pragmatics & Beyond*; VI,1).
- DE WOLF, Charles M.: Voice in Austronesian languages of Philippine type. In: Shibatani 1988: 143–193.
- DITTMANN, Jürgen: *Sprechhandlungstheorie und Tempusgrammatik. Futurformen und Zukunftsbezug in der gesprochenen deutschen Standardsprache*. München 1976 (*Heutiges Deutsch*; I,8).
- DONHAUSER, Karin: Mood and Morphology. An Alternative Approach to the Syntax and Semantics of German Moods. In: *Lingua* 73 (1987), S. 53–77.
- DONHAUSER, Karin: *Der Imperativ im Deutschen. Studien zur Syntax und Semantik des deutschen Modusystems*. Hamburg 1986 (*Bayreuther Beiträge zur Sprachwissenschaft*; 6).
- DORFELD, Carl: Ueber die Funktion des Präfixes *ge-* (got. *ga-*) in der Composition mit Verben. Teil I: Das Präfix bei Ulfilas und Tatian. Diss. Giessen 1885.
- DRAGANOWA, Galina: Ein Überblick über die Genera verbi im Deutschen und Russischen unter dem Aspekt der Konfrontation. In: *Deutsch als Fremdsprache* 8 (1971), S. 351–354.
- DRESSLER, Wolfgang: *Studien zur verbalen Pluralität. Iterativum, Distributivum, Durativum, Intensivum in der allgemeinen Grammatik, im Lateinischen und Hethitischen*. Wien 1968 (*Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosoph.-histor. Klasse; Sitzungsberichte*; 259,1).
- DRESSLER, Wolfgang U.: *Grundfragen der Morphonologie*. Wien 1977 (*Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Philosoph.-histor. Klasse*; 315).
- DRESSLER, Wolfgang U.: Word formation as part of natural morphology. In: Dressler et al. 1987: 99–126.
- DRESSLER, Wolfgang U./MAYERTHALER, Willi/PANAGI, Oswald/WÜRZEL, Wolfgang U.: *Leitmotifs in Natural Morphology*. Amsterdam 1987 (*Studies in Language Companion Series*; 10).

- DRESSLER, Wolfgang U./MAYERHALER, Willi: Introduction. Zu: Dressler et al. 1987: 3–22.
- DUDEN GRAMMATIK der deutschen Gegenwartssprache. Ed. v. Günther Drosdowsky. 4., völlig neu bearb. u. erw. Auflage. Mannheim, Wien, Zürich 1984.
- DUŠKOVÁ, Libuše: On Some Functional and Stylistic Aspects of the Passive Voice in Present-Day English. In: *Philologica pragensia* 14 (1971), S. 117–143.
- DUŠKOVÁ, Libuše: The Passive Voice in Czech and English. In: *Philologica pragensia* 15 (1972), S. 93–118.
- DUŠKOVÁ, Libuše: „*Man*-Sätze“ in Czech and English. In: *Philologica pragensia* 16 (1973), S. 5–37.
- DUŠKOVÁ, Libuše: Has the English Verb System the Category of Aspect? In: *Philologica pragensia* 26 (1983), S. 14–23.
- DUTESCU-COLIBAN, Taina: Towards a Definition of Aspect. In: *Revue Roumaine de Linguistique* 26 (1981), S. 263–274.
- DYHR, Mogens: Zur Beschreibung von Funktionsverbgefügen. In: Dyhr/Hyldgaard-Jensen/Olsen 1980: 105–122.
- DYHR, Mogens/HYLDGAARD-JENSEN, Karl/OLSEN, Jörgen (Eds.): Festschrift für Gunnar Bech zum 60. Geburtstag am 23. März 1980. Kopenhagen 1980 (Kopenhagener Beiträge zur Germanistik; Sonderband 1).
- EBERT, Robert Peter: Historische Syntax des Deutschen. Stuttgart 1978 (Sammlung Metzler; M 167).
- ECKHARDT, Eduard: Das Präfix *ge-* in verbalen Zusammensetzungen bei Bertold von Regensburg. Ein Beitrag zur mittelhochdeutschen Syntax. Diss. Freiburg. Leipzig 1889.
- EDMONDSON, Jerold A.: Beförderungsregeln, umdrehbare Verben und die Relationsgrammatik im Deutschen und in anderen Sprachen. In: Abraham 1982: 309–330.
- EGGE, Albert E.: Inchoative or N-Verbs in Gothic, etc. In: *The American Journal of Philology* 7 (1886), S. 38–45.
- EGGERS, Hans: *Unard quôman* und das System der zusammengesetzten Verbformen im althochdeutschen Isidor. In: Bergmann/Tiefenbach/Voetz 1987: 239–252.
- EHLICH, Konrad: Deixis und Anapher. In: Rauh 1983: 79–97.
- EHRICH, Veronika/VATER, Heinz (Eds.): Temporalsemantik. Beiträge zur Linguistik der Zeitreferenz. Tübingen 1988 (Linguistische Arbeiten; 201). S. 1–25.
- EICHINGER, Ludwig M.: Gedanken über das Subjekt. Zu einer praktischen Grammatik des Deutschen. In: Rottland, Franz (Ed.): Festschrift zum 60. Geburtstag von C. F. Hoffmann. Hamburg [o. J.], S. 109–126 (Bayreuther Beiträge zur Sprachwissenschaft; 7).
- EICHINGER, Ludwig M.: Zum Passiv im althochdeutschen Isidor. Versuch einer valenzsyntaktischen Beschreibung. In: *Das Passiv im Deutschen* 1987: 129–145.
- EISENBERG, Peter: Grundriß der deutschen Grammatik. 2., überarb. u. erw. Auflage. Stuttgart 1989 (1. Auflage 1986).
- ELST, Gaston Van der: Zur Entwicklung des deutschen Kasussystems. Ein Beispiel für Sprachökonomie. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 12 (1984), S. 313–331.
- ENGEL, Ulrich (Ed.): Deutsche Sprache im Kontrast. Tübingen 1977 (Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache Mannheim; 36).
- ENGEL, Ulrich: Deutsche Grammatik. Heidelberg 1988.
- ENGELHARDT, Hiltraud: Realisiertes und Nicht-Realisiertes im System des deutschen Verbs. Das syntaktische Verhalten des 2. Partizips. Diss. Tübingen 1969.
- ERBEN, Johannes: Deutsche Grammatik. Ein Abriss. 11., völlig neu bearbeitete Auflage. München 1972.

- ERDMANN, Oskar: Untersuchungen über die Sprache Otfrids. 1. Teil: Die Formation des Verbums in einfachen und zusammengesetzten Sätzen. Halle 1874. 2. Teil: Die Formationen des Nomens. Halle 1876. Reprint der 2 Teile in einem Band. Hildesheim, New York 1973.
- ERDMANN, Oskar: Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. 1. Abt.: Gebrauch der Wortklassen. Die Formation des Verbums in einfachen Sätzen und in Satzverbindungen. Stuttgart 1886.
- ERDMANN, Oskar: Particip des Präteritums in passivischer Bedeutung mit *haben* statt mit *sein* verbunden. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 20 (1888), S. 226.
- ERHART, Adolf: Zur Entwicklung der heutigen Kategorien Tempus und Modus im Indogermanischen. Innsbruck 1985 (Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft. Vorträge und Kleinere Schriften; 35).
- EROMS, Hans-Werner: Beobachtungen zur textuellen Funktion des Passivs. In: Schmidt, Ernst-Joachim (Ed.): Kritische Bewahrung. Beiträge zur deutschen Philologie. Festschrift für Werner Schröder. Berlin 1974. S. 162–184.
- EROMS, Hans-Werner: Subjektwahl und Konversen. In: Drachman, Gaberell (Ed.): Akten der 1. Salzburger Frühlingstagung für Linguistik. Tübingen 1975. S. 319–333.
- EROMS, Hans-Werner: Relativer und absoluter Gebrauch des Plusquamperfekts im Deutschen. In: Askedal et al. 1983: 58–71.
- EROMS, Hans-Werner: Funktionale Satzperspektive. Tübingen 1986 (Germanistische Arbeitshefte; 31).
- EROMS, Hans-Werner: Passiv und Passivfunktionen im Rahmen einer Dependenzgrammatik. In: Das Passiv im Deutschen 1987: 73–95.
- EROMS, Hans-Werner: „Was man nicht bespricht, bedenkt man nicht recht“. Bemerkungen zu den verbalen Präfixen in der Wortbildung. In: Schnitker-Asbach, Brigitte/Roggenhofer, Johannes (Eds.): Neuere Forschungen zur Wortbildung und Historiographie der Linguistik. Festgabe für Herbert E. Brekle zum 50. Geburtstag. Tübingen 1987 (Tübinger Beiträge zur Linguistik; 284). S. 109–122.
- FABRICIUS-HANSEN, Cathrine: Tempus fugit. Über die Interpretation temporaler Strukturen im Deutschen. Düsseldorf 1986 (Sprache der Gegenwart; 64).
- FERGUSON, Charles A.: Repertoire Universals, Markedness, and Second Language Acquisition. In: Rutherford 1984: 247–258.
- FERREIRO, Emilia/SINCLAIR, Hermina: Temporal relationships in language. In: International Journal of Psychology 6 (1971), S. 39–47.
- FILLMORE, Charles J.: Towards a Descriptive Framework for Spatial Deixis. In: Jarvella/Klein 1982: 31–59.
- FIRBAS, Jan: More Thoughts on the Communicative Function of the English Verb. In: Sborník prací filosofické fakulty brněnské university 8 (1957), řada jazykovědná, A 7, S. 74–98.
- FIRBAS, Jan: Some aspects of the Czechoslovak approach to problems of functional sentence perspective. In: Daneš 1974: 11–37.
- FISIAK, Jacek (Ed.): Historical Syntax. Berlin, New York, Amsterdam 1984.
- FLÄMIG, Walther: Zur Funktion des Verbs – I. Tempus und Temporalität. In: Deutsch als Fremdsprache (1964), H. 4, S. 1–8.
- FORSYTH, [James]: A Grammar of Aspect. Usage and Meaning in the Russian Verb. Cambridge 1970.
- FOURQUER, Jean: Das Werden des neuhochdeutschen Verbsystems. In: Engel, Ulrich/Grebe, Paul Rupp, Heinz (Eds.): Festschrift für Hugo Moser. Düsseldorf 1969. S. 53–65.

- FRAJZYNGIER, Zygmunt: An analysis of *be*-passives. In: *Lingua* 46 (1978), S. 133–156.
- FRAJZYNGIER, Zygmunt: Indefinite Agent, Passive and Impersonal Passive. A Functional Study. In: *Lingua* 58 (1982), S. 267–290.
- FRAJZYNGIER, Zygmunt: On two hypotheses regarding stativity. In: *Plank* 1985: 61–87.
- FRANÇOIS, Jacques: Travaux récents d'inspiration formelle sur l'aspect et l'actionsart. In: *Linguistic investigations* 5 (1981), S. 275–301.
- FRIEDERICI, Angela D./GRAETZ, Patty A. M.: Processing Passive Sentences in Aphasia: Deficits and Strategies. In: *Brain and Language* 30 (1987), S. 93–105.
- FUGHS, Anna: Dimensionen der Deixis im System der deutschen Tempora. In: Ehrich/Vater 1988: 1–25.
- FULLERTON, G. Lee: The Source of the Gothic Fourth Weak Conjugation. In: *Language* 47 (1971), S. 375–380.
- GABELENTZ, H. C. von der: Über das Passivum. In: *Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der königlich sächsischen Ges. d. Wissenschaften* 3 (1861), S. 449–546.
- GALLÉE, Johan Hendrik: *Altsächsisches Grammatik*. 2., völlig umgearbeitete Auflage. Eingeleitet und mit Registern versehen von Johannes Lochner. Halle, Leiden 1910.
- GALTON, Herbert: The Main Functions of the Slavic Verbal Aspect. Skopje 1976.
- GEERAERTS, D.: Prototype Theory and Diachronic Semantics. A Case Study. In: *Indogermanische Forschungen* 88 (1983), S. 1–32.
- GELHAUS, Hermann: Zum Tempussystem der deutschen Hochsprache. In: *Der Begriff Tempus – Eine Ansichtssache?* (1969), S. 5–22.
- GELHAUS, Hermann: Sind Tempora Ansichtssache? In: *Der Begriff Tempus – Eine Ansichtssache?* (1969), S. 69–89.
- GELHAUS, Hermann: *Das Futur in ausgewählten Texten der geschriebenen deutschen Sprache der Gegenwart. Studien zum Tempussystem*. München 1975.
- GENUSIENÉ, Emma: The Typology of Reflexives. Berlin, New York, Amsterdam 1987 (*Empirical Approaches to Language Typology*; 2).
- GIRKE, Wolfgang/JACHNOW, Helmut (Eds.): *Theoretische Linguistik in Osteuropa. Originalbeiträge und Erstübersetzungen*. Tübingen 1976 (*Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft*; 18).
- GIVÓN, Talmy (Ed.): *Discourse and Syntax*. New York, San Francisco, London 1979 (*Syntax and Semantics*; 12).
- GIVÓN, Talmy: *Syntax. A Functional-Typological Introduction I*. Amsterdam, Philadelphia 1984.
- GLADROW, Wolfgang: Sprachliche Mittel zum Ausdruck der Determiniertheit/Indeterminiertheit. In: *Zeitschrift für Slawistik* 17 (1972), S. 647–656.
- GLADROW, Wolfgang: Die Determination des Substantivs im Russischen und Deutschen. Eine konfrontative Studie. Leipzig 1979.
- GLINZ, Hans: Zum Tempus- und Modussystem des Deutschen. Einige grundsätzliche Bemerkungen. In: *Der Begriff Tempus – Eine Ansichtssache?* (1969), S. 50–58.
- GOEDSCHE, C. R.: Verbal Aspect in German. In: *The Journal of English and Germanic Philology* 33 (1934), S. 506–519.
- GOEDSCHE, C. R.: Aspect versus Aktionsart. In: *The Journal of English and Germanic Philology* 39 (1940), S. 189–196.
- GOLDMANN, Lucien: Der verborgene Gott. Studie über die tragische Weltanschauung in den „Pensées“ Pascals und im Theater Racines. Frankfurt/M. 1985 [Frz. zuerst 1955: *Le dieu caché*].



- GONDA, J[an]: The Character of the Indo-European Moods. With Special Regard to Greek and Sanskrit. Wiesbaden 1956.
- GREENBERG, Joseph H.: Universals of Human Language. Vol. 3: Word Structure. Stanford 1978.
- GREWENDORF, Günther: Besitzt die deutsche Sprache ein Präsens? In: Stickel 1984: 224—242.
- GRIMM, Jacob: Vorrede zu Vuk Stefanović Karadžić: Kleine Serbische Grammatik (1824). Neu ed. und eingeleitet von Miljan Mojašević und Peter Rehder. München, Beograd 1974 (Sagners Slavistische Sammlung; 1).
- GRONVIK, Ottar: Über den Ursprung und die Entwicklung der aktiven Perfekt- und Plusquamperfektkonstruktionen des Hochdeutschen und ihre Eigenart innerhalb des germanischen Sprachraums. Oslo 1986.
- GROSS, Harro: Der Ausdruck des ‚Verbalaspekts‘ in der deutschen Gegenwartssprache. Hamburg 1974 (Hamburger phonetische Beiträge; 15).
- GROOT, Casper de/TOMMOLA, Hannu (Eds.): Aspect Bound. A voyage into the realm of Germanic, Slavonic and Finno-Ugrian aspectology. Dordrecht, Cinnaminson 1984.
- GRUNDZÜGE einer deutschen Grammatik. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Karl Erich Heidolph, Walter Flämig und Wolfgang Motsch. Berlin 1981.
- GRZEGOREK, Maria: Thematization in English and Polish. A study in word order. Poznań 1984 (Uniwersytet Im. Adama Mickiewicza W Poznaniu; Seria Filologia Angielska; 18).
- GUCHMAN, M. M.: Die Ebenen der Satzanalyse und die Kategorie des Genus verbi. In: Löttsch/Ružička 1976: 9—32.
- GUCHMAN, M. M./SEMENJUK, N. N.: Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache im Bereich des Verbs (1470—1730). Tempus und Modus. Berlin 1981 (Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen; 56/1).
- GUILLAUME, Gustave: Langage et Science du Langage. Paris, Québec 1964.
- GUILLAUME, Gustave: Temps et verbe. Théorie des aspects, des modes et des temps [zuerst 1929]; suivi de: L'architectonique du temps dans les langues classiques [zuerst 1945]. Paris 1965.
- GUILLAUME, Gustave: Principes de linguistique théorique. Recueil de textes inédits préparé en collaboration sous la direction de Roch Valin. Québec, Paris 1973.
- HAIDER, Hubert/PRINZHORN, Martin (Eds.): Verb Second Phenomena in Germanic Languages. Dordrecht, Riverton 1986 (Publications in Language Sciences; 21).
- HARWEG, Roland: Ist das vergangenheitsbezogene Perfekt im Neuhochdeutschen zweideutig? In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 40 (1973), S. 257—278.
- HARWEG, Roland: Zur Definition von Aktiv und Passiv. In: Linguistics 97 (1973), S. 46—71.
- HARWEG, Roland: Aspekte als Zeitstufen und Zeitstufen als Aspekte. In: Linguistics 181 (1976), S. 5—28.
- HASHIMOTO, Ikuo: Noch einmal: Der Gebrauch des Präfixes *Ge-* im Mittelhochdeutschen. In: Hitotsubashi Journal of Arts and Sciences 2 (1962), S. 15—22.
- HAVRÁNEK, Bohuslav: Aspect et temps du verbe en vieux slave. In: Mélanges de linguistique offerts à Charles Bailly. Genève 1939. S. 223—230.
- HAWKINS, John A.: A Comparative Typology of English and German. Unifying the Contrasts. Austin 1986.
- HAZELKORN, Leena Tuulikki: The Role of Deixis in the Development of Finno-Ugric Grammatical Morphemes. In: Stump, Gregory T. (Ed.): Papers in Historical Linguistics. Columbus 1983 (The Ohio State University Working Papers in Linguistics; 27). S. 89—139.

- HEGER, Klaus: Die Bezeichnung temporal-deiktischer Begriffskategorien im französischen und spanischen Konjugationssystem. Tübingen 1963 (Zeitschrift für Romanische Philologie; Beiheft 104).
- HELBIG, Gerhard: Zustandspassiv, *sein*-Passiv oder Stativ. In: Dyhr/Hyldgaard-Jensen/Olsen 1980: 199–212.
- HELBIG, Gerhard: Probleme der Reflexiva im Deutschen (in der Sicht der gegenwärtigen Forschung). In: Deutsch als Fremdsprache 21 (1984), S. 78–89.
- HELBIG, Gerhard: Zur Klassifizierung der Konstruktionen mit *sein* + Partizip II (Was ist ein Zustandspassiv?). In: Das Passiv im Deutschen 1987: 215–233.
- HELBIG, Gerhard/BUSCHA, Joachim: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig 1972.
- HELBIG, Gerhard/BUSCHA, Joachim: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. 12. Auflage. Leipzig 1989 (= 8. nb. A. v. 1981).
- HELBIG, Gerhard/KEMPTER, Fritz: Das Zustandspassiv. Leipzig 1975.
- HENDRICKS, Ronald Vincent: Aspect and Adverbs in German. Ph.Diss. Cornell University 1982.
- HERINGER, Hans Jürgen: Die Opposition von ‚kommen‘ und ‚bringen‘ als Funktionsverben. Untersuchungen zur grammatischen Wertigkeit und Aktionsart. Düsseldorf 1968 (Sprache der Gegenwart; 3).
- HERINGER, Hans Jürgen: Präsens für die Zukunft. In: Askedal et al. 1983: 110–126.
- HERMANN, Eduard: Der Ausdruck der Vermutung im Neuhochdeutschen. Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur N. F. 53 (1928), S. 188–190.
- HERMANN, Eduard: Das Futurum mit *werden* im Neuhochdeutschen. In: Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-Historische Klasse 1930, S. 427–434.
- HEROK, Thomas: Über Sinn und Bedeutung von Prädikaten. In: Plank 1985: 131–157.
- HEWITT, B. G.: ‚Anti-Passive‘ and ‚Labile‘ Constructions in North Caucasian. In: General Linguistics 22 (1982), S. 158–171.
- HINDS, John: Passives, Pronouns, and Themes and Rhemes. In: Glossa 9 (1975), S. 79–106.
- HINSDALE, Ellen Clarinda: Ueber die Wiedergabe des lateinischen Futurums bei den althochdeutschen Uebersetzern des 8.–10. Jahrhunderts. Diss. Göttingen 1897.
- HÖHLE, Tilman N.: Lexikalistische Syntax: Die Aktiv-Passiv-Relation und andere Infinitivkonstruktionen im Deutschen. Tübingen 1978 (Linguistische Arbeiten; 67).
- HOEPELMAN, Jaap/ROHRER, Christian: On the mass-count distinction and the French imparfait and passé simple. In: Rohrer 1980: 85–112.
- HÖRMANN, Hans: Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik. Frankfurt/M. 1976.
- HOPPER, Paul J.: Aspect and Foregrounding in Discourse. In: Givón 1979: 213–241.
- HOPPER, Paul J. (Ed.): Tense – Aspect: Between Semantics and Pragmatics. Containing the Contributions to a Symposium on Tense and Aspect, held at UCLA, May 1979. Amsterdam, Philadelphia 1982 (Typological Studies in Language; 1).
- HOPPER, Paul J.: Aspect between Discourse and Grammar: An Introductory Essay for the Volume. In: Hopper 1982: 3–18.
- HOUEWELING, Frans: Deictic and Anaphoric Tense Morphemes. In: LoCascio, Vincenzo/Vet, Co (Eds.): Temporal Structure in Sentence and Discourse. Dordrecht, Riverton 1986. S. 161–190.
- HÜLSER, Karlheinz: Einführung zu R. T. Schmidt 1979. S. 1–35.

- HUMMEL, Robert D.: The Syntactical Distribution of MHG Preverbal *Ge-* in Selected *Urkunden* of the Thirteenth Century from Basel—Colmar—Freiburg im Breisgau. Diss. Chicago 1973.
- ICKLER, Irene: Kasusrahmen und Perspektive. Zur Kodierung von semantischen Rollen. In: Deutsche Sprache 18 (1990), S. 1—37.
- ISAČENKO, A. V.: Rezension von R. Ruzicka, Der Verbalaspekt in der altrussischen Nestorchronik, Berlin 1957. In: Zeitschrift für Slawistik 4 (1959), S. 290—295.
- IVĂNESCU, G.: Le temps, l'aspect et la durée de l'action dans les langues indo-européennes. In: Mélanges linguistiques publiés à l'occasion du VIII<sup>e</sup> Congrès International des Linguistes à Oslo, du 5 au 9 août 1957. Bucarest 1957. S. 23—61.
- JACHNOW, Helmut (Ed.): Handbuch des Russisten. Sprachwissenschaft und angrenzende Disziplinen. Wiesbaden 1984 (Slavistische Studienbücher; N. F. 2).
- JACOBSEN, William H., Jr.: Why Does Washo Lack a Passive. In: Plank 1979: 145—160.
- JÄNTTI, Ahti: Zum Reflexiv und Passiv im heutigen Deutsch. Eine syntaktische Untersuchung mit semantischen Ansätzen. Helsinki 1978 (Annales Academiae Scientiarum Fennicae. Dissertationes Humanorum Litterarum; 15).
- JÄRVENTAUSTA, Marja: Das Subjekt im Deutschen und im Finnischen. Seine Formen und semantischen Rollen. Frankfurt am Main, ... 1991 (Werkstattreihe Deutsch als Fremdsprache; 30).
- JAKOBSON, Roman: Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze. Frankfurt/M. 1969 [zuerst 1944] (= 1944/1969).
- JAKOBSON, Roman: Shifters, Verbal Categories, and the Russian Verb. Harvard University 1957.
- JAKOBSON, Roman: Selected Writings II. The Hague, Paris 1971.
- JAKOBSON, Roman: Beitrag zur allgemeinen Kasuslehre. Gesamtbedeutungen der russischen Kasus. In: Jakobson 1971: 23—71 (= 1936/1971).
- JAKOBSON, Roman: Parts and Wholes in Language. In: Jakobson 1971: 279—284 (= 1963/1971).
- JAKOBSON, Roman: Quest for the Essence of Language. In: Jakobson 1971: 345—359 (= 1965/1971).
- JANNSEN, Theo: Die Hilfsverben *werden* (deutsch) und *zullen* (niederländisch): modal oder temporal? In: Abraham/Jannsen 1989: 65—84.
- JARVELLA, Robert J./KLEIN, Wolfgang (Eds.): Speech, Place and Action. Studies in Deixis and Related Topics. Chichester 1982.
- JELLINEK, Max Hermann: Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. Bd. I. Heidelberg 1913. Bd. II. Heidelberg 1914.
- JESPERSEN, Otto: The Philosophy of Grammar. London, New York 1924.
- JOB, Michael: Ergativity in Lezgian. In: Plank 1985: 159—173.
- JÖRG, Ruth: Untersuchungen zum Schwund des Präteritums im Schweizerdeutschen. Diss. Basel 1973. Bern 1976 (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur; 52).
- JOHNSON, Marion R.: A Unified Theory of Tense and Aspect. In: Tedeschi/Zaenen 1981: 145—175.
- JOLY, André: *Ge-* Préfixe lexical en vieil anglais. In: Canadian Journal of Linguistics 12 (1967), S. 78—89.
- JONGEBOER, H. A.: Im Irrgarten der Modalität. Ein Kapitel aus der deutschen Grammatik. Groningen 1985.
- KABAKČIEV, Krasimir: The article and the aorist/imperfect distinction in Bulgarian: an analysis based on cross-language 'aspect' parallelisms. In: Linguistics 22 (1984), S. 643—672.

- KABAKČIEV, Krasimir: Verkuyt's Compositional Aspects and Aspect in the Slavonic Languages. In: *Balkansko ezikoznanie* 27 (1984), S. 77–83.
- KALMÁR, Ivan: The Antipassive and Grammatical Relations in Eskimo. In: Plank 1979: 117–143.
- KALTZ, Barbara: Zur Wortartenproblematik aus wissenschaftsgeschichtlicher Sicht. Hamburg 1983 (*Hamburger philologische Studien*; 57).
- KANGASMAA-MINN, Eeva: On Personal Passive Constructions in Finnish. In: Schiefer, Erhard F. (Ed.): *Explanationes Et Tractationes Fenno-Ugricas In Honorem Hans Fromm*. München 1979. S. 99–108.
- KANGASMAA-MINN, Eeva: Tense, Aspect and Aktionsarten in Finno-Ugrian. In: Groot/Tommola 1984: 77–93.
- KARADŽIĆ, Vuk Stefanović: *Kleine Serbische Grammatik*; übersetzt und mit einer Vorrede von Jacob Grimm (1824). Neu ed. und eingeleitet von Miljan Mojašević und Peter Rheder. München 1974 (*Sagners Slavistische Sammlung*; 1).
- KARCEVSKI, Serge: *Système du verbe russe. Essai de linguistique synchronique*. Prague 1927.
- KARCEVSKI, Serge: *Remarques sur la psychologie des aspects en russe*. In: *Mélanges de linguistique offerts à Charles Bailly*. Genève 1939. S. 231–248.
- KARSTEN, T. E.: Zur Kenntnis der inchoativen Aktionsart im Deutschen. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 12 (1910), S. 153–161.
- KAZNELSON, S. D.: *Sprachtypologie und Sprachdenken*. Berlin 1974 [Russ. 1972].
- KEENAN, Edward L.: Towards a Universal Definition of 'Subject'. In: Li 1976: 303–333.
- KEENAN, Edward/COMRIE, Bernard: Noun Phrase Accessibility and Universal Grammar. In: *Linguistic Inquiry* 8 (1977), S. 63–99.
- KELLER-COHEN, Deborah: *The Acquisition of Temporal Reference in Pre-School Children*. Diss. Buffalo 1974. Bloomington 1975.
- KERN, Rudolf: Modalität und Tempus im Deutschen. In: *Germanistische Mitteilungen* (1981), S. 55–62.
- KHRAKOVSKY, V. S.: Passive Constructions. In: Kiefer 1973: 59–73.
- KIBARDINA, S. M.: Kategorii sub'jekta i ob'jekta i teorija valentnosti (na materiale nemeckogo jazyka) [Die Kategorien des Subjekts und des Objekts und die Valenztheorie (am Beispiel der deutschen Sprache)]. In: Kacnel'son, S. D./Genadze, I. O./Šubik, S. A. (Eds.): *Kategorija sub'jekta i ob'jekta v jazykach različnych tipov* [Die Kategorien des Subjekts und des Objekts in Sprachen unterschiedlichen Typs]. Leningrad 1982. S. 23–44.
- KIEFER, Ferenc (Ed.): *Trends in Soviet Theoretical Linguistics*. Dordrecht, Boston 1973.
- KIMENYI, Alexandre: Passives in Kinyarwanda. In: Shibatani 1988: 355–386.
- KIPARSKY, Paul: Tense and Mood in Indo-European Syntax. In: *Foundations of Language* 4 (1968), S. 30–57.
- KIPARSKY, Valentin: *Russische historische Grammatik*. Bd. II: Die Entwicklung des Formensystems. Heidelberg 1967.
- KLEIN, Horst G.: Das Verhalten der telischen Verben in den romanischen Sprachen erörtert an der Interferenz von Aspekt und Aktionsart. Diss. Frankfurt/M. 1969.
- KLEIN, Horst G.: Der Verbalaspekt zwischen Satzsyntax und Textlinguistik. Beobachtungen zur Solidarität von französischem und russischem Aspektgebrauch. In: *Die Neueren Sprachen* N. F. 21 (1972), S. 133–139.
- KLEIN, Wolfgang: Der Ausdruck der Temporalität im ungesteuerten Spracherwerb. In: *Rauh* 1983: 149–168.
- KLEINER, Mathilde: *Zur Entwicklung der Futur-Umschreibung werden mit dem Infinitiv*. Berkeley 1925 (*University of California Publications in Modern Philology*; 12,1).

- KLIMOV, Georgij A.: Object Relations in the Ergative System. In: Plank 1984: 211–219.
- KLIMOV, Georgij A.: Zur kontensiven Typologie. In: Plank 1985: 175–190.
- KLOTZ, Peter: Ein Tempus mit zwei temporalen Modi. Studien zur Tempus- und Modusproblematik am Beispiel des Futurs und des mit „würde“ gebildeten Konjunktivs. Diss. München 1974.
- KLUGE, F.: Zur altgermanischen Sprachgeschichte. I. Verbalpartikeln in der Zusammensetzung. In: Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 26 (= N. F. 6) (1883), S. 68–82.
- KLUGE, Wolfram: Zur Diskussion um das Tempusystem. In: Der Begriff Tempus – Eine Ansichtssache? (1969). S. 59–68.
- KORCHMÁROS, Valéria M.: Definiteness as Semantic Content and its Realization in Grammatical Form. Szeged 1983 (Studia Uralo-Altaica; 19).
- KOSCHMIEDER, Erwin: Zeitbezug und Sprache. Ein Beitrag zur Aspekt- und Tempusfrage. Leipzig, Berlin 1929.
- KOSCHMIEDER, E.: Durchkreuzungen von Aspekt- und Tempusystem im Präsens. In: Zeitschrift für slavische Philologie 7 (1930), S. 341–358.
- KOSCHMIEDER, Erwin: Zur Bestimmung der Funktionen grammatischer Kategorien. München 1945 (Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Abteilung. N. F. 25).
- KOVARI, Geoffrey: Zur Entstehung des gotischen Artikels. In: Ebenbauer, Alfred (Ed.): Philologische Untersuchungen: gewidmet Elfriede Stutz zum 65. Geburtstag. Wien 1984 (Philologica germanica; 7). S. 223–228.
- KOVARI, Geoffrey: Studien zum germanischen Artikel. Entstehung und Verwendung des Artikels im Gotischen. Wien 1984 (Wiener Arbeiten zur germanischen Altertumskunde und Philologie; 26).
- KRAHE, Hans: Einleitung in das vergleichende Sprachstudium. Ed. v. Wolfgang Meid. Innsbruck 1970 (Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft; 1).
- KRÁMSKY, Jiří: The Article and the Concept of Definiteness in Language. The Hague, Paris 1972.
- KRASTEV, Borimir: La voix passive dans la langue bulgare. In: Travaux du Cercle Linguistique d'Aix-en-Provence 2 (1984), S. 103–112.
- KRAUSE, Wolfgang: Handbuch des Gotischen. 3., neubearbeitete Auflage. München 1968.
- KRISTOPHSON, Jürgen: Zum Ewigkeitswert der grammatischen Kategorien. In: Weiss, Daniel (Ed.): Slavistische Linguistik 1979. Referate des V. Konstanzer Slavistischen Arbeitstreffens, Zürich 25.–27. Sept. 1979. München 1980 (Slavistische Beiträge; 138). S. 65–78.
- KUČERA, Henry: Aspect, Marcedness, and to. In: Tedeschi/Zaenen 1982: 177–189.
- KUHN, Hans: Perfekt und Perfektiv im Deutschen. In: Linguistische Studien III. Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Teil 1. Düsseldorf 1973 (Sprache der Gegenwart; 23). S. 184–206.
- KUNERT, Hans Peter: Aspekt, Aktionsart, Tempus. Eine Untersuchung zur Wiedergabe russischer Verbkategorien im Französischen. Tübingen 1984.
- KUNZENDORF, Gerda: Ist das Futur wirklich ein Futur? In: Sprachpflege 13, H. 10 (1964), S. 209–212.
- KURRLEMEYER, Herman: The Historical Development of the Forms of the Future Tense in Middle High German. Diss. Baltimore 1902. Strassburg 1904.
- KURYLOWICZ, Jerzy: The Role of Deictic Elements in Linguistic Evolution. In: Semiotica 5 (1972), S. 174–183.
- KVAM, Sigmund: Zur Rolle des Subjekts als Beschreibungskategorie der Typologie im Deutschen und Norwegischen. In: Deutsche Sprache 15 (1987), S. 256–276.

- LAKOFF, Robin: Tense and its Relations to Participants. In: *Language* 46 (1970), S. 838–849.
- LANGACKER, Ronald W./MUNRO, Pamela: Passives and their Meaning. In: *Language* 51 (1975), S. 789–830.
- LATZEL, Sigbert: Die deutschen Tempora Perfekt und Präteritum. Eine Darstellung mit Bezug auf Erfordernisse des Fachs „Deutsch als Fremdsprache“. München 1977.
- LAWSON, Richard H.: The Prefix *gi-* as a Perfectivizing Future Significant in OHG *Tatian*. In: *Journal of English and Germanic Philology* 64 (1965), S. 90–97.
- LAWSON, Richard H.: *Gi-* as Futurizing Prefix in the Shorter Old High German Interlinear Works. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 67 (1966), S. 234–242.
- LAWSON, Richard H.: A Reappraisal of the Function of the Prefix *Gi-* in Old High German *Tatian*. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 69 (1968), S. 272–280.
- LAWSON, Richard H.: The Verbal Prefix *ge-* in the Old High German and the Middle High German Benedictine Rules. In: *Journal of English and Germanic Philology* 67 (1968), S. 647–655.
- LAWSON, Richard H.: Preverbal *ke-* in the Earliest Old Alemannic. *Journal of English and Germanic Philology* 69 (1970), S. 568–579.
- LEHMANN, Christian: Ergative and active traits in Latin. In: *Plank* 1985: 243–255.
- LEHMANN, Volkmar: Russischer Aspekt und sowjetische Aspektforschung. In: *Jachnow* 1984: 67–102.
- LEHMANN, Volkmar: Der russische Aspekt und die lexikalische Bedeutung des Verbs. In: *Zeitschrift für slavische Philologie* 48 (1988), S. 170–181.
- LEHMANN, W. P.: From Topic to Subject in Indo-European. In: *Li* 1976: 445–456.
- LEHMANN Winfred P. (Ed.): *Syntactic Typology. Studies in the Phenomenology of Language*. Sussex 1978.
- LEHMANN, W. P./MALKIEL, Yakov (Eds.): *Directions for Historical Linguistics. A Symposium*. Austin. London 1971 (1968).
- LEISS, Elisabeth: Gustave Guillaumes Sprachtheorie. Am Beispiel der grammatischen Kategorien des Verbs. In: *Sprachwissenschaft* 9 (1984), S. 456–472.
- LEISS, Elisabeth: Zur Entstehung des neuhochdeutschen analytischen Futurs. In: *Sprachwissenschaft* 10 (1985), S. 250–273.
- LEISS, Elisabeth: Das Lexikon ist keine Enzyklopädie. In: *Linguistische Berichte* 101 (1986), S. 74–84.
- LEISS, Elisabeth: Grammatische Kategorien und sprachlicher Wandel: Erklärung des Genitivschwunds im Deutschen. In: *Proceedings of the XIVth International Congress of Linguists (Berlin/GDR 1987)*. Ed. von Werner Bahner, Joachim Schildt und Dieter Viehweger. Berlin 1991. 3 Bde. Bd. II, S. 1406–1409.
- LERCH, Eugen: Das Futurum des zu Erwartenden im Französischen und im Deutschen. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 43 (1942), S. 161–171.
- LI, Charles N. (Ed.): *Subject and Topic*. New York, San Francisco, London 1976.
- LI, Charles N. THOMPSON, Sandra A.: *Subject and Topic: A New Typology of Language*. In: *Li* 1976: 457–489.
- LINDEMANN, J. W. Richard: Old English Preverbal *ge-*. A Reexamination of Some Current Doctrines. In: *Journal of English and Germanic Philology* 64 (1965), S. 65–83.
- LINDEMANN, Richard J. W.: *Old English Preverbal Ge-: Its Meaning*. Charlottesville 1970.
- LINDGREN, Kaj B.: Über den oberdeutschen Präteritumsschwund. *Helsinki* 1957 (*Annales academiae scientiarum fennicae Ser. B*; 112; 1).
- LINDGREN, Kaj B.: Über Präteritum und Konjunktiv im Oberdeutschen. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 64 (1963), S. 264–283.

- LINDSLEY, James R.: Producing Simple Utterances: How Far Ahead Do We Plan? In: *Cognitive Psychology* 7 (1975), S. 1—19.
- LOYD, Albert L.: Anatomy of the Verb. The Gothic Verb as a Model for a Unified Theory of Aspect, Actional Types, and Verbal Velocity. Amsterdam 1979 (Studies in Language Companion Series; 4).
- LÖTSCHER, Andreas: Zeit, Text und Aktionsarten. In: *Deutsche Sprache* 4 (1976), S. 120—147.
- LÖTZSCH, Ronald: Zum indirekten Passiv im Deutschen und Slawischen. In: Krauss, W. et al. (Eds.): *Slawisch-deutsche Wechselbeziehungen in Sprache, Literatur und Kultur*. Berlin 1969. S. 102—109.
- LÖTZSCH, Ronald/RŮŽIČKA, Rudolf (Eds.): *Satzstruktur und Genus verbi*. Berlin 1976 (studia grammatica; 13).
- LÖTZSCH R./FIEDLER, W./KOSTOV, K.: Die Kategorie des Genus verbi in ihrem Verhältnis zu einigen verwandten morphologischen Kategorien. In: *Lötzsch/Růžicka* 1976: 63—94.
- LU, Kangle: Die Passivkonstruktionen des Deutschen und des Chinesischen. Eine kontrastive grammatische und pragmatische Untersuchung. Bad Honnef 1990.
- LUCKO, Peter: Zur Beschreibung des deutschen Tempussystems. *Zeitschrift für Germanistik* 3 (1982), S. 315—324.
- LUDWIG, Otto: Präsens und süddeutscher Präteritumsschwund. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 68 (1967), S. 118—130.
- LUDWIG, Otto: Semantik des Präsens. In: *Linguistische Berichte* 14 (1971), S. 34—41.
- LUDWIG, Otto: Thesen zu den Tempora im Deutschen. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 91 (1972), S. 58—81.
- LUSSKY, Geo. F.: *Unerdan* und *Unesan* mit dem Partizip Passiv in der Althochdeutschen Tatianübersetzung. In: *The Journal of English and Germanic Philology* 23 (1924), S. 342—369.
- LYONS, John: *Semantics* 2. Cambridge 1977.
- MADDISON, Ian: *Patterns of sounds*. Cambridge 1984.
- MAIER, G.: Das *ge-* Partizip im Neuhochdeutschen. In: *Zeitschrift für Deutsche Wortforschung* 1 (1901), S. 281—318.
- MARACHE, Maurice: *Le composé verbal en ge- et ses fonctions grammaticales en moyen haut allemand*. Paris 1960.
- MARACHE, Maurice: Die gotischen verbalen *ga-*Komposita im Lichte einer neuen Kategorie der Aktionsart. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 90 (1960—1961), S. 1—35.
- MARCHAND, [ohne Vorname]: On a Question of Aspect: A comparison between the Progressive Form in English and that of Italian and Spanish. In: *Studia Linguistica* 9; 1 (1955), S. 45—52.
- MARKUS, Manfred: *Tempus und Aspekt. Zur Funktion von Präsens und Präteritum und Perfekt im Englischen und im Deutschen*. München 1977.
- MAROLD, C.: Futurum und futurische Ausdrücke im Gotischen. In: *Wissenschaftliche Monatsblätter* 3 (1875), S. 169—176.
- MARSHALL, Matthias: Paul wird in der Badewanne sitzen. Das Futur in der gesprochenen deutschen Standardsprache und ein Teilsystem der deutschen Verbform. In: *Deutsche Sprache* 15 (1987), S. 122—136.
- MARTENS, Heinrich: Die verba perfecta in der nibelungendichtung. In: *Zeitschrift für Vergleichende Sprachforschung* 12 (1863), S. 31—41 und 321—335.
- MARTINET, André: Shunting on to Ergative or Accusative. In: *Plank* 1979: 39—43.

- MASLOV, Ju. S.: Zur Entstehungsgeschichte des slavischen Verbalaspektes. In: Zeitschrift für Slawistik 4 (1959), S. 560–568.
- MASLOV, Ju. S. (Ed.): Voprosy glagol'nogo vida. Moskva 1962.
- MASLOV, Jurij S.: Zur Semantik der Perfektivitätsopposition. In: Wiener Slavistisches Jahrbuch 20 (1974), S. 107–122.
- MASLOV, Jurij S.: Resultative, Perfect and Aspect. In: Nedjalkov 1988: 63–85.
- MATZEL, Klaus/ULVESTAD, Bjarne: Futur I und futurisches Präsens. In: Sprachwissenschaft 7 (1982), S. 282–328.
- MAYERTHALER, Willi: Morphologie und Natürlichkeit. Wiesbaden 1981.
- MAYERTHALER, Willi: Prinzipien der Markiertheitstheorie. In: Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft 8 (1982), S. 261–267.
- MAYERTHALER, Willi: System-independent morphological naturalness. In: Dressler et al. 1987: 25–58.
- MAZON, André: La notion morphologique de l'aspect des verbes chez les grammairiens russes. In: Mélanges offerts à Emile Picot, 1. Paris 1913. Reprint Genf 1969. S. 343–367.
- MAZON, André: Le Présent perfectif. In: Die Welt der Slaven 10 (1965), S. 225–232.
- MEID, Wolfgang: Das germanische Präteritum. Indogermanische Grundlagen und Ausbreitung im Germanischen. Innsbruck 1971 (Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft; 3).
- MEID, Wolfgang: Bemerkungen zum indoeuropäischen Perfekt und zum germanischen starken Präteritum. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 36 (1983), S. 329–336.
- MEILLET, A[ntoine]: Des aspects perfectif et imperfectif dans la traduction de l'Évangile en vieux slave. In: Meillet 1902: 2–104.
- MEILLET, A[ntoine]: Études sur l'étymologie et le vocabulaire du vieux slave. Bd. 1. Paris 1902 (Bibliothèque de l'École des Hautes Études; 139; 1).
- MEĽČUK, Igor A.: Three Main Features, Seven Basic Principles, and Eleven Most Important Results of Roman Jakobson's Morphological Research. In: Jakobson, Roman: Verbal Art, Verbal Sign, Verbal Time. Ed. by Krystyna Pomorska and Stephen Rudy. Oxford 1985. S. 178–200.
- MILAN, Carlo: Das Passiv im Deutschen und Italienischen. Die Partizipialkonstruktionen mit *werden/sein* und *essere/venire*. Heidelberg 1985.
- MILLER, J.: 'Future Tense' in Russian. In: Russian Linguistics 1 (1974), S. 255–270.
- MIŁOWICZ, Anatol: Die Aspektfrage im Gotischen. Wilno 1935. (Rozprawy i Materiały Wydziału I; Towarzystwa Przyjaciół Nauk w Wilnie; 6,1).
- MOIGNET, Robert: Temps et aspect. Essai sur l'emploi des temps narratifs en moyen français. Paris 1971.
- MOSER, Hugo et al. (Eds.): Sprachwandel und Sprachgeschichtsschreibung. Jahrbuch 1976 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf 1977 (Sprache der Gegenwart; 41).
- MOSKALSKAJA, O. L.: Textgrammatik. Leipzig 1984 (Russ. 1981).
- MOSSÉ, E.: Le renouvellement de l'aspect en germanique. In: Mélanges linguistiques offerts à J. Vendryes. Paris 1925. S. 287–299.
- MOSSÉ, Fernand: Bibliographia Gotica. A Bibliography of Writings on the Gothic Language. In: Mediaeval Studies 12 (1950), S. 237–324; 15 (1953), S. 169–183; 19 (1957), S. 174–196 (von James W. Marchand).
- MOTREK, V. E.: Rezension von Rudolf Wustmann: Verba perfectiva namentlich im Heliand. Leipzig 1894. In: Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur 21 (1895), S. 194–204.



- MUNSKE, Horst Haider: Die Rolle des Lateins als Superstratum im Deutschen und in anderen germanischen Sprachen. In: Ureland, P. Sture (Ed.): Die Leistung der Strataforschung und der Kreolistik. Typologische Aspekte der Sprachkontakte. Akten des 5. Symposiums über Sprachkontakt in Europa. Tübingen 1982. S. 237–263.
- NAERT, Pierre: Mode de présentation, aspect, mode d'action, détermination et transitivité. In: *Studia Linguistica* 14 (1960), S. 1–14.
- NAUMANN, Bernd: Grammatik der deutschen Sprache zwischen 1781 und 1856. Die Kategorien der deutschen Grammatik in der Tradition von Johann Werner Meiner und Johann Christoph Adelung. Berlin 1986 (Philologische Studien und Quellen; 114).
- NEDJALKOV, V. P. (Ed.): Tipologija rezul'tativnich konstrukcij (resultativ, stativ, passiv, perfekt). Leningrad 1983.
- NEDJALKOV, Vladimir P. (Ed.): Typology of Resultative Constructions. English Translation edited by Bernard Comrie. Amsterdam, Philadelphia 1988 (Typological Studies in Language; 12).
- NEDJALKOV, Vladimir P./JAXONTOV Sergej Je.: The Typology of Resultative Constructions. In: Nedjalkov 1988: 3–62.
- NERBONNE, John A.: Some Passives Not Characterized by Universal Rules: Subjectless Impersonals. In: Brian, Joseph D. (Ed.): Grammatical Relations and Relational Grammar. Ohio 1982. (The Ohio State University Working Papers in Linguistics; 26). S. 59–92.
- NESPITAL, Helmut: Verbbedeutung und Aspekt aus sprachvergleichender Sicht. In: Sprachwissenschaft 8 (1983), S. 357–384.
- NOREEN, Adolf: Einführung in die wissenschaftliche Betrachtung der Sprache. Beiträge zur Methode und Terminologie der Grammatik. Halle 1923.
- NUSSBAUM, N. Jo/NAREMORE, Rita C.: On the Acquisition of Present Perfect „Have“ in Normal Children. In: Language and Speech 18 (1975), S. 219–226.
- OCHS, Elinor: Planned and unplanned discourse. In: Givón 1979: 51–80.
- ÖBERG, A[nton] B.: Über die hochdeutsche Passivumschreibung mit sein und werden. Historische Darstellung. Lund 1907.
- OKSAAR, Els: Zum Passiv im Deutschen und Schwedischen. In: Nickel, Gerhard (Ed.): Reader zur Kontrastiven Linguistik. Frankfurt/M. 1972. S. 85–105.
- OKSAAR, Els: Betrachtungen im Bereich des Passivs. In: Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Teil 2. Mannheim 1973 (Linguistische Studien IV. Sprache der Gegenwart; 24). S. 165–172.
- ORF, Rolf-Jürgen: Das Futur – Tempus oder Modus? Ein Beispiel für die Anwendung der Transformationsgrammatik im Englischunterricht. In: Die Neueren Sprachen N.F. 21 (1972), S. 629–632.
- OUBOUZAR, Erika: Über die Ausbildung der zusammengesetzten Verbformen im deutschen Verbsystem. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Halle) 95 (1974), S. 5–96.
- PAPE-MÜLLER, Sabine: Textfunktionen des Passivs. Untersuchungen zur Verwendung von grammatisch-lexikalischen Passivformen. Tübingen 1980 (Reihe Germanistische Linguistik; 29).
- DAS PASSIV IM DEUTSCHEN: Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen, Nizza 1986. Ed. vom Centre de Recherche de Linguistique Germanique (Nice). Tübingen 1987 (Linguistische Arbeiten; 183).
- PAUL, Hermann: Die Umschreibung des Perfekts im Deutschen mit haben und sein. In: Abhandlungen der philosophisch-philologischen Classe der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften 22 (1902), S. 159–210.

- PAUL, Hermann: *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 22., durchgesehene Auflage v. Hugo Moser, Ingeborg Schröbler und Siegfried Grosse. Tübingen 1982.
- PEDERSEN, Holger: Zur lehre von den aktionsarten. In: *Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung* 37, N. F. 17 (1904), S. 219–250.
- PEIRCE, Charles S.: *Phänomen und Logik der Zeichen*. Ed. von Helmut Pape. Frankfurt/M. 1983.
- PERNÉE, Lucien: Passif et moyen en grec ancien. In: *Travaux du Cercle Linguistique d'Aix-en-Provence* 2 (1984); S. 93–102.
- PETKOV, Pavel: Über die Ausdrucksmittel im Deutschen für die nicht abgeschlossene und aspektuell abgeschlossene Handlung. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 18 (1965), S. 551–572.
- PIAGET, Jean: *Die Bildung des Zeitbegriffs beim Kinde*. Frankfurt/M. 1974 [o. Z. der Originalausgabe: *La Genèse du Temps chez l'Enfant*; dt. zuerst 1955] (= 1955/1974).
- PIATTELLI-PALMARINI, Massimo (Ed.): *Language and Learning. The Debate between Jean Piaget and Noam Chomsky*. Cambridge, Mass. 1980.
- PIETSCH, P.: Einige Bemerkungen ueber ge- bei Verben. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 13 (1887), S. 516–529.
- PLANK, Frans (Ed.): *Ergativity. Towards a Theory of Grammatical Relations*. London 1979.
- PLANK, Frans: *Ergativity, Syntactic Typology and Universal Grammar: Some past and present viewpoints*. In: Plank 1979: 3–36 (= 1979 a).
- PLANK, Frans (Ed.): *Objects. Towards A Theory Of Grammatical Relations*. London 1984.
- PLANK, Frans (Ed.): *Relational Typology*. Berlin, New York, Amsterdam 1985 (*Trends in linguistics: Studies and monographs*; 28).
- PLANK, Frans: The extended accusative/restricted nominative in perspective. In: Plank 1985: 269–310.
- PLANK, Frans: Number Neutralization in Old English: Failure of Functionalism? In: Koopmann, Willem et al. (Eds.): *Explanation and Linguistic Change*. Amsterdam 1987 (*Current Issues in Linguistic Theory*; 45).
- POITOU, Jacques: Théories de la naturalité en morphologie. In: *DRLAV, Revue de linguistique* 31 (1984), S. 49–66.
- POLENZ, Peter von: Funktionsverben im heutigen Deutsch. *Sprache in der rationalisierten Welt*. Beiheft 5 zur Zeitschrift „*Wirkendes Wort*“. Düsseldorf 1963.
- POLENZ, Peter von: *Deutsche Satzsemantik: Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin, New York 1985.
- POLENZ, Peter von: Funktionsverben, Funktionsverbgefüge und Verwandtes. Vorschläge zur satzsemantischen Lexikographie. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 15 (1987), S. 169–189.
- POLLAK, Hans: Problematisches in der Lehre von Aktionsart und Aspekt. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 86 (1967), S. 397–420.
- POLLAK, Hans: Über gotische Verben mit doppeltem ga-. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* (Tübingen) 96 (1974), S. 12–16.
- POLLAK, Hans: Zur Methode der Ermittlung von Bedeutung und Funktion der altgermanischen Vorsilbe ga-. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 76 (1975), S. 130–137.
- POLLAK, Wolfgang: Aspekt und Aktionsart im Lichte der Forschungsgeschichte. In: *Moderne Sprachen* 6 (1962), S. 13–22.
- POLLAK, Wolfgang: Aspekt und Aktionsart. In: *Linguistik und Didaktik* 1 (1970), S. 40–47 und 155–163.

- POVEJŠIL, J.: Zum reflexiven Passiv im Tschechischen und Deutschen. In: Löttsch/Ružička 1976: 125–129.
- PRIMUS, Beatrice: Grammatische Hierarchien. Eine Beschreibung und Erklärung von Regularitäten des Deutschen ohne grammatische Relationen. München 1987 (Studien zur Theoretischen Linguistik; 7).
- PULGRAM, Ernst: Latin-Romance, English, German Past Tenses and Aspects. Defects and Repairs. In: *Folia Linguistica Historica* 7 (1987), S. 381–397.
- PUSCH, Luise F.: *Smear = schmieren/beschmieren*: Bemerkungen über partitive und holistische Konstruktionen im Deutschen und Englischen. In: Nickel, Gerhard (Ed.): *Reader zur Kontrastiven Linguistik*. Frankfurt/M. 1972. S. 122–135.
- QUIRK, Randolph/GREENBAUM, Sidney/LEECH, Geoffrey/SVARTVIK, Jan: *A comprehensive grammar of the English language*. London, New York 1985.
- RAMAT, Paolo: „Es war ein König in Thule (...), Dem sterbend seine Buhle ...“: on the rise and transformation(s) of morphosyntactic categories. In: Fisiak 1984: 393–415.
- RATHMAYR, Renate: Die perfektive Präsensform im Russischen. Eine multilateral-kontrastive Funktionsanalyse der russischen Form anhand ihrer französischen und deutschen Entsprechungen. Wien 1976 (Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse; 310,1).
- RAUH, Gisa (Ed.): *Essays on deixis*. Tübingen 1983 (Tübinger Beiträge zur Linguistik; 188).
- RAUH, Gisa: Aspects of Deixis. In: *Rauh* 1983: 9–60.
- RAUH, Gisa: Tempora als deiktische Kategorien. Eine Analyse der Tempora im Englischen und Deutschen. In: *Indogermanische Forschungen* 89 (1984), S. 1–25.
- RAUH, Gisa: Temporale Deixis. In: Ehrich/Vater 1988: 26–51.
- RECHA, Carl: Zur Frage über den Ursprung der perfectivierenden Funktion der Verbalpräfixe. Nebst Einleitung über das Zusammenwirken des syntaktischen und phonetischen Faktors. Diss. Dorpat 1893.
- REGNELL, Carl Göran: Über den Ursprung des slavischen Verbalaspekts. Diss. Lund 1944.
- REICHENKRON, Günter: *Passivum, Medium und Reflexivum in den romanischen Sprachen*. Jena, Leipzig 1933.
- REITER, Norbert: Slavische Kasus- und deutsche Artikelopposition. In: *Zeitschrift für slavische Philologie* 39 (1977), S. 357–372.
- RENICKE, Horst: Die Theorie der Aspekte und Aktionsarten. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* (Halle) 72 (1950), S. 150–193.
- RENICKE, Horst: Deutsche Aspektpaare. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 80 (1961), S. 86–99.
- RICE, Allan Lake: *Gothic Prepositional Compounds in their Relation to their Greek Originals*. Diss. Philadelphia 1932.
- RODDE, Jacob: *Russische Sprachlehre*. Riga 1773. Nachdruck besorgt von Gerd Freidhof und Bernd Scholz. München 1982 (*Specimina Philologiae Slavicae*; 38).
- RODENBUSCH, E.: Präsensstamm und perfektive Aktionsart. In: *Indogermanische Forschungen* 22 (1907–1908), S. 402–408.
- RÖSCH, Olga: Untersuchung zu passivwertigen Funktionsverbgefügen im Deutschen der Gegenwart. Ein Beitrag zur funktionalen Beschreibung grammatischer Strukturen. Diss. Berlin: Humboldt-Universität 1990.
- ROHRER, Christian (Ed.): *Time, Tense and Quantifiers. Proceedings of the Stuttgart Conference on the Logic of Tense and Quantifiers*. Tübingen 1980 (*Linguistische Arbeiten*; 83).

- ROKOSZOWA, Jolanta: Zum Anthropozentrismus in der Sprache. Ein Beitrag zur Untersuchung des Genus Verbi. Wrocław 1986 (Polska Akademia nauk; Prace komisji Językoznawstwa; 54).
- ROSCH, Eleanor: Universals and Cultural Specifics in Human Categorization. In: Brislin, Richard W./Bochner, Stephen/Lonner, Walter J. (Eds.): *Cross-Cultural Perspectives on Learning*. New York 1975. S. 177–206.
- ROSSIJSKAJA GRAMMATIKA. Nachdruck der Auflage von 1802, besorgt von Michael Schütrumpf. München 1983 (Specimina Philologiae Slavicae; 53).
- RUSKAJA GRAMMATIKA I, II. Akademija nauk SSSR: Institut russkogo jazyka. Moskva 1982.
- RUTHERFORD, William F. (Ed.): *Language Universals and Second Language Acquisition*. Amsterdam, Philadelphia 1984 (Typological Studies in Language; 5).
- RUŽIČKA, J.: Reflexive Verben und reflexive Verbalformen. In: Löttsch/Ružička 1976: 131–135.
- RYGALOFF, Alexis: „Être“ et „y avoir“ en chinois (et en général). In: *Travaux du Cercle linguistique d'Aix-en-Provence* 2 (1984), S. 195–211.
- SACKER, Ulrich: Aspektueller und resultativer Verbalausdruck im Französischen, Italienischen, Russischen und Deutschen. Tübingen 1983 (Tübinger Beiträge zur Linguistik; 210).
- SADZIŃSKI, Roman: Zur valenztheoretischen Wertung des Agensanschlusses im heutigen Deutsch. In: *Das Passiv im Deutschen* 1987: 147–159.
- SAFAREWICZ, Jan: *Studia Językoznawcze*. Warszawa 1967.
- SAFAREWICZ, Jan: Les désinences moyennes primaires de l'indoeuropéen. In: Safarewicz 1967: 45–50 (= 1967 a).
- SAFAREWICZ, Jan: Le présent indéterminé et le présent déterminé en indo-européen. In: Safarewicz 1967: 55–62 (= 1967 b).
- SALTVEIT, Laurits: Besitzt die deutsche Sprache ein Futur? In: *Der Deutschunterricht* 12,5 (1960), S. 46–65.
- SALTVEIT, Laurits: Studien zum deutschen Futur. Die Fügungen *werden* mit dem Partizip Präsens und *werden* mit dem Infinitiv in ihren heutigen Funktionen und in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Bergen, Oslo 1962 (Acta Universitatis Bergensis, series humaniorum litterarum; 1961, 2).
- SALTVEIT, Laurits: Das sogenannte deutsche Futur und die adäquate Methode. Berichtigungen zu Ingerid Dals Besprechung von ‚Studien zum deutschen Futur‘ in dieser Zs. Bd. 86, 1964, S. 161–167. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* (Tübingen) 87 (1965), S. 227–234.
- SASSE, H.-J.: Subjekt und Ergativ: Zur pragmatischen Grundlage primärer grammatischer Relationen. In: *Folia Linguistica* 12 (1978), S. 219–252.
- ŠAUMJAN, Sebastien K.: Philosophie und theoretische Linguistik. Übersetzt und ed. von Wolfgang Girke. München 1973.
- ŠAUMJAN, Sebastien K.: Siehe auch unter SHIAUMYAN.
- SAUVAGEOT, Aurélien: L'emploi de l'article en gothique. Paris 1929 (Collection linguistique publiée par la Société de linguistique de Paris; 28).
- SCAFFIDI-ABBATE, B. Augusto: Möglichkeiten der Futurbezeichnung im althochdeutschen Tatian und in anderen althochdeutschen literarischen Denkmälern. In: *Sprachwissenschaft* 6 (1981), S. 288–334.
- SCHERER, Philip: Aspect in Gothic. In: *Language* 30 (1954), S. 211–223.
- SCHIEB, Gabriele: Der Verbkomplex aus verbalen Bestandteilen. In: Kettmann, G./Schildt, J. (Eds.): *Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache auf der syntaktischen*

- Ebene (1470–1730). Der Einfachsatz. Berlin 1976 (Bausteine zur Geschichte des Neuhochdeutschen; 56/1). S. 39–234.
- SCHIEFER, Erhard: Überlegungen zur Tauglichkeit des Passivbegriffs und bisheriger Passivuntersuchungen, mit besonderer Berücksichtigung finnisch-ugrischer Sprachen. Wiesbaden 1983.
- SCHIROKAUER, Arno: Das Futurum als Ausdrucksform der Ungewißheit. In: Monatshefte für den deutschen Unterricht 45 (1953), S. 268–271.
- SCHLACHTER, Wolfgang: Arbeiten zur strukturbezogenen Grammatik auf der Grundlage finnisch-ugrischen und indogermanischen Materials. Ed. von Björn Collinder, Hans Fromm, Gerhard Ganschow. München 1968.
- SCHLACHTER, Wolfgang: Der Verbalaspekt als grammatische Kategorie. In: Schlachter 1968: 150–186 (= 1959/1968).
- SCHLACHTER, Wolfgang: Intratemporale und terminative Aktionsarten. In: Schlachter 1968: 187–201 (= 1959 a/1968).
- SCHLACHTER, Wolfgang: Ein Aktionsartkriterium im Neuhochdeutschen. In: Schlachter 1968: 202–259 (= 1961/1968).
- SCHLACHTER, Wolfgang: Passivstudien. Göttingen 1984 (Nachrichten der Akademie der Wiss. in Göttingen. I. Philologisch-historische Klasse 1984; 3).
- SCHLEICHER, Aug.: Das futurum im deutschen und slawischen. In: Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 4 (1855), S. 187–197.
- SCHMIDT, Rudolf T.: Die Grammatik der Stoiker. Einführung, Übersetzung und Bearbeitung von Karlheinz Hülsner. Mit einer kommentierten Bibliographie zur stoischen Sprachwissenschaft (Dialektik) von Urs Egli. Braunschweig, Wiesbaden 1979 (Schriften zur Linguistik; 12).
- SCHNEIDER, Kim: Der russische ‚Aspekt‘ als Sonderfall eines allgemeinen Aspektbegriffs. In: Scando-Slavica 13 (1967), S. 181–196.
- SCHNELLE, Helmut: Pre-tense. In: Rohrer 1980: 329–354.
- SCHNORR VON CAROLSFELD, Hans: Transitivum und Intransitivum. In: Indogermanische Forschungen 52 (1934), S. 1–31.
- SCHÖNDORF, Kurt Erich: Zum Gebrauch der Vergangenheits tempora in den mittelniederdeutschen Bibelfrühdrucken. In: Askedal 1983: 171–181.
- SCHOENTHAL, Gisela: Das Passiv in der deutschen Standardsprache. Darstellung in der neueren Grammatiktheorie und Verwendung in Texten gesprochener Sprache. München 1976.
- SCHOENTHAL, Gisela: Kontextsemantische Analysen zum Passivgebrauch im heutigen Deutsch. Zur Mitteilungsperspektive im Passivsatz. In: Das Passiv im Deutschen 1987: 161–179.
- SCHRÖDER, Werner: Zur Passiv-Bildung im Althochdeutschen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Halle) 77 (1955), S. 1–76.
- SCHUBERT, Klaus: Aktiv und Passiv im Schwedischen. Diss. Kiel 1982 (Arbeitsberichte aus dem Seminar für Allgemeine und Indogermanische Sprachwissenschaft; 5).
- SCHUCHARDT, H.: Das Baskische und die Sprachwissenschaft. Wien 1925 (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosoph.-histor. Klasse; 202; 4).
- SCHUCHARDT, Hugo: Primitiae Linguae Vasconum. Einführung ins Baskische. 2. Auflage. Eingeleitet und mit einer Bibliographie versehen von Antonio Tovar. Tübingen 1968 (= 1923/1968).
- SCHÜTRUMPF, Michael: Die russische Akademiegrammatik von 1802. Eine sprachwissenschaftliche Analyse. München 1984 (Specimina Philologiae Slavica; Suppl. 1).

- SCHULZ, Ekkehard: Gibt es ein reflexives Genus? In: Wissenschaftliche Zeitung der Humboldt-Universität zu Berlin, Ges.-Sprachw. Reihe 29 (1980), S. 371–374.
- SCHWALL, Ulrike: Aspektualität. Eine semantisch-funktionelle Kategorie. Tübingen 1991 (Tübinger Beiträge zur Linguistik; 344).
- SCHWARTZ, Myrna/SAFFRAN, Eleanor M./MARIN, Oscar S. M.: The Word Order Problem in Agrammatism. In: *Brain and Language* 10 (1980), S. 249–280.
- ŠČUR, G. S.: Some Remarks Concerning the Germanic Future. In: *Transactions of the Philological Society* (1963), S. 49–57.
- SEIDEL, E.: Zur Futurbedeutung des Praesens perfectivum im Slavischen. In: *Slavia XVII* (1939/1940), S. 1–32.
- SEILER, Hansjakob (Ed.): *Language universals: papers from the conference held at Gummersbach/Cologne, Germany, October 3–8*. Tübingen 1978.
- SENN, Alfred: Verbal Aspect in German, Slavic and Baltic. In: *Language* 25 (1949), S. 402–409.
- SENNHOLZ, Klaus: *Grundzüge der Deixis*. Bochum 1985.
- SHAPIRO, Michael: *The Sense of Grammar. Language as Semeiotic*. Bloomington 1983.
- SHAUMYAN, Sebastian: Ergativity and universal grammar. In: *Plank* 1985: 311–338.
- SHEREBKOW, W. A.: Präsens oder Futur. In: *Deutsch als Fremdsprache* 4 (1967), S. 89–91.
- SHIBATANI, Masayoshi (Ed.): *Passive and Voice*. Amsterdam, Philadelphia 1988.
- SHIBATANI, Masayoshi: Voice in Philippine languages. In: Shibatani 1988: 85–142.
- SHIMOMIYA, Tadao: Entwicklung der zusammengesetzten Tempora als Phänomen des europäischen Sprachenbundes. In: *Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung* 88 (1974), S. 218–229.
- SHOPEN, Timothy (Ed.): *Language typology and syntactic description. Vol. III: Grammatical categories and the lexicon*. Cambridge 1985.
- SHORE, Susanna: On the so-called Finnish passive. In: *Word* 39 (1988), S. 151–176.
- SIEBERG, Bernd: Perfekt und Imperfekt in der gesprochenen Sprache. Untersuchung zu Gebrauchsregularitäten im Bereich gesprochener Standard- und rheinischer Umgangssprache mit dem Erp-Projekt als Grundlage der Korpusgewinnung. Diss. Bonn 1984.
- SIEBERG, Bernd: Zur Untersuchung der Tempuskategorien Perfekt und Imperfekt. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 108 (1989), S. 85–96.
- SIEWIERSKA, Anna: Another theory of the passive which doesn't work. In: *Linguistics* 21 (1983), S. 557–571.
- SIEWIERSKA, Anna: *The Passive. A Comparative Linguistic Analysis*. London 1984.
- SIEWIERSKA, Anna: The passive in Slavic. In: Shibatani 1988: 243–289.
- SIMONS, Peter: *Parts. A Study in Ontology*. Oxford 1987.
- SKLADNY, Andreas: Ueber das gotische Passiv. In: *Jahresbericht des Königl. Kath. Gymnasiums zu Neisse*. Neisse 1873. S. 1–19.
- SMITH, Carlota S.: A theory of aspectual choice. In: *Language* 59 (1983), S. 479–501.
- SMITH, Stanley D./MIMICA, Ivo: Agrammatism in a Case-Inflected Language: Comprehension of Agent-Object Relations. In: *Brain and Language* 21 (1984), S. 274–290.
- SMITH, Stan/BATES, Elizabeth: Accessibility of Case and Gender Contrasts for Agent-Object Assignments in Broca's Aphasics and Fluent Anomics. In: *Brain and Language* 30 (1987), S. 8–32.
- STAMPE, David: *A dissertation on natural phonology*. New York, London 1979 (Outstanding dissertations in linguistics; 22) [= Diss. Chicago 1973].
- SOUISSI, Taïeb: Sind Tempora zeitlos? Überprüfung von Harald Weinrichs Tempus-Theorie. Bern, Frankfurt/M. 1982.

- STARKE, Günter: Was ist ein unpersönliches Passiv. In: Sprachpflege 34 (1985), S. 63–65.
- STARKE, Günter: „sein“ + Partizip II und „werden“ + Partizip II im sprachwissenschaftlichen Leistungsvergleich. In: Sprachpflege 34 (1985), S. 125–128.
- STEELE, Susan: Past and Irrealis: Just What Does It All Mean? In: International Journal of American Linguistics 41 (1975), S. 200–217.
- STEIN, Gabriele: Studies in the Functions of the Passive. Tübingen 1979 (Tübinger Beiträge zur Linguistik; 97).
- STEINITZ, Renate: Der Status der Kategorie „Aktionsart“ in der Grammatik (oder: Gibt es Aktionsarten im Deutschen?). Berlin 1981 (Linguistische Studien; A, 76).
- STEPHANY, Ursula: Aspekt, Tempus und Modalität. Zur Entwicklung der Verbalgrammatik in der neugriechischen Kindersprache. Tübingen 1985 (Language Universals Series; 4).
- STERNEMANN, Reinhard: Studien zum Futur in indogermanischen Sprachen. Habil. Schrift. Berlin: Humboldt-Universität 1969.
- STICKEL, Gerhard (Ed.): Pragmatik in der Grammatik. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1983. Düsseldorf 1984 (Sprache der Gegenwart; 60).
- STOBITZER, Heinrich: Aspekt und Aktionsart im Vergleich des Französischen mit dem Deutschen, Englischen und Italienischen. Diss. Tübingen 1968.
- STRÁŽNICKÝ, Dobroslav: Kontrastive Analyse der semantischen Struktur der tschechischen und deutschen präteritalen Tempora. Diss. Leipzig 1966.
- STREITBERG, W.: Perfective und imperfective Aktionsart im Germanischen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 15 (1891), S. 70–177.
- STREITBERG, Wilhelm: Gotisches Elementarbuch. 3., und 4. verb. Auflage. Heidelberg 1910.
- STREITBERG, Wilhelm (Ed.): Die gotische Bibel. Teil 1: Der gotische Text und seine griechische Vorlage. Teil 2: Gotisch-Griechisch-Deutsches Wörterbuch. 6., unveränd. Auflage, Heidelberg 1971.
- STERTEVANT, Albert Morey: Concerning Gothic Intransitive Verbs. In: American Journal of Philology 59 (1938), S. 460–470.
- STUTTERHEIM, Christiane von: Temporalität in der Zweitsprache: eine Untersuchung zum Erwerb des Deutschen durch türkische Gastarbeiter. Berlin, New York 1986 (Soziolinguistik und Sprachkontakt; 2).
- SZEMERÉNYI, Oswald: Einführung in die Vergleichende Sprachwissenschaft. 3., vollständig neu bearb. Auflage. Darmstadt 1989.
- SZEMERÉNYI, Oswald: The Origin of Aspect in the Indo-European Languages. In: Glotta 65 (1987), S. 1–18.
- TAUSCHER, F./KIRSCHBAUM, E. G.: Grammatik der russischen Sprache. 15., unveränd. Auflage. Berlin 1983.
- TEDESCHI, Philip J./ZAENEN, Annie (Eds.): Tense and Aspect. New York 1981 (Syntax and Semantics; 14).
- TIEDIECK, Joseph: Perfektive und imperfektive Aktionsart im Mittelhochdeutschen. Diss. Münster 1908.
- THELIN, Nils B.: Towards A Theory of Aspect, Tense and Actionality in Slavic. Uppsala 1978 (Studia Slavica Upsaliensia; 18).
- THIEL, Rudolf: Über die grammatische Funktion des Verbs *werden*. In: Muttersprache (1957), S. 182–185.
- THOMPSON, Sandra A.: Modern English from a Typological Point of View. Some Implications of the Functions of Word Order. In: Linguistische Berichte 54 (1978), S. 19–35.
- TIERSMA, Peter Meijes: Local and General Markedness. In: Language 58 (1982), S. 832–849.

- TIMBERLAKE, Alan: Subject Properties in the North Russian Passive. In: Li 1976: 545–567.
- TIMBERLAKE, Alan: Invariance and the Syntax of Russian Aspect. In: Hopper 1982: 305–331.
- TOBLER, L.: Ueber die bedeutung des deutschen ge- vor verben. In: Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 14 (1865), S. 108–138.
- TOMAN, Jindřich: Eine Antwort auf D. Wunderlichs ‚Partizipien im Deutschen‘. In: Linguistische Berichte 111 (1987), S. 411–418.
- TRASK, Robert L.: On the Origins of Ergativity. In: Plank 1979: 385–404.
- TRAUGOTT, Elizabeth Closs: Explorations in linguistic elaboration: language change, language acquisition and the genesis of spatio-temporal terms. In: Anderson, John M./Jones, Charles (Eds.): Historical linguistics I. Amsterdam, Oxford 1974 (North Holland Linguistic Series; 12a). S. 263–314.
- TRAUGOTT, Elizabeth Closs: On the Expression of Spatio-Temporal Relations in Language. In: Greenberg 1978, Vol. III: 367–400.
- TRNKA, B.: Some Remarks on the Perfective and Imperfective Aspects in Gothic. In: Donum Natalicum Schrijnen 1929. S. 496–500.
- TROST, Klaus: Verbalaspekt und Satz aspekt. Thesen zum Aspektcharakter von Aktiv und Passiv im Russischen unter Berücksichtigung des Deutschen. In: Sprachwissenschaft 2 (1977), S. 1–26.
- TROST, Klaus: Zur semantischen Klassifizierung der Substantive im Russischen. In: Zeitschrift für slavische Philologie 48 (1988), S. 241–248.
- TROST, Pavel: Präteritumsverfall und Präteritumsschwund im Deutschen. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 47 (1980), S. 184–188.
- TURNER, Elizabeth Ann/ROMMETVEIT, Ragnar: The Acquisition of Sentence Voice and Reversibility. In: Child Development 38 (1967), S. 649–660.
- TUYN, Harry: Semantics and the Notion of Transitivity in Passive Conversion. In: Studia Neophilologica 42 (1970), S. 60–71.
- UHLENBECK, C. C.: Agens and Patiens im Kasussystem der indogermanischen Sprachen. In: Indogermanische Forschungen 12 (1901), S. 170–171.
- UHLÍŘOVÁ, Ludmila: On the role of statistics in the investigation of FSP. In: Daneš 1974: 208–216.
- ULTAN, Russel: The Nature of Future Tense. In: Greenberg 1978: 83–123.
- ULTAN, Russel: On the development of a definite article. In: Seiler 1978: 249–265 (= 1978 a).
- ULVESTAD, Bjarne: Rezension von L. Saltveit 1962. In: Language 40 (1964), S. 445–459.
- ULVESTAD, Bjarne: Die epistemischen Modalverben *werden* und *müssen* in pramalinguistischer Sicht. In: Stickel 1983: 262–294.
- ULVESTAD, Bjarne: Potentielle Modalisierung der deutschen Zukunftsäußerung. In: Deutsche Sprache 15 (1987), S. 226–236.
- VAAGLAND, Erling M.: Zur Agensangabe im sein-Passiv. In: Askedal et al. 1983: 194–200.
- VALENTIN, Paul: Zur Geschichte des deutschen Passivs. In: Das Passiv im Deutschen 1987: 3–15.
- VALK, Melvin Ehrmann: Die Bedeutung des Verbalpräfixes *ge-* in Gottfrieds von Strassburg Tristan. Diss. Madison, Wisconsin 1936.
- VALLI, Erkki: Zur Bedeutung und Verwendung des deutschen Passivs (vom Finnischen aus gesehen). In: Deutsch als Fremdsprache 8 (1971), S. 232–234.
- VAN DRAAT, P. Fijn: The loss of the prefix *ge-* in the modern English verb and some of its consequences. In: Englische Studien 31 (1902), S. 352–384.



- VATER, Heinz: *Werden* als Modalverb. In: Calbert/Vater 1975: 71–148.
- VATER, Heinz: On the Possibility of Distinguishing between Complements and Adjuncts. In: Abraham 1978: 21–45.
- VATER, Heinz: Zum deutschen Tempussystem. In: Askedal et al. 1983: 201–214.
- VATER, Heinz: Temporalität und Modalität bei der Bezeichnung von Zukünftigem im Deutschen. Manuskript eines Vortrags in Kopenhagen vom 11. 9. 86.
- VATER, Johann Severin: Lehrbuch der allgemeinen Grammatik, besonders für höhere Schul-Classen mit Vergleichung älterer und neuerer Sprachen. Halle 1805.
- VATER, Johann Severin: Praktische Grammatik der Russischen Sprache in Tabellen und Regeln nebst Uebungsstücken zur grammatischen Analyse, einer Einleitung über Geschichte der Russischen Sprache und die Anordnung ihrer Grammatik, und Berichtigungen der Heymischen Sprachlehre. Leipzig 1808.
- VELTEN, H. V.: On the Origin of the Categories of Voice and Aspect. In: *Language* 7 (1931), S. 229–241.
- VENNEMANN, Theo: Tempora und Zeitrelation im Standarddeutschen. In: *Sprachwissenschaft* 12 (1987), S. 234–249.
- VERNAY, Henri: *Syntaxe et Sémantique. Les deux plans des relations syntaxiques à l'exemple de la transitivité et de la transformation passive. Etude contrastive français-allemand.* Tübingen 1980.
- WAGNER, Fritz: Reflexivkonstruktionen und Genera Verbi. In: *Sprachwissenschaft* 2 (1977), S. 302–338.
- WALLACE, Stephen: Figure and Ground: The Interrelationships of Linguistic Categories. In: Hopper 1982: 201–223.
- WALTHER, Claus: Untersuchungen zu Häufigkeit und Funktionen des deutschen Futurs (*werden* + Inf.) in hochdeutschen Texten zwischen 1450 und 1750 (mit einem Ausblick ins Niederdeutsche). Diss. Humboldt-Universität Berlin 1980.
- WALTHER, Claus: Einblicke in die Geschichte unserer Futurform (*werden* + Inf.). In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe* (1982), S. 597–601.
- WATKINS, Arthur Rich: The Functions of the Verbal Prefix „Ge-“ in Late Middle High German as Exemplified in „Die Erlösung“. Diss. Stanford University 1948.
- WAUGH, Linda R.: Marked and unmarked: A choice between unequals in semiotic structure. In: *Semiotica* 38 (1982), S. 299–318.
- WEBER, Hans: Das Tempussystem des Deutschen und des Französischen. Übersetzungs- und Strukturprobleme. Bern 1954.
- WEIGAND, Edda: Die Zuordnung von Ausdruck und Inhalt bei grammatischen Kategorien des Deutschen. Tübingen 1978.
- WEIGAND, Edda: Zum Zusammenhang von Thema/Rhema und Subjekt/Prädikat. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 7 (1979), S. 167–189.
- WEINRICH, Harald: Tempus. Besprochene und erzählte Welt. Stuttgart 1964.
- WEINRICH, Harald: Textsyntax des französischen Artikels. In: Kallmeyer, Werner et al. (Eds.): *Lektürekolleg zur Textlinguistik. Königstein/Ts. 1980 [zuerst engl. 1971] (= 1971/1980).* S. 266–294.
- WEINRICH, Harald: Für eine nichtaristotelische Theorie der Aktiv-Passiv-Diathese in der deutschen Sprache. In: Koller, Erwin/Bürkle, Michael (Eds.): *Studien zur deutschen Grammatik. Johannes Erben zum 60. Geburtstag.* Innsbruck 1985. S. 357–374.
- WEISGERBER, Leo: Der Mensch im Akkusativ. In: *Wirkendes Wort* 8 (1958), S. 193–205.

- WEIST, Richard: Verb Concepts in Child Language. Tübingen 1982.
- WEIST, Richard M.: Prefix versus suffix processing in the comprehension of tense and aspect. In: Journal of Child Language 10 (1983), S. 85–96.
- WELLS, C. J.: German: A Linguistic History to 1945. Oxford 1985.
- WEST, Jonathan: Die Semantik der vierten Klasse des gotischen schwachen Verbums. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 99 (1980), S. 403–410.
- WEST, Jonathan: Proklitische Verbalpartikel und ihr Gebrauch in Bezug auf das verbale Aspektsystem des Gotischen. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 100 (1981), S. 331–338.
- WEYDT, Harald: Zum Status von *werden* + Infinitiv (des Futurs) im Deutschen. Manuskript eines Vortrags bei der Societas Linguistica Europaea 1986.
- WILLNAT, Heinz: Zu den Grundlagen einer Konfrontation des Russischen und Deutschen auf dem Gebiet der Aspektualität. Diss. Humboldt-Universität Berlin 1984.
- WILLMANN, W.: Deutsche Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch. III.1: Verbum. Strassburg 1906.
- WINGE, Vibeke: Versuch einer Ergänzung zur Althochdeutschen Grammatik. In: Dyhr/Hyltdgaard-Jensen/Olsen 1980: 321–335.
- WINKLER, Johanna: die periphrastische Verbindung der Verben *sin* und *werden* mit dem *participium praesentis* im Mittelhochdeutschen des 12. u. 13. Jahrhunderts. Diss. Heidelberg. Leipzig 1913.
- WISSEMAN, Heinz: Der Verbalaspekt in den älteren Darstellungen der russischen Grammatik. In: Zeitschrift für slavische Philologie 26 (1958), S. 351–375.
- WISTRAND, Erik: Über das Passivum. Göteborg 1941 (Göteborgs Kungl. Vetenskaps- och Vitterhets-Samhälles Handlingar, Sjätte Följden. Ser. A; 1,1).
- WITT, Walter: Zu einigen Funktionen der Aspektformen im Erzähltext. In: Linguistische Studien A,99: Semantische und funktionale Beschreibung des Russischen und Deutschen (1982), S. 205–212.
- WRIGHT, Joseph/SAYCE, O. L.: Grammar of the Gothic Language. 2. Auflage. Oxford 1954 (Neudruck 1981).
- WOLF, Werner: Zur Semantik und Pragmatik des Futurs im heutigen Deutsch. In: Deutsche Sprache (1975), S. 59–86.
- WUNDERLICH, Dieter: Partizipien im Deutschen. In: Linguistische Berichte 111 (1987), S. 345–366.
- WURZEL, Wolfgang Ullrich: Thesen zur morphologischen Natürlichkeit. In: Zeitschrift für Germanistik 4 (1983), S. 196–208.
- WURZEL, Wolfgang Ullrich: Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Berlin 1984 (studia grammatica; 21).
- WUSTMANN, Rudolf: Verba perfectiva namentlich im Heliand. Ein Beitrag zum Verständnis der germanischen Verbalkomposition. Diss. Leipzig 1894.
- YUAN, Jie: Funktionsverbgefüge im heutigen Deutsch: eine Analyse und Kontrastierung mit ihren chinesischen Entsprechungen. Heidelberg 1986.
- ZADOROŽNY, B.: Zur Frage der Bedeutung und des Gebrauchs der Partizipien im Altgermanischen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Halle) 94 (1974), S. 52–76 und 95 (1975), S. 329–387.
- ZATOČIL, Leopold: *Ge-* bei den sogenannten perfektiven und imperfektiven Simplizien. In: Sborník prací filosofické fakulty Brněnské University 8 (1959), S. 50–64.
- ZATOČIL, Leopold: Zum Schwund des Präfixes *ge-* in Temporalsätzen. In: Sborník prací filosofické fakulty Brněnské University 10 (1961), S. 125–140.

- ŽEREBKOV, V. A.: Zur semantischen Struktur der grammatischen Kategorie des Tempus in der deutschen Gegenwartssprache. In: *Linguistica Antverpiensia* 6 (1972), S. 185–203.
- ŽILETIĆ, Zoran: Die Verteilung der inhaltlichen Kategorien ‚bestimmt‘ und ‚unbestimmt‘ unter den Begleitern des Substantivs im Serbokroatischen und Deutschen. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Ges.-Sprachwiss. R* 29 (1980), S. 379–381.
- ZUBIN, David A.: Discourse Function of Morphology: The Focus System in German. In: *Givón* 1979: 469–504.
- ŽUIKIN, Ju. N.: Futur I und futurisches Präsens im unabhängigen Satz. In: *Deutsch als Fremdsprache* 12 (1975), S. 44–50.

# Autorenregister

Vorbemerkung: sekundär zitierte Autoren werden durch das Weglassen der Initialen kenntlich gemacht.

- Abraham, W., 71, 175, 195  
Adelung, 18  
Admoni, W., 18, 20, 22, 259  
Agrell, S., 35, 56  
Andersson, S.-G., 21, 37, 42, 224  
  
Bach, F., 47, 51  
Balin, B., 45  
Ballweg, J., 227, 247, 248, 249, 250, 252, 253, 268, 269  
Bartsch, W., 212  
Bates, E., 145, 146, 147  
Becker, K. F., 18  
Beedham, C., 2, 71  
Beer, 64  
Behaghel, O., 18, 185, 194, 195  
Benveniste, F., 166, 167, 186  
Bernhardt [ohne Vorname], 54  
Bielfeldt, H. H., 57  
Birkenmaier, W., 26  
Birkmann, T., 186  
Blumenthal, D. D., 69, 70  
Bondarko, A. V., 58  
Brinker, K., 105  
Brinton, L. J., 69, 267  
Brons-Albert, R., 204, 208, 209, 219  
Brunhuber, B., 26  
Bühler, K., 11, 81, 103  
Bull, W. R., 232  
Burks, A. W., 126  
Buscha, J., 17, 32, 36  
Bybee, J. L., 23, 27, 58, 59, 211, 221, 263, 264, 284, 288  
  
Clahsen, H., 130, 131  
Comrie, B., 5, 23, 24, 30, 31, 32, 34, 45, 46, 47, 76, 77, 79, 82, 91, 92, 93, 94, 108, 121, 129, 130, 167, 168, 211, 233, 267, 268, 269, 279, 280  
Coseriu, E., 23, 28, 72  
Cureton, R. D., 126  
Curtius, 55  
  
Dahl, Ö., 27, 111, 228, 233, 234, 235  
Dal, I., 218  
Desclès, J.-P., 78, 83, 84, 96  
De Wolf, C. M., 76, 77  
Donhauser, K., 225, 287  
Dorfeld, C., 54, 55  
Dressler, W. U., 2, 5, 6, 10, 36, 40, 41, 51  
DUDEN, 17, 20, 32, 36, 43, 44, 103, 104  
  
Eckhardt, E., 55  
Egede, 100  
Eggers, H., 159, 160, 161, 162  
Eisenberg, P., 17, 22, 86, 223, 257, 258, 259, 283  
Engel, U., 17, 21  
Erbaugh, 236  
Erben, J., 18  
Erdmann, O., 166  
Erhart, A., 4, 223, 224  
Erms, H.-W., 72, 85, 118, 120, 121, 123, 133, 140, 143, 187  
  
Fabricius-Hansen, C., 219  
Feyerabend, P. K., 59  
Firbas, J., 114  
Flämig, W., s. u. Grundzüge  
Forsyth, J., 38, 58, 60, 61  
Fourquet, J., 202, 203

- Frajzyngier, Z., 108, 180, 181  
 François, J., 21  
 Frege, F. L. G., 74  
 Friederici, A. D., 144, 145, 146, 147  
 Fuchs, A., 5, 46, 192
- Gabelentz, H. C. von der, 73  
 Geniušienė, E., 129, 177, 178  
 Givón, T., 77, 114, 121, 136, 138  
 Gladrow, W., 26, 114  
 Glinz, H., 274, 275  
 Goldmann, L., 72  
 Graetz, P. A. M., 144, 145, 146, 147  
 Grewendorf, G., 217, 227, 246, 251  
 Grice, 217, 251  
 Grimm, J., 30, 35, 54, 55, 56  
 GRUNDZÜGE, 32, 43, 44, 257, 258, 259, 260  
 Grzegorek, M., 125, 126  
 Guentchéva, Z., 78, 83, 84, 96  
 Guillaume, G., 3, 4, 15, 16, 22, 23, 71, 225
- Haider, H., 130  
 Harweg, R., 275  
 Hawkins, J. A., 267  
 Hazelkorn, L. T., 139  
 Heger, K., 5, 45, 46  
 Heidolph, K. E., s. u. Grundzüge  
 Helbig, G., 17, 32, 36, 169, 182, 183, 184, 185  
 Hendricks, R. V., 265  
 Hermann, E., 194  
 Herok, T., 76, 88, 91, 97, 98, 99  
 Heyse, 18  
 Hinsdale, E. C., 197  
 Hörmann, H., 217, 251  
 Hülser, K., 55  
 Hummel, R. D., 70
- Ickler, I., 26, 34, 35, 53, 271  
 Ivănescu, G., 228
- Jäntti, A., 85, 121, 142, 143  
 Järventausta, M., 106  
 Jakobson, R., 1, 2, 4, 5, 6, 15, 16, 17, 22, 23, 46, 60  
 Jannsen, T., 195
- Jellinek, M. H., 18  
 Jespersen, O., 287  
 Job, M., 98  
 Jörg, R., 281  
 Jongeboer, H. A., 211, 287
- Kalmár, I., 100  
 Kangasmaa-Minn, E., 108, 109  
 Karadžić, V. S., 55  
 Keenan, E. L., 77, 92, 93, 94, 129, 130  
 Khrakovsky, V. S., 74, 85  
 Kibardina, S. M., 26  
 Kiparsky, P., 205  
 Kiparsky, V., 193  
 Kirschbaum, E.-G., 57, 65, 177, 179  
 Klein, H. G., 16  
 Kleiner, M., 218  
 Klimov, G. A., 89, 99, 134  
 Kopczyński, 29  
 Koschmieder, E., 49, 236  
 Krámsky, J., 108, 113  
 Krause, W., 18, 21  
 Kristophson, J., 23
- Langacker, R. W., 180  
 Lehmann, V., 32, 37, 39, 58, 63  
 Leiss, E., 127, 128, 197, 201, 218  
 Leskien, 54, 55  
 Li, C. N., 10, 75, 79, 80, 82, 100, 131  
 Lindemann, J. W. R., 68, 70, 266  
 Lindgren, K. B., 280, 281  
 Lindsley, J. R., 133, 141  
 Lloyd, A. L., 66, 67  
 Lötscher, A., 199  
 Löttsch, R., 169  
 Lomonosov, 28, 29  
 Lu, K., 110  
 Lyons, J., 5, 23, 24, 25, 31
- Maddieson, I., 17  
 Marache, M., 70  
 Marchand [ohne Vorname], 16  
 Marshall, M., 211, 212  
 Martens, H., 54, 55  
 Martinet, A., 97  
 Maslov, Ju. S., 31, 37, 56, 57, 58, 64, 65, 66, 67, 199

- Mathesius, 114  
 Matzel, K., 197, 204, 205, 208, 209, 212, 213  
 Mayerthaler, W., 2, 5, 6, 10  
 Mazon, A., 29  
 Meid, W., 272  
 Mel'čuk, 76, 98  
 Miklosich, 49  
 Milan, C., 40, 157  
 Miller, J., 215  
 Mimica, I., 145, 146  
 Moskalskaja, O. I., 8  
 Mossé, F., 68, 69, 70  
 Motsch, W., s. u. Grundzüge  
 Mourek, V. E., 26  
 Munro, P., 180  
  
 Nabokov, 193, 212, 247  
 Naumann, B., 18, 22, 127  
 Nedjalkov, V. P., 179  
 Nespital, H., 23, 27  
 Noreen, A., 34  
  
 Ochs, E., 141, 142  
 Öberg, A. B., 157  
 Oubouzar, E., 69, 157, 159, 189, 202, 203, 223, 232, 242, 280  
  
 Panagl, O., 2  
 Pape-Müller, S., 85, 87  
 Paul, H., 18, 22, 157, 165, 166  
 Peirce, C. S., 5, 119, 126  
 Piaget, J., 24, 243, 244  
 Pietsch, P., 54, 55  
 Plank, F., 26  
 Polenz, P. v., 22, 255, 256, 257, 258  
 Pollak, W., 16, 21, 55, 57  
 Primus, B., 94  
 Prinzhorn, M., 130  
 Pulgram, E., 16  
 Pusch, L. F., 48, 264  
  
 Quirk, R., 265, 266, 279  
  
 Rauh, G., 4  
 Regnell, C. G., 28  
 Rice, A. L., 64  
  
 Rodde, J., 28  
 Rösch, O., 261  
 Rosch, E., 2, 76  
 Růžicka, J., 169  
 Rygaloff, A., 167  
  
 Sacker, U., 237  
 Safarewicz, J., 134  
 Šafranov, 29  
 Saltveit, L., 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 209, 210, 214, 218  
 Sapir, 89  
 Sasse, H.-J., 167  
 Šaumjan, S. K., 28, 78, 83, 84, 90, 91, 92, 93, 94, 96, 98  
 Scaffidi-Abbate, B., 197  
 Ščerba, 26  
 Schlachter, W., 21  
 Schleicher, A., 54, 55  
 Schnelle, H., 231  
 Schuchardt, H., 89, 137, 187  
 Schüttrumpf, M., 28  
 Schützeichel, R., 204  
 Schwall, U., 21  
 Seidel, E., 200, 201  
 Senn, A., 238  
 Shapiro, M., 6  
 Shaumyan, s. u. Šaumjan  
 Shibatani, M., 76, 106  
 Shore, S., 108, 109  
 Sieberg, B., 271, 277, 278, 282, 283  
 Siewierska, A., 71, 105, 109, 111, 112, 113, 114, 135  
 Simons, P., 53  
 Smith, S. D., 145, 146, 147  
 Smolka, K.-D., 130, 131  
 Smotrickij, 29  
 Stampe, D., 17  
 Steele, S., 224  
 Steinitz, R., 22, 227  
 Stephany, U., 6, 229, 232, 236, 239, 243  
 Sternemann, R., 216  
 Stobitzer, H., 16  
 Strážnický, D., 276, 278  
 Streitberg, W., 18, 21, 54, 56, 57, 63  
 Stutterheim, C. v., 4  
 Szemerényi, O., 235

- Tauscher, E., 57, 65, 177, 179  
 Thompson, S. A., 10, 75, 79, 80, 81, 82, 100, 131  
 Timberlake, A., 23, 24, 44, 45, 46, 47, 77  
 Tobler, L., 54  
 Trnka, B., 64  
 Trost, K., 53  
 Trost, P., 281, 282  
 Trubetzkoy, N. S., 1  
  
 Uhlířová, I., 113, 114, 120  
 Ultan, R., 211, 236, 239  
 Ulvestad, B., 194, 197, 204, 208, 209, 212, 213, 219  
  
 Valentin, P., 215  
 Van Draat, P. F., 70, 71  
 Vater, H., 194, 196, 208, 209, 210, 212, 218, 219  
 Vater, J. S., 18, 28, 29  
  
 Vennemann, T., 245, 246, 247, 248  
 Vuk, s. u. Karadžić  
  
 Wallace, S., 151  
 Watkins, A. R., 69  
 Weber, H., 200, 201, 212, 213  
 Weinrich, H., 11, 116, 151  
 Weisgerber, L., 86  
 Wellmer, 81  
 Weydt, H., 226, 227, 246, 247  
 Wissemann, H., 28, 29  
 Wittgenstein, L., 77  
 Woodbury, 93  
 Wunderlich, D., 275  
 Wurzel, W. U., 2  
  
 Žerebkov, V. A., 45  
 Žuikin, Ju. N., 199, 200, 203, 204, 205, 206, 222

# Stichwortregister

- Abgeschlossenheit/Nichtabgeschlossenheit, 30, 33, 34, 41, 46, 47, 61, 63, 158, 179, 184, 189, 191, 202, 237, 242, 270, 272, 274–276, 279  
 Absolutiv, 90, 92–96, 100  
 Abstrakta, 128, 129  
 Additivität/Nonadditivität, 47–52, 58, 66, 67, 110, 115, 121, 151, 156, 170, 173, 183, 189, 191, 199–204, 206, 208, 213–218, 220, 221, 226–231, 233, 238, 240, 242, 243, 248, 252–255, 257, 258, 260, 261, 263, 265–268, 270–283, 285, 288, 289  
 Adjektiv, 127–129, 171, 172, 179, 185  
 Agens, 8, 9, 75, 77, 78, 80–97, 99–102, 106, 107, 113, 115–120, 131, 135, 137, 138, 140, 142, 144–150, 152, 153, 164, 168, 169, 182, 185, 186, 188  
 Agensangabe, 73, 85–87, 116, 144, 148  
 Agensellipse, 85  
 Agenshervorhebung, 86, 87  
 Agensreduktion, 73, 84–86, 88, 133, 149  
 Agenssubjekt, 10, 75, 76, 78, 79, 88, 90, 92, 93, 95–97, 99, 106, 107, 112, 113, 118, 120, 133, 143, 144, 146, 153, 164, 175, 176, 178, 183  
 Agensverb, 97  
 Agenszentralität, 99  
 agglutinierende Sprachen, 27  
 Akkusativ, 90, 94, 95, 103, 104, 112, 146, 283  
 Akkusativsprachen, 89–91, 93–95, 97–99, 101, 106, 117, 119, 120, 133, 134, 138, 140, 152, 153, 167, 172, 174, 188, 189, 231, 286  
 Aktionsarten, 9, 10, 75–77, 80, 86, 87, 89, 90–97, 99, 100, 103, 107, 113, 114, 116, 123, 125, 126, 130, 132, 133, 136, 140, 141, 147, 153, 175, 177, 178, 180, 187, 188  
 Aktionsarten, 12, 18, 20–22, 25, 30–38, 40–42, 44, 45, 48–50, 52, 54, 56–58, 62, 67–69, 155, 157, 177, 194–219, 227, 240, 247, 253, 255–271, 288  
 Aktionsartneutralität, 36, 257, 258  
 Aktiv, 13, 73–75, 77, 83, 86, 87, 97, 99, 101, 102, 104, 109, 110, 119–122, 126, 132–134, 141, 143–145, 147, 148, 152, 153, 159–162, 164, 165, 167, 169, 172, 175–178, 187, 257, 260–262, 286, 288  
 Aktivsprachen, 89, 99, 101, 133, 134  
 Aktivzeit, 228–230, 237, 248–253, 268  
 Allgemeine Grammatik, 18, 28, 29  
 Altenglisch, 68, 69, 161, 266  
 Althochdeutsch, 12, 54, 55, 68, 69, 108, 157, 159–163, 202, 203, 215, 237, 240–242, 266, 272, 287  
 Altkirchenslavisch, 54, 187, 197  
 Altnordisch, 69  
 Altsächsisch, 62, 161–163  
 analytische Konstruktionen, 166, 167, 172, 187, 195, 197, 198, 202, 203, 207, 216, 218, 219, 232, 233, 235, 240, 241, 254, 263–266, 271, 272, 278, 282, 287–289  
     s. a. periphrastische Konstruktionen  
 analytische Sätze, 130  
 analytische Sprachen, 26, 27  
 Anaphorik, 11, 13, 14, 79, 94, 117, 135, 136, 149–155, 170–174, 178, 180, 185–189, 207, 220–225, 231, 244, 245, 250, 255, 256, 259, 261, 263, 286, 287  
 Anomie, 145, 146  
 Antipassiv, 88–101, 105, 106, 133, 134, 149, 150, 155, 158, 169  
 Antipassivierung, 96  
 Aorist, 224, 234, 235, 243, 272, 281  
 Aphasie, 74, 144–148  
     s. a. Broca-Aphasie  
     s. a. Wernicke-Aphasie  
 Aramäisch, 181  
 Arbitrarität/Nonarbitrarität, 5, 6, 9, 10, 117, 119, 120, 132, 148, 153, 186, 285, 290, 291  
 Archilexem, 129, 130  
 Argumentreduktion, 73



- Artikel, 10, 11, 25, 26, 53, 78, 82, 83, 100, 108–110, 113–115, 138, 139, 150, 151, 286, 287  
 Aspekt, 2–6, 12–71, 74, 75, 101, 102, 105, 108, 121, 126, 150–152, 154–156, 164, 173, 174, 180, 182, 192, 193, 195, 198, 199, 202, 203, 206, 207, 214–216, 221, 227, 229, 231–245, 253–285, 287–289  
   s. a. imperfektiver Aspekt  
   s. a. perfektiver Aspekt  
 Aspektaffinität, 37, 39–41, 174, 182, 217  
 Aspektauflösung, 12, 203, 240, 261, 266  
 Aspektdefinition, 46, 47  
 Aspektforschung, 15, 21, 22, 37, 53, 56, 57  
 Aspektlabilität, 226, 227  
 Aspektneutralität, 182, 195, 198, 205  
 Aspektpaar, 15, 16, 21, 31–33, 35, 37, 38, 40, 49, 51, 53, 56–59, 62, 65, 68, 70, 202, 203, 217, 226, 229, 240, 258, 261, 267  
 Aspektpartner, 15, 30–32, 38, 39, 52, 58, 62, 63, 67, 68, 255, 256, 258, 261, 288  
 Aspektsensibilität, 14, 71  
 Aspektualität, 14, 21–23, 25, 26, 38, 41, 44–54, 58, 60, 63, 69–71, 80, 97, 104, 121, 155, 157, 158, 165, 173–176, 179, 180, 190, 191, 196, 198–222, 225, 226, 229, 231–245, 247, 253–283, 289  
 Atemporalität, 227, 228, 230, 245–248  
 Außenperspektive, 12, 34, 35, 37, 39, 40, 42, 45–47, 50–52, 67, 104, 110, 150–152, 205, 230, 232, 233, 235, 237, 239–243, 245, 252–254, 261, 265, 273, 282, 285, 288  
 austronesische Sprachen, 77  
 Auxiliarverb, 263, 277  
  
 Baskisch, 89, 187  
*be*-Präfix, 264, 271, 283  
 Bedeutung, 74  
 Begrenztheit/Nichtbegrenztheit, 33, 37, 42, 43, 46, 199, 200, 202, 205, 228, 230, 247, 256, 262  
 Bekanntheit/Unbekanntheit, 9–11, 80, 82, 85, 86, 101, 111, 116, 119–121, 123, 125, 126, 131, 286  
 Belebtheit/Unbelebtheit, 77, 83, 99, 106, 112, 131, 134, 142, 143, 145–148, 178  
 Betrachterstandort, 45, 46, 48, 49, 51, 52, 102, 154, 228, 230, 232, 244, 269  
 Betrachtzeit, 228, 230, 237, 244, 248–253  
 Bewegungsverb, 65  
 Bezeichnung, 74  
 Bikul, 83  
 Broca-Aphasic, 144–148  
 Bulgarisch, 243  
 Bybee-Gesetz, 263, 288  
  
 Cebuano, 76  
 Chamorro, 77  
 Chinesisch, 26, 110, 167, 181  
 Chronogenese, 3  
 Comment, 80  
 continuous form, 30  
   s. a. progressive aspect  
 count nouns, 265  
  
 Dakota, 236  
 Dativ, 102, 104  
 Dauer, 30, 36, 44, 48, 265  
 Definitheit, 9–11, 75, 77–88, 100, 101, 106–117, 119, 121–126, 131, 132, 138, 139, 141, 149, 150, 151, 153, 221, 286  
 Definitsubjekt, 79, 80, 82, 83, 112, 113, 116  
 Deixis, 7–9, 10, 24, 45–47, 94, 102, 103, 106, 119, 120, 126, 127, 143, 225, 232, 244, 245, 270  
 Derivation, 25, 27, 31, 36, 58, 59  
 Deskription, 20  
 Determiniertheit/Indeterminiertheit, 25, 26, 65, 66  
 Detransitivierung  
   s. Intransitivierung  
 Deutsch, 1, 2, 12, 14, 16–18, 20, 22, 23, 25, 26, 28–30, 33, 35, 39–44, 48, 50, 52, 53, 56, 62, 69, 70–72, 79, 81, 87, 88, 95, 98, 103–110, 114, 118, 119, 121, 122, 130, 131, 133, 142–144, 152–154, 157, 158, 160, 162, 164–177, 179, 182–283, 287–290  
 dhagestanische Sprachen, 98  
 Diachronie, 53, 54, 66, 139, 142, 156–164, 175, 177, 181, 189, 190, 197, 199, 201–203, 218, 223, 231, 235, 239, 263, 264, 276, 277, 281–283, 285, 290

- Diskurspragmatik, 9, 10, 116–119, 126  
 Distanz, 243, 273, 275, 287  
 Durativität, 18, 36, 41, 43–45, 157, 165, 169, 170, 176, 179, 184, 194, 196–198, 204, 205, 209, 214, 216, 218, 219, 229, 235, 241, 258–260, 272, 280  
 Dyirbal, 90–93, 96  
 dynamic verbs, 265, 266  
 egozentrischer Standpunkt, 3, 10, 11, 81, 154, 243, 244  
 Eigenname, 132, 141  
 Englisch, 9, 16, 30, 34, 42, 69–71, 76, 78–80, 82, 108, 109, 114, 119, 121, 139, 144, 156, 158, 168, 180, 181, 192, 193, 211, 212, 223, 264–268, 271, 278, 279  
 Enthematisierung, 115  
 Entthematisierung, 86  
 Enttopikalisierung, 115, 116  
 Ergativ, 90, 91, 93–95, 101, 134, 139  
 Ergativität, 91, 98–100, 137, 138, 140, 167–169, 186  
 Ergativprädikat, 91, 99  
 Ergativsprachen, 88–101, 106, 107, 116, 119, 133, 153, 286  
 Erststellung, 10, 75, 78, 79, 113, 117–119, 144, 145  
 Eskimosprachen, 89, 93, 100  
 Extension, 125–130  
 Familienähnlichkeit, 13, 77, 151, 274  
 Farbtermini, 128  
 Figure – Ground, 151, 154  
 Finalität, 72  
 Finnisch, 106, 108–110, 116, 236  
 finnougriische Sprachen, 139  
 flektierende Sprachen, 27  
 Flexion, 25, 27, 31, 58, 264, 288, 290  
 Französisch, 16, 28, 55, 56, 134–140, 142, 156, 187, 192, 200, 201, 206, 211, 212, 223, 243, 259, 264  
 Frühneuhochdeutsch, 54, 223  
 Funktionale Satzperspektive, 86, 114  
 Funktionsverb, 258, 259, 262, 263, 277, 278, 288  
 Funktionsverbgefüge, 14, 71, 123, 255–271, 278, 283, 288, 289  
 Futur, 2, 14, 18, 22, 28, 29, 54, 55, 61, 152, 159, 187–219, 221–224, 226–228, 230–233, 236–242, 245, 246, 249, 252, 253, 255, 256, 261, 264, 269, 270, 273, 287, 288  
 Futur II, 222–224  
 futurisches Präsens, 192, 195, 198–219, 229–231, 246–249, 252–255  
 Futurkontrolle, 14, 23, 192–194, 208–219, 288, 289  
 Ganzes, 33, 34, 46, 51, 57, 58, 60, 61, 66, 151, 232, 236, 262, 264, 265, 285  
*ge-(ga-, gi-)*Präfix, 51–56, 62–64, 67–70, 202, 215, 237, 240–243, 265, 266, 287  
 Gegenwart, 154, 191, 235, 244–247, 250, 251, 272  
 Geisteswissenschaft, 72  
 Genesis, 160  
 Genitiv, 92, 94, 95, 102, 104, 113, 139  
 Genus, 145  
 Genus verbi, 2, 4, 14, 22, 41, 151, 155, 156, 167, 172, 263, 264, 284, 286, 288  
   s. a. Aktiv  
   s. a. Antipassiv  
   s. a. Passiv  
 Genuskongruenz, 145, 146  
 germanische Sprachen, 174, 218, 255, 266, 272, 281  
 Geschehenskonstruktion, 97, 98, 105, 133, 140, 143, 153, 207, 221, 222, 261, 263  
 Geschehensperspektive, 13, 98, 99, 101, 102, 105, 134, 150, 152, 154, 262, 264, 287  
 Geschehensverb, 97–99, 105, 133, 134, 140, 153, 222, 261  
 geschriebene Sprache, 134, 142, 204, 208, 209, 276, 281  
 gesprochene Sprache, 134, 139, 141, 142, 204, 208, 209, 212, 276, 277, 279, 283  
 Gilyak, 167, 168  
 Gleichzeitigkeit, 49, 61, 62, 179, 232, 248  
 Gotisch, 12, 18, 39, 52–71, 157–159, 162, 173, 179, 184, 186, 187, 195, 197, 237, 238, 240, 256, 272  
 Grammatikschreibung, 18, 20, 22, 23, 26, 29, 35, 55, 127, 156, 161, 178, 184, 204, 236, 253, 255, 289

- grammatische Kategorien, 1–15, 17, 18–20, 284–291  
 deiktische (indexikalische), 4–11  
   s. a. Deixis  
 einfache, 1, 4, 5, 15, 155, 230, 284  
 ikonische, 4–11  
 komplexe, 1, 4, 5, 15, 41, 155, 230, 254, 284  
   s. a. Aspekt  
   s. a. Modus  
   s. a. Passiv  
   s. a. Tempus  
   s. a. Resultativum  
 grammatische Muster, 19, 20, 25–27, 55  
 Grenzbezogenheit/Nichtgrenzbezogenheit, 37–40, 42–44, 51, 57, 156, 191, 195, 196, 199, 200, 215, 216  
 Griechisch  
   Altgriechisch, 16, 55, 64, 108, 223, 224  
   Neugriechisch, 243, 279  
  
*haben* (Auxiliar), 180, 186–189, 203, 258–260  
*haben* + Partizip II, 162, 166, 167, 169, 170, 172, 174, 188, 189, 206, 240–242, 261, 272–275, 280  
*haben*-Perfekt, 21, 70, 156, 165, 188, 202, 203, 275–278  
 Handlungskonstruktion, 133, 143, 261  
 Handlungsperspektive, 13, 98, 99, 101, 102, 105, 134, 150, 152, 154, 262, 264, 286  
 Handlungsverb, 97–99, 105, 133, 134, 145  
 Heliand, 160  
 Hierarchie, 92–94, 111, 114, 116, 118, 129, 146, 147  
 Hintergrund, 151, 152, 154  
 historisches Präsens, 160, 246, 248–252  
 Holistik, 42, 48, 50–53, 58, 62, 67, 195, 230, 232, 235, 242, 255, 264  
 Homonymie, 71, 139, 141, 156, 180, 185, 206, 223, 224, 289  
 Hopi, 236  
  
 Ikonizität, 9, 19, 41, 59, 81, 82, 107–109, 112, 116, 117, 119, 120, 130, 138, 143, 153, 264, 286  
   s. a. Zeichen, ikonische  
  
*imparfait*, 16  
 Imperativ, 61, 225, 236, 287  
 Imperfekt, 14, 22, 190, 224, 234, 235, 238, 275, 277, 278, 281  
 imperfektiver Aspekt, 14–16, 18, 30, 33, 34, 38, 39, 54–58, 60, 61, 63, 71, 87, 151, 153, 155, 158, 162, 165, 166, 170, 171, 173, 174–180, 184, 189, 191, 192, 195–198, 202, 210, 215, 216, 218, 219, 226–229, 232–235, 238–243, 258, 261, 262, 272, 275, 276, 279, 280, 289  
 Imperfektivierung, 15, 31, 38, 50, 57, 65, 68, 266  
 Imperfektivität, 18, 20, 36, 38, 42, 43, 57, 60, 61, 157, 158, 215, 231–245, 275, 280, 289  
 Implikationsrelationen, 2, 17, 92–94, 217, 220  
 Inchoativität, 36, 42, 215, 216  
 Indefinitheit, 9–11, 80–82, 84, 100, 101, 106–111, 113–117, 119–121, 125, 126, 132, 138, 141, 151, 153, 221, 286  
 Indefinitkasus, 101  
 Indefinitpronomen, 110  
 Indefinitum, 109  
 Indexikalität  
   s. Deixis  
   s. Zeichen, indexikalische  
 indoeuropäische Sprachen, 69, 72, 89, 90, 134, 139, 166, 167, 174, 181, 186, 216, 223, 235, 236, 272, 273, 282, 290  
 Indoiranisch, 223  
 Indonesisch, 181  
 Infigierung, 41  
 Infinitiv, 31, 205  
 Ingressivität, 272  
 Inklusionsrelation, 49, 103, 104, 220  
 Innenperspektive, 12, 14, 34, 35, 38, 39, 42, 45–51, 61, 67, 110, 150, 152, 154, 199, 230, 232, 233, 235, 237, 239–241, 243, 245, 253, 254, 266, 269, 270, 273, 282, 285  
 Instabilität, 54, 68, 155, 189, 254, 270, 284  
 Intension, 127–129  
 Intensivum, 44  
 Intransitivierung, 87, 88, 95, 96, 100, 149, 164, 176, 177, 188

- Intransitivität, 86–90, 96, 102, 104, 106, 157, 159, 161–170, 172–174, 176, 180, 182–185, 188, 189, 242, 261, 272
- iranische Sprachen, 108
- Irrealis, 224, 287
- Isidor, 159, 163
- Isländisch, 166
- Italienisch, 152, 243
- Iterativität, 18, 36, 38, 45, 57, 216, 266
- Iterativum, 38, 44, 49–51, 53, 56, 66, 67, 216, 272
- Japanisch, 181
- Kasus, 9, 25, 82, 89, 90, 92, 93, 100, 101, 112, 129, 137–141, 143, 146, 147, 178
- Kasusrahmen, 53
- Kataphorik, 11, 13, 14, 79, 94, 116, 149, 150, 152–155, 170, 172–174, 186–189, 220–225, 231, 244, 245, 261, 263, 286, 287
- Kategorie  
s. grammatische Kategorien
- Kategorienradius, 105
- Kategoriensplitting, 201
- Kategorisierung, sprachliche, 3, 75, 284–287
- kaukasische Sprachen, 89
- Kausalität, 72
- Kausativität, 260, 261, 263, 288
- Körperteilbezeichnungen, 103, 104
- Komplexität, 1–5, 15, 16, 26, 41, 52, 53, 59, 71, 74, 185, 230, 232, 237, 239, 254, 264, 290
- Konditional, 223, 264, 287
- Konditionalsatz, 70
- Kongruenz, 22, 75, 102, 107, 131, 142, 147
- Konjunktiv, 190, 206, 223, 224, 281, 282, 289
- Konkrete, 128, 130
- Konstruktionsrichtung, 187, 188
- Kontext, 124, 126, 128, 143, 151, 197, 214, 217, 225–227, 246–248, 251, 258
- Kontinuativität, 194, 196
- Kontinuativum, 51, 52
- Kontraikonizität, 153, 286
- Kotext, 143, 151, 214, 217, 246–248, 258
- Kreativität, 11
- Kursivität, 157
- Kwaa, 81
- Latein, 16, 69, 127, 159–163, 166, 204
- Lexikon, 31, 32, 36, 59, 60, 105, 127–132, 285
- Linearität, 9, 19, 79, 80, 107, 114, 117, 119, 120, 152, 153, 263, 269, 270, 286
- Litauisch, 238
- Lokalisation, 8, 9, 24, 34, 37, 38, 47, 94, 103, 126–128, 150, 230, 232, 238, 244–246, 269
- Mandarin, 80, 82, 236
- Mandschu, 228
- Markiertheit/Unmarkiertheit, 1–3, 6–8, 11, 16, 17, 38, 51, 52, 60–62, 65, 74, 88–92, 94, 98, 100, 101, 106, 110, 111, 113–116, 118–120, 127, 137, 140–150, 165, 182, 185, 187, 198, 205, 213, 227, 228, 230, 235, 243, 245, 248, 250, 252, 254, 263, 265, 267, 286, 288
- Markiertheitsabbau, 185, 290
- Markiertheitsaufbau, 290
- Markiertheitstheorie, 2, 16, 290
- Markiertheitsumkehrung, 61, 62, 154
- Markierung, 9–11, 19, 36, 37, 59, 69, 74, 78, 82, 87, 94, 97, 120, 127, 135–141, 145, 147–149, 152, 164, 169, 202, 222, 223, 231, 236–238, 249, 266, 275, 286, 288
- mass nouns, 51, 265  
s. a. Kontinuativum
- Maya, 93
- Mediopassiv, 178
- Medium, 169, 175, 178
- Mengenbezeichnung, 103
- Mereologie, 47, 53, 285
- Merkmalskonkurrenz, 163
- Metaphorik, 11, 34, 47
- Mitteldeutsch, 203
- Mittelenglisch, 69
- Mittelhochdeutsch, 12, 18, 54, 55, 68–70, 237, 240, 287
- Mittelkonstruktion, 175–178  
s. a. Medium

- Modalisierung, 192, 196–199, 203, 205–208, 210–213, 215–225, 227  
 Modalität, 45, 128, 192, 193, 197–227, 247, 253, 255, 282, 284, 287, 288  
 Modalverb, 70, 194, 197, 198, 206, 208, 209, 211, 218, 219, 277, 280  
 Modus, 2–4, 12, 14, 22, 59, 105, 127, 151, 154, 190, 192, 193, 196, 198–219, 221–227, 231, 247, 253, 255, 263, 264, 270, 273, 282, 284, 286–288  
 Modusssystem, 225, 226  
 Monosemierung, 8  
 Mutativ, 43  
  
 Nachfolgezustand, 179, 180, 183–186, 191, 240, 242, 271–275  
 Nachher, 9, 10, 34, 47, 79, 119, 152, 249  
 Natürliche Morphologie, 2, 3, 5, 290  
 Natürliche Syntax, 10, 11, 117, 130, 148, 150, 153, 286  
 Natürlichkeit, 9, 10, 76, 82, 116, 117, 120, 130, 144, 148, 150, 153, 285, 286  
 Naturwissenschaft, 72  
 neuindische Sprachen, 27  
 Nibelungenlied, 54  
 Nichtteilbarkeit  
   s. Teilbarkeit  
 Neutralisation, 27, 171, 174, 185, 189, 191  
 Niederländisch, 144  
 Nominalisierung, 255, 257, 258, 263, 283  
 Nominalkategorien, 51, 52  
 Nominativ, 94, 95, 112, 147, 169, 178, 180  
 Nominativsprachen  
   s. Akkusativsprachen  
 Nonadditivität  
   s. Additivität  
 Nonarbitrarität  
   s. Arbitrarität  
 Norm, 204, 282, 283  
 Notker, 69, 157, 159, 189, 240  
 Numerus, 4, 6, 22, 52, 127, 129, 145, 285  
  
 Oberdeutsch, 277, 281, 282  
 Objekt, 9, 73, 80, 84, 85, 89–95, 100, 102–104, 108, 110, 112–115, 117, 121, 123, 124, 126, 129, 133, 140, 141, 149, 171, 177, 187  
 objektive Perspektive, 34, 35, 53  
 Objektsreflexiv, 178  
 Onomasiologie, 36  
 Origo, 103–106, 150, 153  
 Origokonkurrenz, 103–105  
 Ostrubuarisch, 277  
  
 Partitivität, 42, 48, 50–53  
 Partizip I, 161  
 Partizip II, 40, 41, 52, 56, 69, 70, 157, 161, 162, 164, 167, 171, 172, 183, 185, 202, 243, 266, 287  
 Partizip Passiv, 178, 179, 185  
 passé simple, 16  
 Passiv, 2, 8, 13, 14, 22, 41, 70–164, 167, 169–171, 172, 174–183, 187, 188, 191, 201, 206, 207, 221, 222, 238, 245, 255–257, 259–262, 284, 286–288  
   definites, 106–111, 115, 116, 121–127, 150–153, 155, 207, 287  
   imperfektives, 174  
   indefinites, 106–111, 115, 116, 123, 124, 150, 152–154, 287  
   perfektives, 174  
   persönliches, 108, 109, 111, 121, 123, 149, 287  
   unpersönliches, 107–110, 123, 124, 149, 287  
 Passivdefinition, 72–75, 86, 111, 149, 150  
 Passivierbarkeit, 21, 102–105, 186  
 Passivierung, 84, 88, 96, 104, 105, 114, 115, 158  
 past/nonpast  
   s. vergangen/nichtvergangen  
 Patholinguistik, 144–148  
 Patiens, 9, 75–77, 80, 81, 84, 88–93, 95–102, 107, 111–113, 115–117, 119, 135, 137, 140, 142–153, 164, 168, 185, 188  
 Patiens-Intransitivum, 88  
 Patiensobjekt, 112  
 Patienssubjekt, 95–100, 106, 107, 112, 133, 141–144, 153, 164, 167, 175, 176  
 Patiens-Topic, 112  
 Patientstopikalisierung, 112  
 Patiensverb, 97, 107  
 Patiensvorstufung, 112

- Patienzentralität, 99  
 perfective aspect, 279  
 Perfekt, 14, 21, 22, 70, 134, 157, 160, 161, 164, 165, 169–172, 174, 186, 188–192, 201, 202, 235, 242, 270–283, 288, 290  
   historisches, 160  
   Perfekt Aktiv, 165, 174  
   Perfekt Passiv, 160, 165, 174  
 perfektiver Aspekt, 13–16, 18, 28–30, 33, 34, 37, 39, 44, 49, 52, 54–58, 60, 61, 63, 67, 69–71, 151–153, 155, 157–159, 161–163, 165, 170, 171, 173, 176, 178, 179, 182–185, 189, 191–196, 200–203, 207, 209, 215, 216, 218, 222, 226–229, 232–243, 248, 253, 255–283, 288, 289  
 Perfektivierung, 15, 31, 32, 38, 39, 56, 64, 65, 69, 287  
 Perfektivität, 18, 20, 42, 43, 57, 60, 61, 68, 157–159, 162, 163, 197, 199, 215, 216, 231–245, 255–271, 273, 275, 279, 280, 289  
 periphrastische Konstruktionen, 41, 54, 69, 71, 161, 162, 175, 178, 179, 194, 202, 223, 239, 240, 278  
   s. a. analytische Konstruktionen  
 Person, 22, 102, 107, 127, 139, 145  
 Personalpronomen, 135, 136, 138, 139  
 Perspektive, 12–14, 33–36, 38–43, 45, 48, 49, 52, 53, 57, 58, 62, 67, 68, 74, 75, 98, 99, 101–103, 105, 106, 150, 154, 232, 233, 240, 254, 261, 262, 265, 267, 285, 286, 289, 291  
 Perspektivierungsalternativen, 105, 285, 291  
 Perspektivierungskategorien, 99, 105, 285  
 Perspektivierungsverben, 99  
 Phorik, 245, 270  
 Plural, 6, 51–53  
 Pluralisierbarkeit, 52, 129, 265, 266  
 Plusquamperfekt, 202, 232, 237, 250  
 Polnisch, 29, 238  
 Portugiesisch, 243  
 Prädikation, 8, 10, 24, 30, 75, 87, 126–128, 130, 131, 142  
 Prädikativität, 8  
 Präfigierung, 36–42, 49, 50, 52, 56, 63, 64, 67–69, 241, 256, 258, 261, 262, 264, 266  
   s. a. *be*-Präfix  
   s. a. *ge*-Präfix  
 Prä-Passiv, 142  
 Präsens, 7, 14, 18, 28, 29, 49, 54, 55, 157, 159, 160, 172, 188, 189, 192–219, 222, 225–255, 261, 267–275, 282, 289  
 präsentischer Zeitbezug, 194–199, 206, 207, 210–212, 214, 218, 239–242, 246–248, 253, 256, 261, 269, 270, 272, 273, 275, 279, 280, 284  
 Präsuppositionen, 7, 9–11, 19, 61, 82, 101, 110, 116, 117, 120, 132, 138, 144, 148, 150, 153, 214, 217, 220, 250, 286, 287  
 Präteropus, 14, 231, 245, 253  
 Präteritopräsens, 186, 273  
 Präteritum, 14, 60, 61, 158, 159, 179, 184, 189, 190, 202, 203, 206, 223–225, 229, 232, 233, 235, 237–243, 246, 250, 252, 271–283, 288–290  
 Präteritumsschwund, 277–281, 289  
 progressive aspect, 266, 267  
 Prototypentheorie, 2, 76, 77  
 Prototypie, 23, 51, 76–78, 82, 91, 95, 106, 108, 117, 120, 121, 128, 129, 131, 140, 141, 143, 147, 149, 180, 220, 228–230, 235, 236, 240, 243, 245, 253, 263, 266, 267, 275, 276, 279, 282, 288  
 Pseudotransitivität, 186  
 Psycholinguistik, 24, 99, 132, 133  
 Punktualität, 43, 44, 48  
  
 Raum, 24, 46, 47, 243–245, 269  
 Referentialität, 123–132, 143, 150  
 Referenz, 7, 8, 103, 120, 121, 124, 127, 129, 133, 141  
 Referenzgefälle, 129–131, 150, 286  
 Reflexivierung, 177  
 Reflexivierungshierarchie, 129  
 Reflexivmedium, 177  
 Reflexivpassiv, 86, 178, 180, 185  
 Reflexivpronomen, 87, 177, 178, 180  
 Reflexivum, 175, 176, 178  
 Reflexivverben, 87, 184  
 Reikonisierung, 116, 117, 120, 150  
 Reinterpretation, 11, 138, 139, 206, 207, 211, 214, 215, 217, 218, 221, 222, 225, 248, 251, 252, 254, 264, 270, 272, 273, 275, 281, 282, 284–290

- Rekontextualisierung, 8  
 Relationale Grammatik, 76  
 Relativsatz, 92, 93, 96, 129, 135  
 Resultativität, 36, 43, 157, 159, 184, 259  
 Resultativpassiv, 159, 183–185, 191  
 Resultativum, 13, 14, 155, 156–190, 192, 195, 201, 202, 206, 229, 232, 233, 238, 240, 242, 243, 254, 259–261, 270–284  
     Definition, 164–174  
     Agensresultativum, 164, 165, 271, 273  
     Patiensresultativum, 164, 165, 272, 273  
 Retransitivierung, 188, 189  
 Rhema, 9, 80, 86, 101, 110, 113–117, 119, 120, 123, 286  
 Rhematisierung, 86, 115  
 romanische Sprachen, 157, 224, 243  
 Rückstufung, 84, 116, 123  
 Russisch, 1, 4, 6, 15–18, 21, 23, 25, 26, 28–33, 37–39, 42, 50, 51, 53, 56–61, 63, 64, 71, 87, 109, 111, 113, 127, 157, 166, 176–179, 180, 182, 185, 187, 193, 195, 197, 206, 215, 216, 220, 226–228, 237, 238, 253, 256, 266  
  
 Satzaspekt, 265  
 Satzrahmung, 277, 278  
 Scheinsubjekt, 115  
 Schwedisch, 110  
 Schweizerdeutsch, 281  
*sein* (Auxiliar), 180, 186–189, 203, 220, 258–260  
*sein* + Adjektiv, 171  
*sein* + Partizip II, 13, 21, 70, 107, 156–190, 242, 261, 272–275  
*sein*-Passiv, 70, 156, 164, 176, 180–182, 273–275, 289  
*sein*-Perfekt, 13, 14, 21, 70, 156, 161, 164, 165, 176, 184, 202, 203, 273–275, 289  
 semantische Rolle, 9, 10, 75, 80–82, 84, 88–97, 99–101, 106, 107, 111–114, 118–120, 125, 138, 144–148, 150, 152, 172, 175, 286, 287  
 semitische Sprachen, 55, 181, 228  
 Serbokroatisch, 145  
 Shifter, 5, 6, 46, 74, 231, 244, 251  
*sin* + Partizip II, 240, 241  
 Singular, 129, 145  
 Singularität/Nichtsingularität, 124–126  
 Sinnkonstanz, 217, 251  
 slavische Sprachen, 23–27, 30, 54–57, 64, 65, 68, 111–114, 116, 120, 145, 146, 157, 197–199, 216, 227, 233, 272, 277  
 Spracherwerb, 3, 6, 10, 11, 16, 74, 128–131, 141, 143, 229, 231, 233, 236, 239, 243, 284  
 Sprachgeschichte  
     s. Diachronie  
 Sprachkontakt, 69, 166, 187  
 Sprachkritik, 255, 258, 264  
 Sprachtyp, 78, 79, 88–99, 105, 106, 138, 150, 153  
 Sprachtypologie, 13, 73–75, 88–97, 99, 105, 167, 233, 286  
 Sprachwandel, 4, 139, 233, 290  
 Sprecherstandort, 7, 13, 33, 81, 230–232, 269, 285, 286  
 Sprechzeit, 228–230, 244, 248–253, 268  
 Sprechzeitpunkt, 24, 275  
 Standortkonkurrenz, 103–105  
 Stativ, 99, 171, 179, 180, 185, 186, 229  
 stativ verbs, 265  
 Stativpassiv, 186  
 Stilistik, 11, 13, 73, 118, 120, 140, 141, 154, 248, 250, 251, 257  
 Stoa, 55  
 Subjekt, 8–10, 22, 75–84, 88–108, 110–118, 120–134, 140, 141, 143, 145, 150, 159, 167–169, 171, 172, 177, 182, 186–188  
 Subjektdefinition, 125, 126  
 Subjekthaftigkeit, 77, 83, 87, 130, 131  
 subjektive Perspektive, 34, 35  
 Subjektsprachen, 75, 77–80, 82, 113  
 Subjektsreflexiv, 178  
 Subjekttyp, 79, 80  
 Subjektwahl, 88, 95, 96, 101, 107, 125, 126, 132, 149  
 Substantiv, 51–53, 62, 99, 110, 115, 127–130, 132, 134, 138, 146, 263, 265–267, 288  
 Suffigierung, 38, 39, 41, 44, 50, 57, 64, 177, 264, 266  
 Swahili, 181  
 Synkretismus, 112  
 Synonymie, 13, 58, 73, 74, 111, 141, 205, 212, 213, 275, 278, 286

- Syntax, 10, 11, 76, 90–92, 95, 100, 101, 115–117, 120, 139, 148, 150, 167, 168
- synthetische Formen, 263, 264, 271, 282, 287, 288
- Tatian, 55, 56, 69
- Teilbarkeit/Nichtteilbarkeit, 47–52, 58, 60, 66, 67, 199, 216, 228, 233, 257, 263, 265, 285
- Teil-Ganzes-Relationen, 45–54, 285
- Temporaladverb, 197, 214, 228, 247, 252, 253, 265, 279
- Temporalität, 24, 30–33, 40, 41, 45–47, 49, 61, 128, 179, 189, 191, 194, 195, 197, 198, 205, 206, 208–220, 227, 231, 232, 237–257, 264, 269, 272–283, 288
- Tempus, 2–4, 6, 12–14, 16, 18, 22, 24, 25, 27–30, 33, 34, 41, 47, 59, 71, 126, 151, 152, 154, 156, 158, 164, 165, 167, 172, 188–284, 286–288
- absolutes, 18, 244
- relatives, 18, 156, 238
- Tempuslogik, 47, 199, 230
- Tempussystem, 14, 199, 219, 225–231, 236, 239, 242, 247, 253, 254, 268, 283, 289
- Terminativität/Aterminativität, 42, 64–66, 68, 155, 157–159, 163, 165, 169, 170, 173, 176, 182–185, 199–219, 222, 228, 229, 240, 241, 248, 253, 255–283, 288
- Textsorten, 122, 141, 142, 213
- Thema, 8, 9, 80, 110, 111, 113, 114, 116–119, 121, 123, 125, 126, 287
- Thematisierung, 118, 120
- Theorienbildung, 20
- Topic, 10, 75–78, 80, 111–113, 117–119, 131, 138, 148, 149
- Topic-Sprachen, 10, 75, 77–80, 82, 83, 88, 90, 100, 106, 112, 113, 131
- Topic-Subjekt, 76, 77, 119
- Topikalisierung, 77, 79, 83, 111–117, 133–136, 138–142
- Transitivität, 87, 89–91, 96, 102–104, 157–159, 162–170, 172–174, 177, 182, 188, 189, 242, 261, 272
- Tschechisch, 113, 114, 120, 157, 197, 200, 201, 276, 281
- Türkisch, 181
- Übergangskategorie, 13, 14, 155, 189, 201, 217, 237, 238, 243, 284
- Ungarisch, 236
- Unhintergebarkeit, 11, 12, 46, 52, 285
- Universalien, 13, 16, 17, 23–30, 58, 69, 73, 90, 91, 93, 94, 99, 108, 109, 114, 116, 120, 130, 153, 192, 210, 211, 221, 224, 229, 251, 283, 286, 290
- Unmarkiertheit
- s. Markiertheit
- Uto-Aztektisch, 224
- Valenzreduktion, 177, 180
- Verb (Wortart), 52, 53, 61, 110, 115, 127–129, 263, 265, 266, 288
- Verbalcharakter, 12, 25, 36, 41–45, 49, 266, 279
- verbaler Plural, 51
- Verbalkategorien
- s. unter den einzelnen Verbalkategorien
- Verbalrichtung, 153, 170, 174
- Verbpaare, 12, 30, 31, 34, 35, 39, 40, 42, 53, 56–58, 62–65, 67–70, 202, 240, 255, 258, 264, 266, 267
- Verbsemantik, 97–106, 231, 235, 240, 247, 255, 257, 265, 266, 289
- Verbvalenz, 86, 103, 105, 117, 130, 136
- vergangen/nichtvergangen, 158, 184, 214, 225, 226, 229, 233–235, 240, 242, 243, 245, 250, 252, 268, 270, 282
- vergangerer Zeitbezug, 61, 188, 189, 202, 206, 226, 228, 233–239, 241, 246, 250, 251, 270–283
- Vergangenheit, 191, 202, 231, 235, 237, 247, 251, 272
- Vergangenheitstempus, 14, 16, 18, 61, 145, 152, 188–191, 206, 221, 224, 226, 229, 233–236, 239, 243, 245, 246, 249, 252, 253, 261, 269, 271–284, 287, 288
- Verweisung, 5, 10, 11, 13, 94, 120, 126, 149, 152, 231, 244–246, 249, 270, 286, 287
- Vollendung/Nichtvollendetheit, 46, 56, 272
- Vollkategorie, 14, 155, 173, 174, 182, 189, 201, 203, 217, 237–239, 271, 284
- Vordergrund, 151, 152, 154
- Vorgang, 158, 174–178, 180, 182, 199, 215
- Vorgangsmittelkonstruktion, 175–178
- Vorgangspassiv, 158, 174–182, 199



- Vorher, 9, 10, 34, 47, 79, 119, 152, 249  
 Vorstufung, 73, 84, 85, 111, 112, 114, 116, 123, 124, 133, 287  
  
*wairþan* + Partizip II, 158, 159  
*unard* + Partizip II, 158, 160–163  
*was* + Partizip II, 157, 158, 162  
 Weltwissen, 7, 8, 123, 128  
*uuerdan* + Partizip II, 159–163  
*werden* (Auxiliar), 194, 199, 214–216, 218, 238, 254–257  
*werden* + Infinitiv, 14, 29, 191–219, 220, 222, 226, 227, 240, 247, 254, 257  
*werden* + Partizip I, 218  
*werden* + Partizip II, 107, 158, 159, 169, 170, 175, 254, 259  
*werden*-Passiv, 21, 70, 156, 182, 183, 256  
 Wernicke-Aphasie, 144, 145, 147, 148  
*unesan* + Partizip II, 159–163, 184  
*wisan* + Partizip II, 157–159  
 Wortarten, 52, 127–132, 285  
 Wortbildung, 31, 32, 44, 58, 59  
 Wortstellung, 9, 10, 25, 79, 80–82, 108, 111–114, 116, 120, 130, 131, 144–147  
*würde* + Infinitiv, 223  
 Wulfila, 64  
  
 Zeichen  
     ikonische, 4–11, 19, 119, 120  
     indexikalische, 4–11, 19, 119, 126  
     symbolische, 5, 6, 119  
 Zeigfeld, 244, 245  
 Zeit, 24, 47, 243–245  
 Zeitbezug, 209, 211, 214, 235, 236, 242, 248, 249, 258, 261, 270, 289  
 Zeitlinie, 268–270  
 Zeitpunkt, 228, 269, 270  
 Zeitraum, 228, 268–270  
 zukünftiger Zeitbezug, 54, 192–220, 222, 228, 233–242, 246, 247, 256, 257, 261, 270  
 Zukunft, 191, 231, 269, 272  
 Zustand, 158, 159, 174–182, 185, 186, 191, 215, 242  
 Zustandsmittelkonstruktion, 175–178  
 Zustandspassiv, 13, 72, 107, 123, 156, 161, 164, 171, 174–183, 274, 289  
 Zustandsperfekt, 186  
 Zustandspräsens, 161  
 Zustandsreflexiv, 183, 184  
 Zustandsverb, 99, 134, 186, 220



**Walter de Gruyter**  
**Berlin - New York**

**ELKE HENTSCHEL/HARALD WEYDT**

# **Handbuch der deutschen Grammatik**

Oktav. X, 451 Seiten. 1990. Kartoniert DM 42,-  
ISBN 3 11 011596 4

Verständlich und eingängig beschreibt das Handbuch die wichtigsten Strukturen des Deutschen. Dazu bedient es sich der traditionellen Schulgrammatik. Deren Fachausdrücke erläutert es so, daß man kein Vorwissen braucht; und auf dieser Grundlage zeigt es, wie die einzelnen Phänomene in modernen linguistischen Theorien erfaßt werden. Also eine lesbare wissenschaftliche Grammatik auf dem neuesten Stand, zugleich ein Nachschlagewerk für Zweifelsfragen und ein Leitfaden zum Verständnis wichtiger Grammatikansätze.

Preisänderung vorbehalten



**Walter de Gruyter**  
**Berlin - New York**

## **STUDIA LINGUISTICA GERMANICA**

---

**WILLIAM J. JONES**

**German Kinship Terms (750-1500)**  
**Documentation and Analysis**

Large-octavo. XI, 282 pages, 4 folded maps, several figures.  
1990. Cloth DM 124,- ISBN 3 11 012023 2 (Volume 27)

**PETER AUER**

**Phonologie der Alltagssprache**  
**Eine Untersuchung zur Standard/Dialekt Variation am**  
**Beispiel der Konstanzer Stadtsprache**

Groß- Oktav. X, 358 Seiten, diverse Abbildungen. 1990.  
Ganzleinen DM 164,- ISBN 3 11 011954 4 (Band 28)

**SUSANNE M. RAABE**

**Der Wortschatz in den deutschen Schriften**  
**Thomas Murners**

**Band 1: Untersuchungen - Band 2: Wörterbuch**

Groß-Oktav. Band 1: XVIII, 404 Seiten. 1990.  
Band 2: XXXVIII, 816 Seiten. 1990. Ganzleinen DM 358,-  
ISBN 3 11 012456 4 (Band 29)

**JELLE STEGEMANN**

**Übersetzung und Leser**  
**Untersuchungen zur Übersetzungsäquivalenz dargestellt an**  
**der Rezeption von Multatulis "Max Havelaar" und seinen**  
**deutschen Übersetzungen**

Groß-Oktav. XVI, 555 Seiten. 1991. Ganzleinen DM 232,-  
ISBN 3 11 012470 X (Band 30)

Preisänderungen vorbehalten